Wickede

Memoiren
eines
Legitimisten
von
1770 — 1830.

Nach handschriftlichen Tagebüchern, Briefen und Aufzeichnungen aus dem Nachlasse des Marquis Henri Gaston de B..........

herausgegeben

von

Julius von Wickede.

Motto: A Dieu mon âme,
Mon épée au roi,
Mon coeur aux dames,
L'honneur pour moi!

Zweiter Band.

Potsdam, 1858.

Verlag von August Stein (Riegel'sche Buchhandluug).

Erstes Capitel.

Aufenthalt auf der Insel Wight. Ungeschickte Ärzte. Rettung meines verwundeten Fußes durch einen geschickten Schiffsarzt. Gefährliche Erkrankung. Wiedergenesung. Theilnahme an der Expedition nach der Halbinsel Quiberon. Planlose Leitung und unglücklicher Ausgang derselben. Blutige Kämpfe. Ermordung aller gefangenen legitimistischen Officiere. Treubruch von Seiten der Republikaner. Chouanerie. Glückliche Überfälle. Ankunft auf der Insel Dieu bei Seiner Königlichen Hoheit, dem Grafen von Artois. Zustand der Englischen und Französischen Truppen. Schlechte Aussichten für eine neue Landung. Abermalige Sendung nach Frankreich. Verkleidung. Republikanischer Waffenruhm.

Eine für mich glückliche Fügung Gottes wollte es, daß ich auf der Insel Wight Menschen fand, die sich mit Rath und That meiner ungemein annahmen. Die Matrosen des Englischen Schmugglerschiffes, was mich dort-

hin gebracht hatte, trugen mich, der ich vor Schmerz und Erschöpfung meiner selbst kaum mehr mächtig war, zuerst in ein kleines Häuschen, in dem ein alter Fischer mit seiner Tochter wohnte. Er war der Bruder vom Capitain des Schmugglerschiffes und erklärte sich auf dessen Fürsprache sogleich bereit, mir ein stilles Kämmerchen in seinem Hause abzutreten. Mit wohlthuender Freundlichkeit sorgte die Tochter, in derem jugendlich schönen Gesicht wahres Mitleid mit meiner hülflosen Lage zu erkennen war, daß das Kämmerlein reinlich und wohlgelüftet und das Bett gut bereitet und frisch überzogen wurde. Das Erste, wonach ich verlangte, war ein Arzt, denn mein verwundeter Fuß war ganz dick angeschwollen und die bereits in Fäulniß übergegangene Wunde schmerzte fürchterlich. Der Arzt erschien, besichtigte mich genau und gründlich, schüttelte den Kopf, machte eine sehr weise Miene und erklärte dann endlich mit dictatorischer Bestimmtheit, „mein Fuß müsse ohne Weiteres im Hüftgelenk abgenommen werden, widrigenfalls ich in den nächsten Tagen eine sichere Beute des Todes sein würde." Das waren denn freilich keine tröstlichen Worte und die Aussicht, als Krüppel mit nur einem Fuße mein ferneres Leben verbringen zu müssen, erschreckte mich so, daß ich fast in unmännliche Klagen darüber ausgebrochen wäre. Ich erkundigte mich, ob nicht noch ein zweiter Arzt auf der Insel zu finden sei, denn ich wollte doch

das Äußerste versuchen, bevor ich meinen ganzen Fuß opferte. Man brachte mir nun noch einen Chirurgen, der aussah, als würde er meinem sehr verwilderten Barte wohl bessere Dienste, als meinem Fuße leisten können, doch da er nun einmal da war, so wurde auch dieser würdige Mann von mir um seinen ärztlichen Rath befragt. Er schien sich darüber sehr geschmeichelt zu fühlen, zog sein Gesicht in noch viel gelehrter aussehen sollende Falten, als sein College und erklärte dann ebenfalls mit unumstößlicher Gewißheit: „dieser eine Fuß müsse herunter; ja es sei zweifelhaft, ob nicht auch an dem anderen Fuße, der eine leichte Quetschung erhalten hatte, die freilich jetzt auch sehr vernachlässigt aussah, ebenfalls eine Operation nothwendig sein würde.“ Da war ich denn vom Regen in die Traufe gekommen, und der Kerl sah aus, als könne er kaum die Zeit erwarten, mir den einen oder lieber noch beide Füße sogleich abzuschneiden. Jetzt, da ich diese Zeilen niederschreibe, kann ich freilich über den Eifer der beiden Ärzte lächeln, in dem Augenblick aber, als ich wirklich fürchten mußte, meinen Fuß den Amputirmessern in ihren ungeschickten Händen verfallen zu sehen, hatte ich ganz andere Gefühle.

Glücklicher Weise erinnerte sich jetzt die Tochter des Fischers, daß ein pensionirter Schiffsarzt der Englischen Flotte, der ein alter, finsterer, aber auch sehr geschickter Mann sein sollte, einige Englische Meilen entfernt, in

einem einsamen Landhause lebte. Mr. Hughes, so hieß er, hatte zwar schon alle Praxis längst aufgegeben und beschäftigte sich nur mit Fisch- und Vogelfang, doch wurde erzählt, daß er in seltenen Ausnahmefällen besonders schwierige Kuren mit großem Erfolge unternommen habe. Ein unbewußtes inneres Gefühl sagte mir sogleich, daß dieser Mann der einzige Arzt auf der ganzen Insel sein würde, der mir helfen könne. Mit vor Schwäche zitternder Hand schrieb ich ihm einige Zeilen, nannte ihm meinen Stand, meine Wunde, die Gelegenheit, bei der ich solche erhalten hatte, und bat ihn — wenn irgend möglich, baldigst zu mir zu kommen. Mit großer Sorge und doch wieder mit dem Gefühl der Hoffnung, harrte ich der Antwort des Arztes. Trotz des sehr schlechten Wetters kam der menschenfreundliche Mann sogleich in später Nachtstunde. Seine ganze Kleidung war zwar die eines gewöhnlichen Fischers; er war auch so eben erst vom Fischfange heimgekehrt, als er mein Schreiben erhielt, und sein Benehmen etwas polternd und doch hegte ich sogleich unbedingtes Vertrauen zu ihm und beschloß, mich seiner Entscheidung, mochte diese nun ausfallen wie sie wollte, unbedingt zu unterwerfen. Beim Schein einiger großer Pechfackeln, wie solche die Fischer mitunter bei ihrem nächtlichen Fischfange gebrauchen, untersuchte Mr. Hughes nun meine Wunde. In wenigen Augenblicken erklärte er in seiner kurzen Weise: „Geschnitten

müsse zwar sehr viel dabei werden, denn die Wunde sei arg vernachlässigt, aber nur das wilde Fleisch heraus, und kein Knochen ab, denn eine Amputation sei unnütz, und die beiden Ärzte, die dies behauptet, hätten, wie überhaupt bei jeder Gelegenheit, abermals bewiesen, daß sie große Stümper wären.“ Das waren denn sehr erfreuliche Worte für mich. Ich ward nun auf einen großen Tisch gelegt, zwei Fischer faßten meine Arme, zwei andere meine Füße, damit ich vor Schmerz nicht etwa zucken möge. Mr. Hughes ordnete bedächtig seine Instrumente und schnitt dann lange und herzhaft in meiner Wunde herum, wobei er mitunter halblaut einige mir unverständliche Englische Redensarten vor sich hinbrummte. Zwei Fischer leuchteten hierbei mit ihren Fackeln, während Mary, so hieß die freundliche Tochter des Hauses, in aller Eile einige Verbände aus ihrem spärlichen Vorrath grober Leinwand bereitete.

Die Operation dauerte fast eine halbe Stunde und war ungemein schmerzlich, aber dennoch hatte ich während derselben das frohe Gefühl, daß mein Fuß gerettet sei und Dankgebete zu Gott dem Herrn für seine Gnade, die er mir wieder jetzt bewiesen, entstiegen meiner Brust. Nach der Operation fiel ich in eine tiefe Ohnmacht.

Über zwei Monate dauerte es, bis der wackere Mr. Hughes, der mich stets mit unermüdlicher Sorgfalt behandelte, meinen Fuß so weit herstellte, daß ich an

einer Krücke etwas im Zimmer umherhinken konnte. — Wiederholt waren während dieser Zeit noch einige kleinere Operationen erforderlich gewesen und auch meine anderen Wunden, die ich früher bekommen hatte, erhielten einige Ausbesserungen. Für alle diese menschenfreundlichen Bemühungen weigerte sich Mr. Hughes aber auf das Bestimmteste, nur das mindeste Honorar anzunehmen. Auch die Fischerfamilie, bei der ich wohnte, pflegte mich fortwährend mit großer Sorgfalt und die Rechnungen, welche ich dafür zu zahlen hatte, waren höchst mäßig.

Kaum war mein Fuß so weit wieder genesen, daß ich das Lager auf einige Stunden täglich verlassen konnte, so ergriff mich ein sehr heftiges Nervenfieber und brachte mich dem Rande des Grabes nahe. Die furchtbaren Leiden der Seele und die beständigen Strapazen des Körpers, die ich in den letzten fünf Jahren fast unausgesetzt hatte ertragen müssen, äußerten erst jetzt, wo die Ruhe eintrat und die stete Spannung aufhörte, ihre bösen Nachwirkungen. Ich war recht, recht krank und soll ganze Nächte hindurch in den wildesten Fieberphantasien gelegen haben. Die Bemühungen meines menschenfreundlichen und geschickten Arztes, die sorgfältige Pflege der gutmüthigen Fischerfamilie und meine eigene abgehärtete Körperbeschaffenheit, stellten mich jedoch, Dank sei es Gottes Gnade, gänzlich wieder her. Als die erste Frühlingssonne die Insel Wight beschien, konnte ich auch das

Häuschen schon wieder verlassen und mich ihrer milden Wärme erfreuen. Von Woche zu Woche ward ich jetzt wieder kräftiger und die gesunde und einfache Nahrung, die ich genoß, die regelmäßige Lebensweise, die ich führte und die wohlthätigen Seebäder, die ich täglich nahm, obgleich das Wasser mitunter noch sehr kalt war, gaben mir bald die frühere Kraft und Gesundheit des Körpers wieder. Im Juni des Jahres 1795 fühlte ich mich wieder stark genug, um auf's Neue in die Reihen der Kämpfer für das legitime Königthum in Frankreich einzutreten. Ich hatte oft in der letzten Zeit, wenn ich das friedliche Leben der Bewohner dieser schönen Insel Wight betrachtete und ihre Genügsamkeit und ihr stillbescheidenes Glück im Kreise ihrer friedlichen Familien mit dem wilden, sturmbewegten Leben, was ich seit 1788 hatte führen müssen, verglich, eine Art innerer Sehnsucht nach einem gleichen Dasein gefühlt. — Meine Hand war es müde geworden, stets den scharfen Säbel gegen das Leben meiner Mitmenschen zu führen; mein Auge schauderte vor den wilden, blutigen Scenen, die es nur zu oft schon hatte erblicken müssen. Ich dachte es mir schön, in irgend einer stillen, ganz von dem Geräusch der Welt abgelegenen Gegend mir ein kleines Häuschen mit einigem Feld zu kaufen, meinen Kohl selbst zu bauen, meine Fische zu fangen und meine Büchse nur auf das Wild des Feldes, statt wie bisher so häufig, auf meine Feinde

abzudrücken. Aber nur auf Stunden kamen diese friedlichen, weichherzigen Gedanken in meine Brust; dann verbannte ich solche sogleich wieder, denn meine Pflicht verlangte dies. Das Schicksal hatte mich zum Träger eines uralten Adelsnamens der Bretagne gemacht und so mußte ich auch diesem Namen alle Ehre machen. In dieser Zeit des größten Kampfes zwischen dem verruchten Princip der Revolution und dem heiligen der Legitimität, durfte ich nicht feige die Hände in den Schooß legen, mich nicht einer träumerischen Ruhe hingeben, denn ich hätte alsdann schwach und erbärmlich und nicht wie ein alter, echter Edelmann, wozu Gott mich durch meine Geburt gemacht hatte, gehandelt. Jetzt, wo das legitime Königshaus meines Vaterlandes der Streiter für seine Rechte bedurfte, war mein Platz in den ersten Reihen derselben. Wenn mir dabei auch der Gedanke wieder aufstieg, daß meine gesammte Familie, ja fast alle meine Freunde, unter dem Henkerbeil dieser Revolution schon gefallen waren, und daß diese mir Alles vernichtet hatte, was mir das Leben noch theuer machen konnte, so erwachte plötzlich die Lust zur Rache mit neuer Stärke in meinem Herzen, ich sehnte mich nach Kampf und Blutvergießen und konnte den Augenblick kaum erwarten, wo ich meinen Stahl in die Brust der verhaßten Feinde wieder einbohren durfte. — Im Monat Juni war also mein Körper wieder so weit gekräftigt, daß mich Mr.

Hughes für tüchtig genug erklärte, mir neue Wunden holen zu können. Mein Dank für den wackeren Arzt, der unter einer rauhen und schroffen Außenseite ein warmes Herz und einen edelmüthigen Charakter bewahrte, war groß und aufrichtig. Für seine Bemühungen verschmähte er, wie bemerkt, jedes Honorar und meinte, ich solle mein Geld nur zum Kampf gegen diese schurkischen Jakobiner, die er wo möglich noch mehr wie ich selbst haßte, verwenden. Als ein echter Engländer liebte Mr. Hughes überhaupt die Franzosen nicht sonderlich, hatte aber Tact genug, diese Abneigung gegen meine Landsleute mir gegenüber möglichst zu verbergen, und nur auf die Demokraten zu schelten. Hierdurch verletzte er mich nicht und traf auf keinen Widerspruch. Auch von der wackeren Fischerfamilie, die mich so sorgsam gepflegt hatte, nahm ich herzlichen Abschied und es war mir ein wehmüthiges Gefühl, als ich die von Arbeit gehärteten Hände dieser guten Leute zum Letztenmal drückte. Der schönen Mary, die bald Hochzeit mit einem jungen tüchtigen Fischer machen wollte, schenkte ich noch einen kleinen Hochzeitsschmuck, der sie sehr erfreute.

Gerade zur Zeit, als ich die Waffen wieder tragen konnte, wurde von den Engländern eine große Expedition ausgerüstet, die in der Bretagne landen sollte, um sich mit den Chouans in Verbindung zu setzen. Zwei Jahre früher, als unser Krieg in der Vendée so recht

entbrannt war, hätte diese Expedition unzweifelhaft den größten Erfolg gehabt; jetzt war solcher aber schon ungleich schwieriger. Die Hälfte der rüstigen Männer in der sogenannten Vendée hatten ihre Treue für den König mit ihrem Blute besiegelt und war auf den Schlachtfeldern oder der Guillotine gefallen; die zurückgebliebenen aber fühlten sich ermattet und verlangten mehr nach Ruhe, um die geringen Trümmer ihres Besitzes wieder zu ordnen. Dazu waren fast alle die Führer des Kampfes gefallen und wenn auch Stofflet und Charette noch lebten, so besaßen diese doch lange nicht einen gleichen Einfluß, als ihn Cathelineau, Elbée, Lescure, Bonchamp und vor Allem Larochejacquelin in so hohem Grade gehabt hatten. So war leicht vorauszusehen, daß die ganze Vendée jetzt nicht mehr die gleiche Kraft, wie im Jahr 1793 entfalten würde. Die Chouanerie in der Bretagne hatte aber aus den Gründen, die ich früher anführte, niemals dieselbe Bedeutung. Eine Menge der kühnsten Chouans war ebenfalls in den beständigen Kämpfen der Jahre 1793—1795 schon gefallen und die verschiedenen Führer konnten weder so zahlreiche, noch so tüchtige Schaaren mehr zusammenbringen. Die große Amnestie, welche der Convent in Paris am 2. December 1794 für alle Kämpfer in der Vendée und Bretagne erlassen hatte, war für unsere Sache nicht ohne schädlichen Einfluß geblieben, denn sie

bewog manche Bauern, besonders solche, die Weib und Kind besaßen, die Flinte des Chouans wieder mit der Sense des Landmanns zu vertauschen. Mehrere Briefe, die ich im Frühling **1795** aus der Bretagne erhielt, besonders auch von dem alten Waldhüter, dem Vater meines erschossenen Pierre, meldeten mir diesen Zustand der Verhältnisse in zwar schmuckloser, aber dafür auch wahrer Sprache.

Ich verließ am **2.** Juni die Insel Wight, begab mich nach London und von dort ohne Aufenthalt nach Edinburg, wo Seine Königliche Hoheit der Graf von Artois damals residirte, da dieser gewünscht hatte, mich persönlich zu sprechen. Ich wurde von Seiner Königlichen Hoheit mit vieler Huld empfangen und bekam manches unverdiente Lob über meine Theilnahme an den Kämpfen in der Vendée und Bretagne zu hören. Es ward mir alsdann der Wunsch zu erkennen gegeben, daß ich mich der beabsichtigten Expedition nach Frankreich anschließen möge, und da ein solcher Wunsch für mich natürlich ein Befehl war, so rüstete ich mich sofort zu diesem neuen Feldzuge. Am **14.** Juni kam ich in Portsmouth an, von wo aus unter Befehl des Englischen Admirals Warren die erste Expedition abgehen sollte. Gleich am ersten Tage, da ich im Hauptquartier ankam, fand ich einen alten Freund, den Marquis de Guebriant daselbst, der mir über Vieles die nöthige Auskunft geben konnte.

Leider klangen seine Berichte nichts weniger als freudig und das, was ich selbst sah und hörte, bestätigten seine Worte nur zu sehr. Mit der großen militairischen Ungeschicklichkeit, welche die Engländer stets bei allen ihren kriegerischen Unternehmungen bewiesen haben (später im Spanischen Kriege von **1809**—**1814** hatte ich nur zu viele Beweise hiervon), ward auch diese Expedition wieder unternommen. Man sparte kein Geld und hatte Soldaten, welche muthig darauf schlugen; hierauf allein verließ man sich und versäumte alle weiteren Bemühungen, die einen günstigen Erfolg sichern konnten. Dabei traf ich unter vielen Englischen Officieren gänzliche Ignoranz und häufig so beschränkten Hochmuth und einen so lächerlichen Nationaldünkel, daß ich nicht wußte, ob ich darüber lachen oder mich ärgern sollte.

Auch die Truppen, die England zu dieser Expedition ausrüstete, taugten größtentheils nicht viel. Man dachte, wenn man nur so und so viel **1000** Menschen am Bord der Kriegsschiffe zusammenbrächte, so würde dies genügen; von welcher Beschaffenheit solche aber wären, darauf käme es weiter nicht sonderlich an. So rekrutirte man die zum Landen bestimmten Regimenter vielfach aus den gefangenen Französischen Republikanern, die in England auf den Blockschiffen aufbewahrt wurden. Natürlich ließen diese Kerle sich gern anwerben, da sie dadurch der schlechten Behandlung, welche die Engländer

gegen alle ihre Kriegsgefangenen stets ausgeübt haben, entgingen und den Vorsatz hatten, bei unserer Landung in Frankreich so schnell als möglich wieder zu desertiren. In welcher großartigen Weise solcher ausgeführt wurde, beweist der Umstand, daß von einer einzigen dieser so zusammengebrachten Compagnien gleich in den ersten Tagen nach unserer Landung bei Quiberon, nicht weniger als 63 Mann desertirten.

Am 16. Juni segelte unsere Flotte aus Portsmouth ab. Geld, Waffen und Munition hatten wir genug am Bord der Schiffe, alles Übrige war nur mittelmäßig oder gar schlecht bestellt, und ich hegte ein unzweifelhaftes Vorgefühl, daß diese ganze Expedition ein unglückliches Ende nehmen würde. Nun, ich hatte nicht zu rathen, sondern nur zu gehorchen und that dies denn auch nach besten Kräften. Der Graf d'Hervilly, früher Oberst des Regiments Rohan-Soubise, der jetzt zweiter Befehlshaber unserer Landungstruppen war, hatte mich zu seinem Adjutanten ernannt, und ich gab mir alle Mühe, diesen neuen Posten möglichst genügend auszufüllen. Angenehm war meine Stellung nur in so fern, daß mein unmittelbarer Chef, Graf d'Hervilly, einen ebenso liebenswürdigen als tapferen Charakter besaß und mich stets mit großer Güte behandelte; sonst gab es der Unannehmlichkeiten aller Art nur zu viele. Es fielen Zwistigkeiten und Rangstreitigkeiten, selbst sogar unter

den Französischen Officieren vor, und man hatte stets nur zu schlichten und möglichst zu versöhnen. Besonders unangenehm war mir übrigens der tägliche dienstliche Verkehr mit dem Englischen Admiral Warren und den meisten Officieren seines Stabes, obgleich unter letzteren sich doch auch einige sehr angenehme Männer, die wahre Gentlemen waren, befanden. Der Admiral selbst zeigte sich stets roh und insolent, und ich hatte oft meine ganze Kraft der Selbstbeherrschung nöthig, um seine groben Manieren ruhig zu ertragen.

Unsere Überfahrt war sehr ungünstig und da unter den Transportschiffen manche sehr schlechte Segler sich befanden, so kamen wir nur langsam aus der Stelle. Der Englische Admiral beschloß in widersinniger Hartnäckigkeit, daß die Landung auf der Halbinsel Quiberon statt finden sollte. Die Flotte fand freilich in der Bay von Quiberon einen sehr guten Ankergrund, sonst aber hätten wir an der ganzen Bretagnischen Küste keinen für unsere Zwecke ungünstigeren Landungsplatz ausfinden können, als gerade den jetzt gewählten. Wir ehemaligen Führer der Chouans, welche alle Verhältnisse des Landes genau kannten, waren alle gleicher Ansicht und setzten eine Schrift für den Admiral auf, in der die sehr vielen Nachtheile, welche die Landung bei Quiberon herbeiführen würde, auf die klarste Weise dargelegt wurden. Wir hätten in der Gegend bei Morbihan landen müssen,

wenn wir einigen Erfolg erringen wollten und nicht auf dieser unglücklichen flachen Halbinsel. Was helfen aber alle Gründe der Vernunft gegen einen so hartnäckigen Engländer, der eine fixe Idee im Kopfe hat und gar noch, wenn er dazu die unumschränkte Machtvollkommenheit eines Admirals besitzt!

So ward denn am 27. Juni bei Quiberon, auf einer flachen, sandigen Halbinsel, die so recht für die nach vieljährigen Kriegserfahrungen ungemein manövrirfähigen republikanischen Truppen zum Kampfplatz paßte, gelandet, blos weil der Admiral Warren sich dies nun einmal so in den Kopf gesetzt hatte.

„Platz für unsere Gräber ist wenigstens genug hier vorhanden", sagte beim Landen der Graf d'Hervilly zu mir, und seine düstere Ahnung täuschte ihn leider nicht. Unsere erste Unternehmung auf dieser Halbinsel wurde vom Glück begünstigt, denn wir bemächtigten uns ohne sonderlichen Verlust des Forts Penthièvre und hatten dadurch einen festen Stützpunkt. Die Besatzung dieses Forts bestand größtentheils nur aus gänzlich unbrauchbaren republikanischen Nationalgardisten und einigen alten Invaliden, und der Commandant war ein völlig unfähiger demokratischer Maulheld, daher der Widerstand, den man uns leistete, nur sehr schwach ausfiel.

Es herrschte großer Jubel über diesen ersten glücklichen Erfolg in unseren Reihen, und manche Englische

Officiere, die bisher nur ihre Dienste in den Wachtsälen des Windsor-Schlosses verrichtet hatten, glaubten jetzt wahre Wunderthaten ausgeführt zu haben und sprachen schon von unserem baldigen Einmarsch in Paris als von einer ausgemachten Sache. Eine gleich unverständige Prahlerei herrschte jetzt hier, wie ich **1792** solche beim Beginn des Feldzuges im Preußischen Lager kennen lernen mußte, nachdem die Einnahme des elenden Thionville so leicht gelungen war. Wir alten Kämpfer der Vendée schüttelten aber den Kopf, denn wir wußten aus zu häufiger Erfahrung, wie ganz anders es kommen würde, wenn wir den wirklichen Linientruppen der Republik, die nun schon in vierjähriger Kriegserfahrung eine sehr tüchtige Schule durchgemacht hatten, gegenüberstehen würden. Ich selbst hatte übrigens in diesen Tagen manche Ursache, mich persönlich im hohen Grade zu freuen. — Mehrere meiner alten Kämpfer aus der Bretagne, ja selbst aus der Vendée, kamen zu uns, und die herzliche Anhänglichkeit, welche mir alle diese wackeren Leute bewiesen, rührte mich sehr. Auch mein alter treuer Waldhüter aus unserer ehemaligen Herrschaft scheute weder Gefahr noch Mühe, um mich zu begrüßen, wenn er auch zur thätigen Theilnahme am Kampfe selbst jetzt schon zu alt war. Die treuherzigen Erzählungen des Alten über die Zustände in der Bretagne lauteten aber nichts weniger als erfreulich für uns, und die hohe Stirn

des Grafen d'Hervilly zog sich beim Anhören derselben in noch sorgenvollere Falten. Auf eine allgemeine Volkserhebung in der Bretagne, in Poitou und Anjou, wie solche zwei Jahre früher entschieden statt gefunden hätte, war jetzt nicht mehr zu rechnen; dies mußte allen nur halbwegs Einsichtigen von Tag zu Tag einleuchtender werden. Nur auf einzelne Zuzüge, die sich höchstens auf 6= bis 8000 Mann, und darunter auch nicht immer die besten Elemente, belaufen mochten, konnten wir jetzt noch zählen.

Wäre es übrigens nach meinem Wunsche gegangen, so hätte ich mir wieder ein fliegendes Corps von 60 bis 100 treuen und muthigen Chouans gebildet und mit diesen den kleinen Krieg auf eigene Faust begonnen. Der Graf d'Hervilly wünschte mich aber als Adjutanten bei sich zu behalten und so war es also meine Pflicht, auch diese mir unangenehme Stellung nach besten Kräften auszufüllen.

Der republikanische General Hoche befehligte die feindliche reguläre Armee, die jetzt von Rennes aus in Eilmärschen gegen uns anrückte. Am 3. und 4. Juli kam es wiederholt zu heftigen Gefechten, in denen wir gänzlich geschlagen wurden. Wie war dies auch anders möglich! Die in England aus gefangenen Republikanern angeworbenen Regimenter schlugen sich nur sehr schlecht. Ein großer Theil der Soldaten desertirte sogleich zu den

Feinden und die anderen, die treu blieben, brachten auch keinen Eifer mit in das Gefecht und retirirten lieber, als daß sie avancirten, trotz des rühmlichen Beispiels, welches ihnen die meisten Officiere gaben. Die Engländer, die wir bei uns hatten, kämpften wie immer, mit unerschütterlichem Muthe und zeigten zwar große Ruhe, aber geringe militairische Fähigkeiten. Unsere Chouans schlugen sich brav und viele von ihnen brachten mit ihren sicheren Büchsenschüssen den Feinden beträchtliche Verluste bei, da sie besonders nach den Officieren zielten und solche auch häufig trafen. Sie waren aber zu ungeübt, mit geschlossenen Gliedern auf einer freien Ebene zu kämpfen und konnten somit den manövrirfähigen republikanischen Bataillonen und Schwadronen auf die Länge nicht widerstehen.

Ich selbst kämpfte an diesen beiden Tagen wieder mit wahrer Freude und es ward mir recht wohl in der Brust, als ich mit meiner Büchse das tödtliche Blei in die republikanischen Schaaren senden konnte. Mein Adjutantenposten nahm mich nicht hinlänglich in Anspruch und so hatte ich mir eine treffliche Jagdbüchse von einem Englischen Officier geliehen und benutzte jede freie Minute, um einen guten Kernschuß gegen die verhaßten Feinde abzufeuern. Meine Mütze wurde mir übrigens am zweiten Tage von einer feindlichen Kugel vom Kopfe gerissen, ich selbst aber blieb unverletzt.

Durch die unglücklichen Erfolge dieser beiden Tage verloren wir wieder mehrere Punkte, die wir schon besetzt hatten und mußten uns auf die unheilvolle Halbinsel Quiberon zurückziehen. Das Klügste wäre unbedingt jetzt gewesen, diese nun doch einmal von Vornherein verfehlte Expedition aufzugeben und uns auf die Schiffe zurückzuziehen; doch sollte dies nicht geschehen. Wer der eigentliche Urheber dieser unbesonnenen Handlung war, habe ich nie recht sicher erfahren können; ich glaube aber, der Admiral Warren war es, der seine Instructionen von dem Englischen Ministerium erhalten hatte. Am 16. Juli wurde beschlossen, das befestigte Lager, welches der republikanische General Hoche mit großer Umsicht angelegt hatte, zu erstürmen. Es war dies ein völlig unsinniges Unternehmen, was entschieden unglücklich ablaufen mußte, denn zum Erstürmen von festen Schanzen, die mit gut bedienten Kanonen besetzt waren, taugten unsere Truppen am Allerwenigsten.

Mein tapferer General Graf d'Hervilly hatte die bestimmte Ahnung, daß er an dem heutigen Tage fallen würde und ließ noch am Frühmorgen, bevor wir ausrückten, einen Priester kommen, um diesem zu beichten. Ich selbst glaubte zwar nicht daran, benutzte aber auch diese Gelegenheit, mit zu beichten. Wenn es mir irgend möglich war, habe ich stets vor jedem bedeutenden Gefechte gebeichtet, denn ich fand, daß es sich viel leichter

und freier dem Tod in's Angesicht schauen läßt, wenn man kurz vorher das Herz durch die Beichte erleichtert hat.

Unser Sturm auf das befestigte republikanische Lager mißglückte gänzlich, wie dies auch leicht vorausgesehen werden konnte. Die meisten von unseren Führern, wie auch von den gemeinen Chouans, fochten zwar mit dem größten Heldenmuth; im Allgemeinen zeigte unser Heer aber ein ekelhaftes Gemisch von Feigheit, Ungeschicklichkeit und lächerlichem Dünkel. Nichts ging in Übereinstimmung, keine Ordnung herrschte in allen unseren Angriffen und es war häufig ein völlig planloses Losstürmen und ein nutzloses Aufopfern der Muthigen. Ich war an diesem Tage außer mir vor Zorn und hätte wiederholt eben so gern auf unsere eigenen Leute, wie auf die feindlichen Bataillone eingehauen. Einem schuftigen Soldaten von uns, der zu den Feinden desertiren wollte, schoß ich noch zur rechten Zeit mit meiner Pistole über den Haufen. Leider sah ich auch einen Officier von uns, der noch dazu aus einer alten gräflichen Familie Frankreichs stammte, in erbärmlicher Furcht fliehen und dadurch seinen Soldaten das schlechteste Beispiel geben. — Gerechte Empörung ergriff mich über diesen Elenden, der Stand und Namen so schändete; ich spornte mein Pferd gegen ihn an, und wollte mit meinem Säbel einen tüchtigen Hieb über seinen Kopf führen. Eine feindliche Kanonenkugel schmetterte den Fliehenden aber in demsel-

den Augenblick zusammen und übernahm so statt meiner das Rächeramt. Ich habe selten eine lebhaftere Freude über den Tod eines Menschen empfunden, als es diesmal der Fall war.

Unser General Graf d'Hervilly, der in Verzweiflung über diesen unglücklichen Tag war, fand zu seiner Freude den Tod, den er absichtlich zu suchen schien. — Eine feindliche Kugel verwundete ihn unmittelbar neben mir so schwer, daß er am zweiten Tage sein edles Leben aushauchen mußte. Seine letzten Worte, die er zu mir sprach, waren noch: „Diese unglückliche Expedition — ich habe gleich von Anfang an davon abgerathen und mich trifft keine Schuld. — Theilen Sie dies wo möglich dem Grafen von Provence mit." Er war ein braver Officier und ein ritterlicher Edelmann durch und durch, aber kein bedeutender Feldherr.

Mir selbst wurde übrigens an diesem Tage mein Pferd unter dem Leibe erschossen, so daß ich einen tüchtigen Sturz dabei erlitt, der mir aber weiter keinen Schaden brachte. Außer dem Tode meines braven Generals hatte ich noch den Verlust mancher Freunde zu beklagen, unter denen besonders der Verlust des Grafen de la Moussage, der mit mir noch zusammen in der Garde du Corps gedient hatte, mich sehr schmerzte.

Unser Gesammtverlust mochte wohl an 14= bis 1500 Mann betragen, von denen die Meisten durch das Feuer

der sehr geschickt bedienten feindlichen Geschütze gefallen waren. Immerhin des Blutes genug für ein völlig planloses Unternehmen!

Noch war das Fort Penthièvre in unserem Besitze und damit hatten wir noch immer die Möglichkeit eines sicheren Rückzuges auf die Schiffe. In den letzten Tagen waren aber wieder neue Verstärkungen, die der Graf Sombreuil befehligte, bei uns eingetroffen und so wünschte der Englische Admiral Warren, daß nochmals eine Expedition unternommen würde. Es geschah dies zwar auch, aber mit abermals unglücklichem Erfolg, denn die Truppen, welche wir hier besaßen, waren nicht im Stande, den gut eingeübten Bataillonen des Generals Hoche im offenen Felde die Spitze zu bieten.

Nach dem Tode des Grafen d'Hervilly war ich meines lästigen Adjutantendienstes im Hauptquartier enthoben und brauchte mich nun wenigstens nicht mehr über die Insolenz und zugleich militairische Unfähigkeit der meisten Engländer tagtäglich zu ärgern. Ich sammelte mir einige 40 Chouans, die meistens schon früher in der Vendée und Bretagne unter mir gedient hatten, und begann den kleinen Krieg auf eigene Hand. Wir bildeten die Vorpostenlinie gegen die Republikaner, wozu sich unsere regulären Truppen wegen ihrer vielen unzuverlässigen Leute nicht recht eigneten, und schossen uns Tag und Nacht fast mit den Feinden herum. Das unglückliche

Schicksal der ganzen Expedition konnten wir freilich nicht dadurch ändern, aber unserer Pflicht gemäß den Feinden doch noch möglichsten Schaden zufügen. Ich selbst habe in diesen Tagen wieder mit der Büchse in der Hand, ganz als ein gewöhnlicher Chouan gefochten, denn vom Befehlführen war hier nicht viel die Rede, und da ich damals ein sehr sicherer Schütze war, so sandte meine treffliche Englische Büchse ihr tödtliches Blei in die Brust manches Feindes. Übrigens verloren wir auch viele Leute. Es befanden sich bei der Armee des Generals Hoche Corsische Scharfschützen, die sehr sicher schossen, im kleinen Krieg geübt waren und für uns ungemein gefährliche Gegner abgaben.

Unsere Besatzung des Forts Penthièvre bestand aus theilweise sehr unsicheren Soldaten, unter denen sich manche heimliche Republikaner befanden. Diese traten mit dem General Hoche in Verbindung und öffneten ihm verrätherischer Weise ein Thor des Forts, so daß er solches in der Nacht vom 20. auf den 21. Juli mit nur unbedeutendem Verluste erstürmen konnte. Die republikanischen Truppen ermordeten rücksichtslos alle royalistischen Officiere und alle verwundeten Chouans, die sie in dem Fort fanden und schändeten auch mehrere daselbst anwesende Frauen von Englischen Officieren und Soldaten, die unnützer Weise ihren Männern in das Feld gefolgt waren. Eine junge, sehr schöne Englän-

derin, die zwei Tage vorher erst von London gekommen war, um ihren verwundeten Mann, einen Englischen Capitain, zu pflegen, wurde von drei republikanischen Soldaten, die ihre thierischen Lüste an ihr befriedigen wollten, verfolgt. In höchster Todesangst stürzt sie auf den ersten ihrer Verfolger zu, reißt ihm eine Pistole aus der Hand und erschießt ihn damit auf der Stelle. Die beiden anderen Soldaten stürmen mit erneuerter Wuth auf die Engländerin ein, und sie, die keine Rettung mehr sieht, springt aus dem obersten Fenster eines Thurmes und zerschmettert auf dem Steinpflaster. Der verwundete Mann, der unten in einem Zimmer liegt, sieht diesen Fall des geliebten Weibes. Außer sich vor Schmerz und Zorn, eilt er, den einen Arm noch in der Binde, die Treppen hinauf auf die beiden Mörder seiner Gattin zu, packt sie beide mit riesiger Kraft an dem Halse und stürzt sich dann zugleich mit ihnen ebenfalls von der Plattform des Thurmes auf das Pflaster herab. Alle drei fanden dabei ihren Tod.

Nach der Einnahme des Forts Penthièvre war die Lage unserer Truppen auf der Halbinsel Quiberon ungemein gefährlich und eine Einschiffung konnte jetzt kaum noch ohne die allergrößten Verluste statt finden. Es wäre vielleicht möglich gewesen, die große Mehrzahl noch zu retten, und wir Chouans erboten uns, auf das Äußerste zu kämpfen, um die Einschiffung so lange als mög-

lich zu decken. Der jetzt die Landungstruppen befehligende Graf Sombreuil, ein persönlich so tapferer und edler Mann er auch war, verlor aber in dieser äußersten Bedrängniß den Kopf und konnte sich nicht zu einem letzten verzweifelten Vertheidigungskampf entschließen. Er vertraute leider zu sehr der Rechtlichkeit des gegen uns befehligenden Generals Hoche, der ihm eine verhältnißmäßig ganz günstige Capitulation anbot. Wir sollten nämlich die Halbinsel Quiberon mit allen darauf befindlichen Waffen, Munitions- und Proviantvorräthen an die Republikaner übergeben, und dafür die Erlaubniß erhalten, uns innerhalb zwei Tagen unbelästigt auf die Englischen Kriegsschiffe zurückziehen zu können. Die Chouans, welche dies nicht wollten, sollten ihre Gewehre abgeben und straflos dann in ihre Heimath zurückkehren. Diese Capitulation, welche der General Hoche mit dem Grafen Sombreuil mündlich und in Gegenwart vieler Zeugen, unter denen ich selbst mich befand, verabredete, war den Umständen nach ganz günstig für uns, wenn sie nur gehalten worden wäre. Leider war dem nicht so, denn Versprechen und Halten war bei diesen Jakobinern etwas sehr Verschiedenes. Ich will gern glauben, daß der General Hoche, der mir ein ehrlicher, einfacher Soldat zu sein schien, wirklich die Absicht hegte, seine Versprechungen zu halten; aber er besaß nicht die Macht dazu. In seinem Lager befanden sich, wie dies

bei allen diesen republikanischen Heeren damals der Fall war, einige Commissäre des Convents, die, außer in den Schlachten selbst, wo diese Herren sich wohlweislich möglichst weit aus dem Bereich der feindlichen Kugeln zu halten pflegten, gewöhnlich mehr Einfluß wie die commandiren Generale besaßen. Daß aber solche Schurken, die an Morden gewöhnt waren, kein gegebenes Versprechen halten würden, war vorauszusehen. Ändert doch ein Wolf niemals seine Natur! Wir warnten den General Sombreuil vor der uns bekannten Treulosigkeit und Blutgier dieser Convents-Deputirten und riethen, er solle darauf bestehen, daß wenigstens Einer von ihnen als Geißel am Bord eines Englischen Schiffes zurückbleibe, bis unsere Einschiffung vollzogen sein würde. Würde hierauf nicht eingegangen, so möge er doch das Heer mit den Waffen in der Hand lieber auf Leben und Tod kämpfen lassen, als uns waffenlos der Verrätherei unserer blutgierigen Feinde überliefern.

Der Graf Sombreuil, der selbst in seinem Leben sicherlich niemals ein unwahres Wort geredet hatte, traute auch den Republikanern gleiche Rechtlichkeit in Erfüllung der eingegangenen Capitulation zu und verschmähte leider jede weiteren Vorsichtsmaßregeln. Ein unglückseliger Irrthum, der sich nur zu bitter rächen sollte! Kaum hatte das republikanische Heer sich der Waffen unserer Truppen bemächtigt, so erklärten die Commissarien des

Convents sogleich, daß General Hoche nicht die Macht habe, eine derartige Capitulation einzugehen und dieselbe daher ungültig sei. Alle Gefangenen wurden auf die roheste Weise mißhandelt, man verweigerte ihnen Nahrung und ließ alle Verwundeten ohne Pflege, so daß gleich in den ersten Tagen Hunderte von ihnen starben. Die Erlaubniß zur Einschiffung, die ausdrücklich ausbedungen war, wurde verweigert und man transportirte Alle nach Auray, wo Gerichte über sie abgehalten wurden. Diese verurtheilten alle Officiere, Edelleute, gewesenen Priester und die bekanntesten Chouans ohne Weiteres zu Tode. Nahe an Neunhundert dieser Ehrenmänner wurden auch erschossen, viele andere unterlagen aber den Strapazen und Leiden, denen man sie absichtlich ausgesetzt hatte. Dieser Bruch der Capitulation war eine That, die des Convents in Paris würdig war, und zeigte wieder recht klar, welche Niederträchtigkeiten man von den republikanischen Gewalthabern erwarten konnte, obgleich ihre Reden beständig von schönen Floskeln über Völkerglück und Freiheit überströmten.

Einer meiner Freunde, der Graf Roscoet, der auch bei dieser Gelegenheit erschossen wurde, erhielt neun Schußwunden von den Soldaten, die ihn erschießen sollten, ohne daß nur eine davon tödtlich war. Ganz mit Blut übergossen, richtete er sich wieder auf und rief laut: „Eure Schurken von Conventsmitgliedern lehren Euch

wohl nur, meineidig zu sein, aber nicht sicher zu schießen, wie es tüchtigen Soldaten geziemt!" Ergrimmt über diese Worte sprang ein Soldat aus dem zum Schießen bestimmten Peloton hervor und stieß dem Grafen Roscoet sein Bajonnet durch das Herz, so daß er augenblicklich todt zusammenstürzte. — Mich rettete ein glücklicher Umstand von diesem grausamen Schicksal meiner Gefährten. Es widerstrebte meinem Gefühl, die Waffen an diese verhaßten Feinde abgeben zu müssen und mich ihnen so ohne Weiteres zu überliefern, und ich wollte es um jeden Preis versuchen, mich ihrer Gewalt zu entziehen oder dabei das Leben einzubüßen.

Mit zehn sehr erprobten Chouans, so viel waren mir von meiner kleinen Schaar nur noch übrig geblieben, unternahm ich es in der Nacht, die vor der Waffenstreckung voraufging, mich durch die feindlichen Vorposten durchzuschleichen. Wir waren, bis an die Zähne bewaffnet, entschlossen, lieber zu sterben, als uns zu ergeben, gewandt und viel erfahren in derlei nächtlichen Expeditionen und der Gegend sehr kundig, und so konnte unser Unternehmen denn schon gelingen. Wir mußten übrigens dabei eine ganze Strecke weit auf Händen und Füßen in einem Graben fortkriechen, da die feindlichen Vorposten uns sonst entdeckt hätten. Eine republikanische Feldwache, die nicht recht wachsam war, überfielen wir, stachen einige Soldaten davon mit unseren Dolchmessern

durch die Brust, so daß sie lautlos zusammenstürzten und banden und knebelten die anderen, damit sie uns nicht verrathen konnten. Als die Sonne aufging, hatten wir uns durch das republikanische Heer hindurchgeschlichen und waren so wenigstens für den Augenblick wieder gerettet. Auf einem einsamen Kreuzwege stand ein uraltes Marienbild, was jetzt von dem frechen Muthwillen dieser republikanischen Gotteslästerer so arg verstümmelt war, daß man es kaum noch erkennen konnte. Wir warfen uns vor diesem Bilde der heiligen Jungfrau auf die Knie, um im inbrünstigen Gebete für unsere Rettung zu danken. Einige Stunden später fingen wir einen Courier ab, der dem General Hoche aus Paris wichtige Befehle überbringen sollte. Mich dauerte der arme Kerl, der in seiner Todesangst vor uns auf den Knien herumrutschte und dabei unaufhörlich sein „vive le roi!“ rief, obgleich er eine republikanische Kokarde, fast so groß wie ein Teller, auf seinem Hute trug, und ich schenkte ihm das Leben.

Einige Wochen trieb ich mich mit meinen Gefährten in den Versteckplätzen der Chouans umher, und wir hoben noch einzelne republikanische Patrouillen und Officiere auf, suchten auch mehreren Flüchtlingen von der Halbinsel Quiberon ihr ferneres Fortkommen zu erleichtern, was uns auch häufig glückte. Seitdem ich erfahren, wie schändlich man die Capitulation gebrochen und

meine gefangenen Kameraden in Auray getödtet hatte, erhielt kein republikanischer Officier, der in unsere Hände fiel, mehr Pardon, sondern wurde ohne Weiteres zusammengehauen. Die Leichen ließen wir stets ungeplündert, banden sie aufrecht an einen Baum und befestigten ein Blatt Papier vor ihrer Brust, auf dem die Worte „Rache für Auray!" mit großen Worten geschrieben standen. Wir hatten einmal schon Hoffnung, daß einer dieser Convents-Deputirten, der nach Paris zurückreiste, in unsere Hände fallen würde, und es war bestimmt, diesen schändlichen Kerl dann an der höchsten Fichte baumeln zu lassen. Leider mißglückte unser Plan, denn die Bedeckung, mit der dieser Commissär reiste, betrug einige 60 Mann und diese Übermacht konnte ich mit den 12 bis 15 Chouans, die ich unter meinem Befehle hatte, nicht zu überwältigen hoffen, daher ich den ganzen Angriff aufgab. Es diente aber ein Chouan unter mir, dessen gesammte Familie einige Monate vorher in Nantes auf Befehl dieses selben Convents-Commissärs hingerichtet war und der ihm Rache dafür zugeschworen hatte. Er versteckte sich hinter einem Baume an dem Wege, den der Wagen des Commissärs fahren mußte und schoß nach ihm. Seine Kugel verfehlte aber ihr Ziel und so wie er dies sah, schoß der Chouan sich selbst mit der Pistole durch den Kopf, um nicht in die Gewalt der republikanischen Soldaten zu fallen.

Die mehr als widersinnige Leitung dieser unheilvollen Landung auf der Halbinsel Quiberon von Seiten der Engländer, hatte mir die traurige Überzeugung gegeben, daß das legitime Königthum auf solche Weise in Frankreich nicht wiederhergestellt werden könnte. Ich war unsäglich traurig, als ich dies immer mehr und mehr einsah, denn gerade die Hoffnung hierauf war fast noch das Einzige gewesen, was mir mein ödes, freudeloses Leben bisher erträglich gemacht hatte. Unter diesen Umständen hielt ich es für nutzlos, das Leben eines Führers der Chouans, was in vieler Hinsicht dem eines Räuberhauptmanns sehr ähnelte, noch weiter fortzuführen. Was half es, wenn ich auch noch einzelne republikanische Patrouillen, Officiere und Couriere aufheben und zusammenhauen lassen konnte — denn Gefangene durften wir schon der Unmöglichkeit ihrer Aufbewahrung wegen nicht machen — da ich dadurch nur wieder ebenso viele treue Bauern der feindlichen Rache preisgab. Die Vendée und Bretagne hatten in diesen dreijährigen Kriegen schon unendliche Opfer aller Art gebracht und es war Zeit, daß sie neue Kräfte für eine günstigere Periode des Kampfes sammelten. Die Truppen der Republik waren jetzt zu wohlgeübt geworden, ihre Officiere hatten von den Franzosen und Österreichern schon zu viel gelernt, als daß man hoffen konnte, sie mit schwerfälligen und ungeschickten Engländern und zwar muthigen, aber un-

disciplinirten Chouans in offenen Feldschlachten zu schlagen. Was sollte also in der nächsten Zeit diese ganze Chouanerie, deren beste Führer dazu fast alle den Tod auf dem Schlachtfelde oder der Guillotine gefunden hatten, noch fernerhin nützen.

So wie ich diese traurige Überzeugung fest gewonnen hatte, handelte ich auch demgemäß. Zwar an meinem eigenen Dasein lag mir nichts, und ich hätte gern mein Leben geopfert, wie es mir denn auch persönlich Vergnügen machte, mich tagtäglich mit diesen so bitter gehaßten Feinden herumzuschießen. Ich hatte aber Pflichten gegen diese treuen und muthigen Bauern, die fort und fort schon so große Opfer gebracht hatten, zu erfüllen und wollte sie nicht nutzlos zur Schlachtbank führen. Befahlen die Königlichen Prinzen dies ausdrücklich, so war es eine andere Sache, denn wir hatten dann nur diesen Befehlen unbedingt zu gehorchen und wenn auch in der ganzen Bretagne kein Haus mehr stehen geblieben wäre; so forderte es unsere heilige Pflicht.

Unumwunden, wie es stets meine Art gewesen ist, sprach ich gegen meine Chouans diese Überzeugung aus und ermahnte sie, vorläufig die Waffen niederzulegen und zu ihren früheren friedlichen Beschäftigungen zurückzukehren. Die gewöhnlichen Bauern, wenn man sie nicht geradezu mit den Waffen in der Hand ergriff, wurden jetzt nicht mehr verfolgt und es war für diese eine allge-

meine Amnestie eingetreten, die auch ziemlich pünktlich gehalten wurde. So konnten meine Leute denn, ohne spätere Strafen befürchten zu müssen, ruhig nach Hause gehen. Die braven Bauern, die ohnehin jetzt sehr mißtrauisch gegen eine fernere Englische Hülfe geworden waren, befolgten meinen Rath, zerstreuten sich und suchten vorläufig ihre friedlichen Beschäftigungen wieder auf.

Ich selbst verkleidete mich als ein gewöhnlicher Viehtreiber und durchwanderte in dieser Verkleidung die Bretagne und die meisten Districte in Poitou und Anjou, wo wir **1793** und **1794** so unermüdlich gekämpft hatten. Da ich des Dialectes und der Sitten der Bretagnischen Bauern ganz mächtig war, so konnte ich mit Hülfe meiner Verkleidung und bei einiger Vorsicht diese Wanderung ohne zu große Gefahr schon unternehmen. Gar viele schmerzliche Rückerinnerungen hatte ich jetzt und wenn ich so einsam mit dem Knotenstock in der Hand in den mir wohlbekannten Hohlwegen dahin schritt, ward mir oft recht schwer um's Herz. Besonders mußte ich immer und immer wieder meines erschossenen Freundes Heinrich de la Rochejacquelin gedenken. Hätte dieser seltene Mann noch gelebt, so wäre wahrscheinlich in Anjou ein neuer Aufstand losgebrochen; jetzt aber fehlte ein Mann, den alle Bauern persönlich verehrten, und der sie wieder zum verzweifelten Kampfe begeistern konnte. Jemehr ich die sogenannte Vendée durchwanderte, desto

fester ward bei mir die Überzeugung, daß, für den Augenblick wenigstens, eine allgemeine Erhebung, wie sie **1793** geschah, nicht zu bewirken war. Die Bauern waren entmuthigt und die Republikaner klug genug, sie möglichst nachsichtig zu behandeln und nicht durch neue Gewaltmaßregeln abermals zum Kampfe zu reizen. So ließ man den Bauern jetzt auch völlige Freiheit, ihren Gottesdienst zu feiern, wie die Religion und uralte Sitte es vorschrieben. Nach wie vor fanden wieder Processionen und Wallfahrten statt, und ich selbst habe mich mit inniger Andacht einer solchen angeschlossen. Einige republikanische Truppen, die aufmarschirt da standen, machten zwar spöttische Gesichter und freche Witzeleien, als wir mit dem Kreuze und wehenden Kirchenfahnen laut singend bei ihnen vorüberzogen; sonst wurden wir aber nicht weiter in unserer Andacht gestört. Die Schändung und Unterdrückung der Religion hatte aber im Frühling **1793** die frommen Bauern wesentlich mit zum Kampfe begeistert.

Mitte September verließ ich in meiner Verkleidung Frankreich wieder und schiffte mich in Rochelle auf einer kleinen Fischerbarke heimlicher Weise nach England ein. Einige Banden, um den kleinen Krieg noch weiter fortzusetzen, hätte ich zwar auch in der Vendée mit leichter Mühe wieder zusammenbringen können; doch wollte ich dies aus den vorhin angeführten Gründen nicht mehr

thun und verließ daher Frankreich mit dem Gefühl, es wahrscheinlich in langer Zeit nicht wieder zu betreten. Am letzten Abend vor der Einschiffung wäre ich übrigens in Rochelle fast von einigen Douaniers erkannt und arretirt worden. Meine Person war noch immer geächtet und auf meinen Kopf stand ein Preis von einigen 1000 Francs, so daß ich sicher sein konnte, hingerichtet zu werden, sobald ich ergriffen wurde. Ich entwischte in der Dunkelheit jedoch glücklich den mich verfolgenden Douaniers, konnte nun aber nicht im Hafen selbst die Fischerbarke besteigen, wie dies anfänglich mein Plan gewesen war, sondern mußte eine ganze Strecke weit in das Meer hinein schwimmen und dort erst mich aufnehmen lassen.

Von der Insel Jersey, wo ich landete, segelte ich sogleich nach der kleinen Insel Dieu, die nicht weit von der Küste der Vendée liegt. Hier hatte Seine Königliche Hoheit der Graf von Artois mit ungefähr 10,000 Mann Franzosen und Engländern augenblicklich sein Lager aufgeschlagen, um nöthigenfalls eine abermalige Landung in Frankreich zu unternehmen. Seine Königliche Hoheit, der mich sehr huldvoll aufnahm, als ich mich bei ihm meldete, hatte die Gnade, mich um meine Ansicht über diese Landung zu befragen. Mit der Freimüthigkeit, die ich hoffentlich in allen Umständen meines Lebens mir bewahrt habe, sagte ich ohne Weiteres heraus, daß ich

jetzt an keinen glücklichen Ausgang dieses Unternehmens glauben könne. Es sei jetzt zu spät dazu und die Vendée zu ermattet und der Ruhe zu bedürftig, um zu einem allgemeinen Aufstand gebracht werden zu können. Der unglückliche Ausgang der Unternehmung bei Quiberon habe besonders auch sehr ungünstig auf die Stimmung der Bevölkerung in der Bretagne und Vendée eingewirkt und diese abgeneigt gemacht, auf Englische Hülfe zu vertrauen. Ich als Soldat sei natürlich mit Freuden bereit, abermals zu landen und dorthin zu gehen, wohin mich der Befehl Seiner Königlichen Hoheit schicken werde; frage man mich aber um Rath, so müsse ich von jeglicher Landung abrathen. Ich bemerkte, daß während dieses Gespräches das Gesicht Seiner Königlichen Hoheit sich in düstere Falten verzog und ich lange nicht so freundlich entlassen als empfangen wurde. Es schmerzte mich dies zwar tief, doch hatte ich nur nach bestem Wissen meine Pflicht gethan.

Einige vornehme Herren aus der näheren Umgebung Seiner Königlichen Hoheit des Grafen von Artois machten mir alsbald, nach beendigter Audienz, Vorwürfe über meine Freimüthigkeit und meinten, ich hätte doch merken müssen, daß unser Gebieter andere Worte zu hören wünschte und danach die meinigen einrichten sollen. Ich erklärte ihnen aber rundweg, ich sei weder ein Hofmann, der glatt und gewandt, noch ein Diplomat, der zwei-

deutig zu sprechen verstehe, sondern nur ein einfacher Edelmann und Soldat, der, sobald man ihn danach befragte, stets seine wahre Ansicht unumwunden aussprechen werde. Wolle man mich nicht hören, so solle man mich auch nicht fragen, denn heucheln oder gar lügen würde ich niemals. Erhielte ich als Soldat aber einen Befehl, so würde ich ihn, wenn solcher mit meiner Ehre als Officier und Edelmann sich vertrüge, ohne Weiteres ausführen. Damit ließ ich diese Herren, die über meine freie Sprache wohl etwas verlegene Gesichter machten, stehen und ging ruhig meiner Wege.

Ein junger, vornehmer Engländer, der bisher wahrscheinlich nur Pulver auf den Fasanenjagden im Parke seines Vaters gerochen hatte, und sich jetzt bei dieser beabsichtigten Landung gern die ersten Rittersporen verdienen wollte, erlaubte sich in meiner Gegenwart über die Nachrichten, die ich aus der Vendée mitgebracht hatte, zu spötteln. Einige Zeit hielt ich es unter meiner Würde, auf solch' unverständiges Geschwätz weiter zu achten, als aber der junge Gentleman sich gar erlaubte, Andeutungen zu machen, daß vielleicht Mangel an persönlichem Muthe uns die Fortsetzung des Kampfes nicht wünschenswerth erscheinen lasse, war ich es schon der Ehre meiner Kameraden schuldig, solche Englische Insolenz nicht ungestraft zu dulden. Ich sagte dem Engländer sehr scharfe Worte, auf die er mich nach unseren Be-

griffen der Ehre hätte sogleich fordern müssen, und als er dies dennoch nicht that, forderte ich ihn selbst, stellte ihm dabei aber die Wahl der Waffen völlig frei. Der Engländer wollte zwar anfänglich das Duell, was kein Englischer Gebrauch sei, ausschlagen, ward aber von allen anwesenden Franzosen und mehreren Englischen Officieren dazu genöthigt, meine Forderung anzunehmen. Er wählte nun krumme Säbel und schlug sich mit dem großen Muthe, den ich stets bei jedem Englischen Gentleman angetroffen habe, aber auch mit entschiedenem Ungeschick. Schon nach den ersten Hieben merkte ich, daß ich ihm in der Führung der Waffe weit überlegen war. Ein sündhaftes Gefühl der Rache, dessen Unrecht ich zwar später häufig bereut habe, was ich aber in dem Augenblick nicht unterdrücken konnte, ergriff mich jetzt und ich beschloß, dem Engländer eine lebenslängliche Erinnerung dafür zu geben, daß er gewagt hatte, meinen und meiner Chouans Muth nur im Mindesten zu bezweifeln. Er hatte ein hübsches, frisches Gesicht, was in den vornehmen Englischen Salons gewiß viel Glück gemacht hatte, und ich hieb ihm nun absichtlich so über die Nase, daß er für sein ganzes Leben eine sehr häßliche Narbe davon tragen mußte. Während des Spanischen Krieges von **1810—1813** bin ich mit diesem Engländer, der jetzt ein sehr tüchtiger Befehlshaber eines Englischen Cavallerie-Regiments war, wiederholt zusammengekommen.

Ich habe ihm offenherzig meine damalige Rachsucht gestanden und um Verzeihung gebeten. Er lachte und meinte, die Schmarre habe ihm erst ein recht kriegerisches Ansehen gegeben, sein Glück bei den Damen vermehrt und ihn bewogen, für immer Soldat zu bleiben und so müsse er mir eigentlich dafür dankbar sein. Wir schüttelten uns dann treuherzig die Hände und waren gute Freunde, wenn wir später zufällig zusammentrafen. Wie ich erfahren habe, hat dieser Engländer in der Schlacht von Waterloo den Soldatentod gefunden. Mir persönlich sind die Engländer von jeher sehr unangenehm gewesen, und ich habe stets ihren Umgang vermieden, so bald ich dies konnte; läugnen darf man aber nicht, daß Wahrheitsliebe und strenge Rechtlichkeit sehr häufig bei ihnen gefunden werden.

In der näheren Umgebung Seiner Königlichen Hoheit des Grafen von Artois wurde dies Duell nicht sehr günstig aufgenommen und es schien mir auch, als habe der Königliche Prinz selbst mir auf einige Zeit sein persönliches Wohlwollen deshalb entzogen. Es schmerzte mich dies zwar tief, doch mußte mir mein inneres Gefühl, daß ich nicht anders handeln konnte, als den Engländer wegen seines Übermuthes zum Duell zu zwingen, Beruhigung gewähren.

Wir blieben nun noch bis in den Herbst hinein auf der Insel Dieu, ohne daß es zu der anfänglich beab-

sichtigten Landung in der Vendée kam. Welche Gründe hiervon zurückhielten, weiß ich nicht, da ich nie den Ehrgeiz in mir fühlte, in die Geheimnisse der höheren Politik eingeweiht zu werden; ich glaube aber, daß es den Engländern für ihre Zwecke nicht mehr paßte, sonst hätten sie sich wahrlich kein Gewissen daraus gemacht, uns Franzosen aufzuopfern. Es war aber jedenfalls das Beste, diese Landung zu unterlassen, denn ich gewann immer mehr die Überzeugung, daß sie ein unglückliches Ende genommen haben würde. Die hier versammelten Truppen waren nicht tauglich, den tüchtigen Bataillonen des Generals Hoche die Spitze zu bieten; diese Wahrheit, so traurig sie mir auch war, sah ich leider immer mehr und mehr ein. Die drei bis vier schwachen Englischen Regimenter, die wir bei uns hatten, waren nur höchst mittelmäßig und das Wellington'sche Heer in Spanien bestand später in seiner Mehrheit aus ungleich besseren Elementen. Diese Regimenter waren kurz vorher erst errichtet und noch niemals im Kampfe erprobt worden. Sehr viele Officiere waren junge, vornehme Männer, die zwar Muth und gute Sitten, aber nicht die mindesten militairischen Kenntnisse besaßen. Die gemeinen Soldaten hatte man größtentheils erst kurz vorher in den Gassen von London und anderen großen Englischen Fabrikstädten angeworben. Es waren zwar kräftige und gut genährte, uniformirte und bewaffnete, aber

ungemein rohe und verwilderte Kerle, die dabei sehr ungeübt in allen militairischen Evolutionen sich zeigten. Gewiß die Hälfte dieser Englischen Soldaten hatte in ihrem Leben noch niemals einen scharfen Schuß gethan. Dabei betranken dieselben sich stets, wenn sie nur irgend wie starke Getränke bekommen konnten, verübten alle möglichen Excesse und vermochten nur durch die härtesten Strafen mit der Peitsche in Gehorsam gehalten zu werden. Gut und sehr geübt im Dienst waren in der Regel die meisten älteren Sergeanten und Corporale in diesen Englischen Regimentern. Auf ihren Schultern ruhte der Hauptheil des Dienstes und ihre militairische Tüchtigkeit hielt größtentheils das Ganze noch so leidlich zusammen.

Die Französischen Regimenter, welche Seine Königliche Hoheit der Graf Artois angeworben hatte, wozu England das Geld hergab, ließen ebenso, wie die, welche auf der Halbinsel Quiberon zu Grunde gegangen waren, sehr viel zu wünschen übrig. Viele Officiere waren zwar vortrefflich, vom wahrhaft ritterlichsten Geiste beseelt, und auch in den früheren Vendéekämpfen oder auch in den Feldzügen der Österreichischen und Preußischen Heere von **1792 — 1795**, an denen sie theilgenommen hatten, schon tüchtig ausgebildet worden. Es dienten aber jetzt auch, wo ein Prinz des Königlichen Hauses die Expedition befehligte, manche junge Edelleute in

diesen Regimentern, die leider keine besondere Tüchtigkeit für den Militairdienst zeigten, ebenso wie dies in dem Emigrantencorps im Feldzuge von **1792** der Fall gewesen war. Diese Herren gaben bessere Hofleute als Officiere ab, hatten verweichlichte Körper und schwache Seelen, wollten weder die Strapazen, noch die Langeweile des Dienstes ertragen, raisonnirten lieber, als daß sie exercirten, waren häufiger in den Caffeehäusern und bei galanten Damen, die selbst hierher gefolgt waren, als in den Zelten ihrer Mannschaft zu finden und gaben in Allem und Jeden kein gutes Beispiel für die Soldaten ab. Muth mochten diese jungen eleganten Herren wohl haben, aber diese Eigenschaft allein bedingt noch nicht den guten Officier.

Unter den Soldaten waren ebenfalls viele gefangene Republikaner, wie solche uns schon auf der Insel Quiberon so großes Unglück gebracht hatten. Auch an anderen höchst unzuverlässigen Subjecten fehlte es nicht, und man konnte sicher sein, daß diese Regimenter vor dem Feinde den allergrößten Verlust durch die Desertionsfälle erleiden würden. Es hatten sich auch manche ehemalige Kammerdiener, Köche, Friseure und ähnliche Dienstleute von vornehmen Emigranten jetzt anwerben lassen. Größtentheils hatte diese Leute die Noth hierzu getrieben, da sie von ihren früheren Herrschaften, die ihren Ausgabe-Etat allmählich mehr einschränken mußten,

entlassen waren, und nicht so leicht wieder einen anderen Lebensunterhalt finden konnten. Diese Menschen, größtentheils in dem früheren üppigen Leben gut besoldeter Diener vornehmer Häuser in Paris aufgewachsen, waren ganz erbärmliche Soldaten, sie schwadronirten viel, waren lässig im Dienst, konnten keine Strapazen aushalten und zeigten dabei auch nicht einmal sonderliche Tapferkeit. Hübsch und adrett sahen sie zwar äußerlich aus und kokette Kammerjungfern konnten immerhin ihr Wohlgefallen für diese stattlich aufgeputzten Windbeutel haben, der Blick erfahrener Officiere konnte aber durch diesen ganzen leeren Schein nicht über die sonstige Unbrauchbarkeit solcher Soldaten getäuscht werden. Da waren mir meine alten treuen Chouans, mit ihren rauhen Kitteln aus Ziegenhaar und ihren langen, ungekämmten Haaren doch noch lieber. Daß aber derartig neuerrichtete und aus so vielen verschiedenen Elementen bestehende Regimenter nicht dazu geeignet waren, Siege gegen die alten, kriegsgeübten Bataillone des Generals Hoche, die ein dreijähriges Feldleben fest zusammengeschmiedet hatte, zu erkämpfen, mußte einleuchtend sein. Wir konnten uns daher nur freuen, daß aus der beabsichtigten Landung nichts wurde, denn wir hätten wahrscheinlich nur Niederlagen erlitten, aber keine Siege erfochten.

Mich selbst sandte Seine Königliche Hoheit der Graf von Artois im Monat October abermals mit wichtigen

Briefen nach Frankreich zurück. Der Auftrag war zwar beschwerlich und gefährlich, denn hätte man mich ergriffen, so wäre ich auch sicherlich erschossen worden; dennoch nahm ich ihn nicht allein aus Pflichtgefühl, sondern auch mit großer Freude an. In dem Leben, was ich auf der Insel Dieu zu führen gezwungen war, mißfiel mir sehr Vieles und ich mußte mich oft gewaltig beherrschen, um nicht auch ungefragt eine freimüthigere Sprache zu führen, als diese den Umständen immer angemessen sein mochte. Zu dem Leben eines Hofmannes hatte ich nun einmal weder Neigung noch Beruf, das sah ich immer mehr ein und das Feldlager paßte besser für mich, als der Parquetboden der Antichambre.

Ich landete diesmal auf einem Schmugglerboot in der Nähe von Cherbourg, nahm meine frühere Verkleidung als Viehhändler wieder an und begab mich nach Nantes, wo ich Aufträge Seiner Königlichen Hoheit auszurichten hatte. Zwar war es hier, wo es von republikanischen Soldaten, Gensd'armen und Polizeibeamten wimmelte, besonders gefährlich für mich, allein ich dachte, daß man mich an einem solchen Orte auch am Wenigsten suchen würde. Ich hatte dazu auch meinen großen, starken Bart, den ich während aller Kriegsjahre trug, ganz glatt abrasirt, was mir ein sehr verändertes Ansehen gab. Am Tage war ich absichtlich meistens in einem Gasthofe, in dem ein Dutzend Gensd'armen ihr Quar-

tier hatten, und trank und spielte viel mit ihnen, was mir freilich oft nicht geringe Überwindung kostete. Ich galt für einen wohlhabenden Viehhändler aus der Gegend von Caen und verlor absichtlich manche Assignation an die Gensd'armen, mit denen ich spielte, so daß ich in ihren Augen ein „bon camerade" war. Wie kochte mir dabei aber oft das Blut vor innerem Ingrimm, wenn ich freche Lästerungen über die heilige Religion und das legitime Königthum ruhig mit anhören, ja selbst darüber lächeln mußte. Übrigens gab es unter diesen Gensd'armen auch manche ganz brave Männer, die im Herzen gut legitimistisch gesinnt waren und der Republik mehr des ihnen nöthigen Soldes wegen, als aus Anhänglichkeit dienten. Die Sehnsucht nach den früheren, guten Zeiten machte sich in einzelnen unbewachten Augenblicken bei manchen dieser Gensd'armen und besonders bei den älteren unter ihnen, oft ganz bemerkbar. Verstohlener Weise hatte ich übrigens in Nantes, so wie in anderen Orten, häufige Zusammenkünfte mit den Führern der legitimistischen Partei, die dem allgemeinen Blutbade glücklich entgangen waren.

Fast ohne Ausnahme hegten diese schwer geprüften und dabei doch standhaft gebliebenen Männer die Überzeugung, daß für den Augenblick an eine legitimistische Erhebung, der man nur einen einigermaßen glücklichen Ausgang versprechen könne, nicht zu denken sei. — Der

Waffenruhm, den sich die Französischen Heere in den Kriegen von **1792—1795** unläugbar erworben hatten, verfehlte seine begeisternde Wirkung nicht auf die feurigen Gemüther des größten Theiles der männlichen Jugend und machte sehr viele Jünglinge leider jetzt zu Republikanern, die sonst entschieden Legitimisten gewesen waren. Selbst die Söhne bewährter legitimistischer Familien ließen sich von diesem glänzenden Zauber verblenden, verläugneten die Traditionen ihrer Familie und traten als Freiwillige in die an den Grenzen fechtenden Französischen Heere ein, um sich schnelles Avancement und glänzenden Ruhm zu erkämpfen. Es schien in dieser Hinsicht förmlich eine berauschende Luft jetzt in Frankreich zu schweben, und es bedurfte schon eines festen Charakters, um ihr zu widerstehen. Erzählte mir doch ein Legitimist, dessen unerschütterliche Anhänglichkeit an die Königliche Familie ich kannte, nicht ohne Freude, daß sein Sohn, der im republikanischen Heere am Rhein dient, es schon in wenigen Wochen zum Officier gebracht und sich großen Waffenruhm erworben habe. Selbst einige Edelleute, die im Vendéekriege ihrer Pflicht gemäß muthig mit uns gefochten hatten, waren jetzt charakterlos genug gewesen, in republikanische Bataillone am Rhein einzutreten. Man hatte sie dort sehr gut aufgenommen und sogleich als Officiere angestellt und so ließ sie ihr militairischer Ehrgeiz ihre Pflicht vergessen.

Von Nantes ging ich nach Bordeaux, wohin ich ebenfalls Aufträge hatte. Ich fuhr mit einem kleinen Einspänner, den ich mir gemiethet hatte, und nahm, um ja vor allem heimlichen Argwohn sicher zu sein, die Frau eines Gensd'armerie-Officiers, die ihre Mutter in Bordeaux besuchen wollte, als Reisegefährtin mit. In Bordeaux fand ich zwar viele Legitimisten, aber Alle waren der Ansicht, daß es ganz unmöglich sein würde, hier eine nur irgendwie bedeutende legitimistische Erhebung anzufangen. Es schien mir überhaupt, als ob die guten Bürger von Bordeaux ihre Gesinnung lieber in Worten, als in wahrhaft kräftigen Thaten zeigten, wie dies denn die Neigung der Bewohner aller großen Städte der Welt zu sein scheint. Wahre Nachhaltigkeit und Thatkraft ist stets nur unter der Landbevölkerung zu finden, wenn man solche erst einmal aus ihrem gewöhnlichen Phlegma aufzurütteln vermocht hat; dies hat mir stets meine lange Erfahrung hinlänglich gezeigt. Eine Regierung, die sich wesentlich auf die Bevölkerung ihrer großen Städte stützt, oder sich gar vor derselben fürchtet, wird stets übel berathen sein. Die loyalen Einwohner der Stadt Bordeaux, im Übrigen recht angenehme, umgängliche Menschen und mit den stets unzufriedenen Parisern gar nicht zu vergleichen, haben sich fortwährend sehr ihrer legitimistischen Gesinnung gerühmt und dafür wiederholt schon große Lobeserhebungen erhalten. Ganz besonders her-

vorragende Thaten und eine wahrhaft patriotische Aufopferung von Gut und Blut sind mir aber zu keiner Zeit, weder 1789—1795, noch 1814 und 1815 oder 1830 von ihnen bekannt geworden und in schönen Worten und leeren Manifestationen bestand stets das Meiste, was man von ihnen zu hören bekam. Es giebt in Poitou, Anjou und auch in der Bretagne einzelne kleine, dürftige Kirchspiele, die 1792—1794 ungleich mehr Opfer an Gut und Blut gebracht haben, als das ganze große und reiche Bordeaux.

Ich blieb einige Zeit in Bordeaux und schiffte mich dann heimlich auf einem Spanischen Schiff, was Wein nach England brachte, ein. Nach einer stürmischen Seereise, wobei unser Schiff fast gescheitert wäre, denn die Spanier sind im Allgemeinen nur höchst mittelmäßige Seeleute, traf ich Ende December 1795 wieder in England ein.

Zweites Capitel.

Letzter Kampf in der Vendée unter Charette. Tod desselben. Abermalige Verwundung. Reise durch Frankreich. Meldung bei Seiner Majestät dem Könige Ludwig XVIII. Gnädige Aufnahme. Bericht über die Zustände in Frankreich. Der Herzog von Enghien und das Condé'sche Corps. Eintritt als Volontair-Officier in die K. K. Österreichische Armee. Der Erzherzog Carl als Feldherr. Zustand seiner Truppen. Kampf unweit Düsseldorf gegen den republikanischen General Kleber. Marsch nach dem Oberrhein. Kämpfe daselbst. Rückzug durch Württemberg nach Bayern. General Moreau. Blutige Kämpfe bei Nördlingen. Verwundung und Heilung in Augsburg. Siegreiches Gefecht bei Amberg gegen die Truppen des Generals Jourdan. Flucht der Republikaner bis an den Rhein. Verfolgung derselben.

Kaum war ich einige Wochen in England gewesen und hatte meiner Überzeugung gemäß es unumwunden ausgesprochen, daß augenblicklich an keine irgend nachhaltige legitimistische Schilderhebung in Frankreich zu denken sei,

so kam die Nachricht von dem letzten Verzweiflungskampf, den Charette und Stofflet gegen den General Hoche führten. Ich hatte stets mehr zu den persönlichen Gegnern, als Freunden dieser beiden Männer gehört und dennoch trieb es mich jetzt gewaltsam fort in die Vendée, um nochmals hier an ihrer Seite zu kämpfen. Gerade, da ich mich entschieden dahin ausgesprochen hatte, daß ich selbst an keinen glücklichen Ausgang solcher Kämpfe mehr zu hoffen wage, hielt ich es für meine persönliche Pflicht, mich den letzten Streitern derselben beizugesellen. Hätte man doch sonst vielleicht glauben können, daß gar persönliche Unlust am Kampfe einen Einfluß auf mein Urtheil ausübte.

Englische Schmugglerboote brachten mich im Januar **1796** abermals an die Mündung der Loire und von dort begab ich mich, gefolgt von fünf Gefährten, in die mir so wohlbekannte Vendée. Ich hatte die Absicht, mich zu Charette zu begeben, unter dem ich ungleich lieber, als unter Stofflet zu dienen wünschte. Daß unser Unternehmen nur irgend welche Aussicht auf einigen Erfolg haben würde, hoffte ich auch nach meiner Landung keinen einzigen Augenblick; doch entmuthigte mich dies nicht im Geringsten. Ich hatte ja mir selbst geschworen, immer und immer fort und bei jeder sich mir darbietenden Gelegenheit, gegen die Republik und für die Legitimität zu fechten und dies wollte ich auch jetzt wieder

erfüllen. Um übrigens nicht lebendig in die Hände meiner Feinde zu fallen, trug ich in einer kleinen Kapsel ein starkes Gift, was mir ein berühmter Arzt in London verschafft hatte, bei mir. Sah ich ein, daß ich nicht mehr zu retten war, so wollte ich mich durch dies Gift selbst tödten; dies war mein fester Entschluß. Ich fühlte zwar, daß ich hierdurch eine Sünde beginge, und doch konnte ich meiner damaligen ungemein finsteren und verzweiflungsvollen Gemüthsstimmung nach, nicht anders handeln. Charette empfing mich mit sichtbarer Freude und es schien ihm wohl zu thun, daß ich aus freien Stücken gekommen war, um seine verzweiflungsvolle Lage noch mit ihm zu theilen. Verzweiflungsvoll war solche aber in der That, und nur ein Wunder hätte uns retten können. Wir hatten kaum noch an 150 erprobte Kämpfer unter den Waffen, während an 10- bis 11,000 Mann republikanische Truppen uns von allen Seiten umringten. Zwischen den Orten Poirée und Belleville irrten wir umher und nur das sehr durchschnittene Terrain, in dem wir jeden Weg und Steg, jeden noch so heimlichen Schlupfwinkel genau kannten, rettete uns vor der Gefangennehmung. Und dennoch brachten wir unseren Feinden noch wiederholt kleine Schlappen bei, denn die Verzweiflung, mit der wir kämpften, gab uns den verwegensten Muth und eine außerordentliche Kraft. So eroberten wir noch den Ort Chalonne und

hieben die republikanische Besatzung zusammen, mußten uns freilich aber am anderen Tage schon wieder in unsere Schlupfwinkel zurückziehen. Charette selbst, den ich im Sommer **1793** seiner großen Eigenthümlichkeit wegen nicht gern gehabt hatte, lernte ich jetzt in den Tagen des äußersten Unglücks ungemein achten und schätzen. Er war von einer unerschütterlichen Treue, und obgleich die Republikaner ihm schon wiederholt die bedeutendsten Versprechungen gegeben hatten, wenn er die Waffen niederlegen wollte, fuhr er doch stets zu kämpfen fort. Sein Muth war glänzend und die Geschicklichkeit, mit der er jeden und auch den scheinbar geringfügigsten günstigen Umstand für uns zu benutzen wußte, außerordentlich.

Wir hatten uns zuletzt in die dichten Waldungen von Machecoul geworfen und führten ein wahres Räuberleben, denn da alle Dorfschaften ringsumher von starken feindlichen Truppen-Detachements besetzt waren, so konnten wir uns niemals mehr in bewohnte Häuser wagen. Auch an Nahrungsmitteln litten wir jetzt oft den empfindlichsten Mangel und ich entsinne mich noch, daß wir einmal während fünf Tagen weder Brod noch Salz, noch irgend ein geistiges Getränk mehr hatten. Wir lebten lediglich von geschossenem Wild, was wir an unseren Wachtfeuern brateten und dann ohne Salz und Brod verzehrten. Am sechsten Tage hieben wir

14 republikanische Soldaten, die einen Brodtransport escortirten, zusammen und hatten nun wieder Lebensmittel.

Anfang März erhielt ich abermals eine Schußwunde am Fuße, die zwar ungefährlich war, mich aber doch am Gehen verhinderte. Zwei brave Bauern schleppten mich auf ihren Schultern in einen Heuschober eines abgelegenen Meiergehöftes, wo ich mit Lebensmitteln und der nöthigen Pflege von den Bewohnern versehen wurde. Es war dies ungemein edelmüthig von ihnen, denn auf unsere Köpfe waren sehr hohe Preise gesetzt, und jede Beherbergung von uns wurde mit Todesstrafe bedroht. Wiederholt schwebte ich übrigens in der allergrößten Gefahr, entdeckt zu werden. Einmal holten republikanische Dragoner Futter für ihre Pferde aus dem Schober, in dessen hinterstem Winkel ich, ganz mit Heu bedeckt, lag. Ein anderes Mal mußte ich an fünf Stunden in einem Backofen, der noch sehr warm war, versteckt liegen, da eine ganze republikanische Streifschaar das Gehöft besetzt hielt. Ich litt furchtbar von der Hitze während dieser Zeit und mußte mich alle Augenblicke umdrehen, da ich sonst das Liegen auf den sehr heißen Steinen nicht ertragen konnte. Meine Furcht, daß meine Wunde durch diese übermäßige Hitze verschlimmert werden könnte, war ganz ungegründet; vielmehr schien die Heilung derselben dadurch begünstigt zu sein. Endlich nach qualvollen Stunden entfernten sich die Republikaner wieder und

über und über in Schweiß gebadet, konnte ich meinem heißen Gefängnisse entfliehen.

Einige Tage nach meiner Verwundung ereilte den heldenmüthigen Charette auch endlich sein Schicksal, nachdem die meisten seiner Gefährten schon vorher im Gefecht gefallen oder gefangen und dann sogleich erschossen worden waren. Aus mehreren Wunden am Kopfe und am Arm blutend, matt und abgehetzt, so daß ihn seine Füße nicht mehr fortschleppen wollten, ergab Charette sich endlich dem republikanischen General-Adjutanten Travot, der sich durch rastlose Thätigkeit bei unserer Bekriegung besonders auszeichnete. Die Republikaner, dieses Fanges froh, schleppten den verwundeten Vendée-Häuptling überall umher, um ihn dem gaffenden Pöbel zu zeigen und sich ihres Triumphes ja recht zu erfreuen. In Nantes ward der Gefangene dann der Form wegen noch vor ein Kriegsgericht gestellt und von diesem, wie es sich von selbst verstand, sogleich zu Tode verurtheilt.

Charette starb mit dem Heldenmuthe, den er während aller Kriegsjahre stets gezeigt hatte. Er verbrachte die letzten Stunden seines irdischen Lebens in frommen Gesprächen mit einem Geistlichen unserer hohen Kirche und soll, wie mir dieser später selbst erzählte, eine sehr reumüthige Beichte von manchen Fehlern, die er begangen hatte, abgelegt haben. Durch die Tröstungen der Religion gestärkt, hat er die körperliche Schwäche, die

von seinen Wunden herrührte, so zu überwinden gewußt, daß er mit schnellen und festen Schritten zum Richtplatz gegangen ist. Sein letztes Wort war „vive le roi!", was er so oft im Leben als Kampfesruf in die Ohren seiner Feinde gedonnert hatte; dann winkte er mit dem Arm, die Schüsse knallten und entseelt stürzte der Kämpfer der Legitimität zu Boden.

Die Nachricht seines Todes, die sich mit Blitzesschnelle bis auf die entlegensten Meierhöfe der Vendée und Bretagne verbreitete, erschütterte mich tief, denn ich fühlte, daß mit diesem Manne unbedingt die kräftigste Stütze des legitimen Princips in Frankreich jetzt gefallen war. Geliebt wie Heinrich de la Rochejacquelin hatte ich Charette niemals, aber in höherm Grade seines unerschütterlichen Muthes wegen, geachtet und seiner hohen Talente wegen geehrt. Ungemessener Ehrgeiz, der ihn leicht hinderte, die Verdienste Anderer gebührend zu würdigen, war meiner Ansicht nach sein Hauptfehler und er hat dies in seiner letzten Beichte auch selbst bekannt und bereut. Charette de la Contrie, so war sein voller adeliger Name, hatte früher in der Königlichen Marine als Officier gedient, diesen Dienst aber, wegen mannigfacher Zwistigkeiten mit seinen Kameraden, wieder verlassen, da große Verträglichkeit niemals zu seinen Hauptgenden gehörte. Als er den Tod für seinen König fand, war er 33 Jahre alt und zeigte vor seiner Ver-

wundung so recht ein Bild männlicher Kraft. — Da auch Stofflet kurze Zeit vorher gefangen und getödtet worden war, so gab es jetzt in der ganzen Vendée keinen einzigen Führer mehr, der nur 100 Mann hätte zusammenbringen können. Fast alle die Männer, welche im Frühling 1793 den Kampf so heldenmüthig begonnen hatten, waren jetzt, ihrem Könige bis zum letzten Hauch des Lebens getreu, gefallen. Gottes unerforschlicher Wille hatte es so verhängt, daß die arme vielgeprüfte Vendée noch auf lange Jahre dem Scepter ihres Königlichen Herrn entrissen werden sollte.

Anfang April war meine Fußwunde gänzlich wiederhergestellt, und ich konnte daran denken, den eben so gefährlichen als unbequemen Aufenthalt in dem Meierhofe wieder zu verlassen. Ich kaufte mir ein kleines Pferdchen, verschaffte mir in Nantes einen Paß als Pferdehändler, was durch Bestechung leicht zu erreichen war, und ritt nun in langsamen Tagesmärschen an den Rhein. Meine Absicht war, mich zu Seiner Majestät dem Könige Ludwig XVIII. zu begeben, der, wie ich erfuhr, augenblicklich am Rhein residiren sollte. Nach England wollte ich nicht gern wieder zurück, da mir Vieles daselbst mißfallen hatte. Meine Absicht war, womöglich Dienste in einem Heere, was gegen die Französische Republik focht, zu nehmen und ich hegte besonders den Wunsch, mich den Reihen der tapferen Truppen

Seiner Majestät des Kaisers von Österreich anschließen zu dürfen. Bei diesem Ritt durch ganz Frankreich, wobei ich sehr viel mit den unteren Ständen auf ganz ungezwungene Weise verkehren mußte, traf ich zwar noch manche Männer von braver legitimistischer Gesinnung, besonders unter dem Landvolke, aber doch auf mehr republikanischen Schwindelgeist. Namentlich in den östlichen Provinzen und besonders in Lothringen und im Elsaß schien die Republik überwiegend viele Anhänger unter allen Ständen, mit denen ich in Berührung kam, zu besitzen. Gar vieles mußte ich jetzt wieder ruhig mit anhören, was mich innerlich empörte; doch hatte mich die Gewohnheit allmählich vollständig gegen solches unverständige Geschwätz abgehärtet. Nur eine tiefe Verachtung gegen alle diese Menschen, die frech gegen die göttliche Ordnung anstürmen wollten, ergriff mich immer mehr; sonst ward ich selten nur zornig.

Da mein Paß in guter Ordnung und ich persönlich in all' den Gegenden, die ich durchzog, völlig unbekannt war, so schwebte ich bei dieser ganzen Reise in nicht sonderlich großer Gefahr. In Straßburg ritt ein republikanischer Stabsofficier bei mir vorbei, in dem ich zu meiner großen Verwunderung Charles, den Sohn unseres Verwalters, der mich damals nach Paris begleitet und den ich dann **1790** als Polizeibeamten getroffen hatte, wiedererkannte. Ich hatte schon gehört, daß dieser

ehrgeizige Jüngling, der stets hoch hinaus wollte, 1792 in das Heer getreten war, weiter aber nichts von ihm wieder vernommen. Der jetzige Stabsofficier mit der breiten Tricolor-Schärpe um den Leib, einen Hut mit hohem Federbusch auf dem Kopfe, erkannte in mir, den einfach gekleideten Pferdehändler, der die Geldkatze über die Schultern geschlungen hatte, den Sohn seiner ehemaligen Herrschaft nicht wieder. Ich freute mich hierüber und vermied sorgfältig, ihm zum zweiten Male wieder zu begegnen, da er seiner Pflicht als Officier gemäß mich, den legitimistischen Agenten, hätte anzeigen müssen.

Im Elsaß verkaufte ich übrigens mein Pferd und schloß mich einer Marketenderin, die den republikanischen Heeren in Deutschland nachzog, als Begleiter an und so gelang es mir auch, glücklich über den Rhein und aus dem Bereich meiner Feinde zu kommen. Ich war übrigens einer derartigen Verkleidung so überdrüssig und es widerstrebte mir so sehr, als Händler vermummt in Frankreich umherzuziehen, daß ich beschloß, dies nur in dem Falle, daß mein Königlicher Herr und Gebieter es mir ausdrücklich befahl, wieder zu thun.

Bei meinem Ritt durch Frankreich hörte ich jetzt überall das Lob des jungen Generals Napoleon Bonaparte mit überschwenglichen Worten verkünden. Seine letzten Erfolge in Italien waren in der That auch glän-

zend, selbst wenn man vieles, womit der enthusiastische Eifer der republikanischen Zeitungen den Ruhm derselben zu vergrößern suchte, davon abrechnete. Der junge General Bonaparte, der mit mir im gleichen Alter ungefähr stehen mochte, hatte bisher in selten hohem Grade Energie und militairisches Talent gezeigt, und das Glück schien ihn dabei außerordentlich zu begünstigen. Schon damals ahnte ich es, daß dieser junge General, der schon so Vieles geleistet hatte, der gefährlichste Gegner der Wiederherstellung des legitimen Herrscherthumes in Frankreich sein würde, und leider bestätigten sich diese Ahnungen nur zu sehr. Um viele Jahre früher konnte Ludwig XVIII. den Thron seiner Väter wieder besteigen, wenn das Schicksal ihm nicht diesen so reich begabten Menschen entgegenstellt hätte. Frankreich sollte erst die eiserne Herrschaft eines Bonaparte fühlen lernen, und Hunderttausende seiner muthigsten Söhne dem unermeßlichen Ehrgeiz dieses Mannes opfern, bevor es sich wieder der väterlichen Herrschaft der Bourbons erfreuen durfte. Und doch ging auch solche harte Lehre für dies schöne und doch dabei so unglückliche Land wieder nutzlos verloren.

Jetzt hatten die Siege des Generals Bonaparte in der Lombardei den König Ludwig XVIII., der bisher in Verona residirte, leider dazu gezwungen, von hier zu flüchten. Das Maaß des Leidens, was dieser un=

glückliche Monarch so viele Jahre zu leeren gezwungen war, schien jetzt noch lange nicht erschöpft zu sein. Stets hat er aber unter allen Verhältnissen des Lebens die hohe Würde, die seinem Charakter eigen war, zu behaupten gewußt. Ja als Napoleon Bonaparte fast ganz Europa beherrschte und die mächtigsten Monarchen um seine Gunst sich bewarben, verschmähte es Ludwig XVIII., der fern in der Verbannung lebte und häufig sogar mit sehr unangenehmen pecuniären Sorgen zu kämpfen hatte, in Unterhandlung mit diesem Manne zu treten. Hunderte von Millionen Francs bot Napoleon Bonaparte den Bourbons, wenn diese ihren Rechten auf Frankreichs Thron zu seinen Gunsten entsagen wollten, und versprach ihnen in Neapel ein anderes schönes Königreich dafür zu gründen; doch ward ihm kaum eine Antwort auf solchen schmählichen Antrag gegeben.

In Riegel hatte ich die Ehre, meinem Königlichen Herrn mich persönlich nähern zu dürfen. Mit gleicher huldvoller Gnade, die er mir schon als Graf von Provence bewiesen hatte, geruhte Seine Majestät Ludwig XVIII. mich auch jetzt wieder zu empfangen. Er hatte mein trauriges Schicksal, alle meine Angehörigen durch die Guillotine verloren zu haben, bereits erfahren und sagte mir viele theilnehmende Worte hierüber, die lindernder Balsam für mein von Schmerzen zerrissenes

Herz waren. Über meine stete Theilnahme an den Kämpfen in der Vendée und Bretagne hatte Seine Majestät die Gnade, mir ebenfalls manche beifällige Worte zu sagen. Wiederholt mußte ich in Privat-Audienzen, die mitunter mehrere Stunden währten, meinem Königlichen Herrn eine genaue Schilderung aller Kämpfe und Kriegszüge, an denen ich theilgenommen hatte, geben, was ich denn auch mit völliger Unbefangenheit und Unparteilichkeit, wie ich solche vor meinem eigenen Gewissen verantworten zu können glaubte, erfüllte. Bei der Erzählung der großen Leiden, welche die treuen Bewohner dieser Gegenden wegen ihrer Anhänglichkeit an das legitime Königshaus Frankreichs hatten erdulden müssen, traten dem Könige wiederholt Thränen des innigsten Mitgefühls in die Augen und er brach in die Worte aus: „Die armen, armen Leute! — Gottes Gnade muß es ihnen vergelten, was sie für uns gelitten haben; ich habe leider jetzt weder Macht noch Mittel dazu.“ Der Tod von Heinrich de la Rochejacquelin erregte besonders auch das innige Mitgefühl des Königs und bei wiederholten Gelegenheiten kam er hierauf zurück und ward nicht müde, mich nach den näheren Einzelheiten, die dabei vorgefallen waren, zu fragen.

Über den jetzigen Zustand der Dinge in Frankreich, so weit wenigstens ich selbst ihn aufgefaßt hatte, gab ich meinem Königlichen Herrn auf dessen Begehr einen frei-

müthigen Bericht. Ich sprach es unumwunden aus, daß meiner festen Überzeugung nach, für den Augenblick wenigstens, an eine Schilderhebung für das legitime Princip in den Provinzen von Frankreich, die ich jetzt gründlich kennen gelernt hatte, nicht zu denken sei. Die Theile von Poitou und Anjou, welche man die Vendée nannte, wären des erfolglosen Krieges, den sie so lange Zeit mit unsäglichen Opfern geführt hatten, müde und eine dumpfe Resignation hätte sich der Gemüther der treugebliebenen Einwohner bemächtigt. An Führern fehle es ganz, da fast alle Persönlichkeiten, welche in den letzten Kämpfen eine hervorragende Rolle gespielt hatten, ihre Treue mit ihrem Tod besiegelten. Der so einflußreiche Landadel jener Gegenden war weit über die Hälfte ausgerottet. Hunderte von jungen Edelleuten waren seit 1793 auf dem Schaffot oder dem Schlachtfelde gefallen, oder saßen als Krüppel, die nicht mehr zum Kämpfen taugten, ruhig auf ihren sehr zusammengeschmolzenen Besitzthümern und freuten sich der Amnestie, welche die Republik jetzt Allen gewährte. Die so einflußreichen Geistlichen, welche im Frühling 1793 die Bauern sehr zum Kampfe aufforderten, waren jetzt, da die Republik der katholischen Religion wieder größeren Schutz gewährte, sehr ruhig geworden. Bei den letzten Kämpfen unter Charette hatte ich schon wiederholt zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß die meisten Landgeistlichen sich uns mehr

ungünstig, als günstig gesonnen zeigten und den Bauern den Anschluß an unsere Schaaren häufig abriethen, äußerst selten aber zuriethen. Die Geistlichen sind ja überhaupt mehr Männer des Friedens als des Kampfes, wie es ihr Beruf auch so erfordert und werden stets nur im alleräußersten Nothfall zu Letzterem auffordern. Die Geistlichkeit Frankreichs hatte jetzt andere Wege gefunden, ihren alten Einfluß ganz wieder in der früheren Weise herzustellen, als durch das Schwert. In der Bretagne wären jetzt wohl noch einzelne Chouanshaufen zusammenzubringen, aber kein allgemeiner Aufstand konnte entflammt werden. Besonders der letzte unglückliche Landungsversuch auf der Halbinsel Quiberon hätte sehr entmuthigend auf die Stimmung der legitim gesinnten Bewohner gewirkt. In Bordeaux würden zwar bei dem Einzug Seiner Majestät des Königs weiße Fahnen in Menge wehen, bedeutende Hurrahs erschallen und die Zahl der antichambrirenden Personen würde sehr groß sein; um aber auch für ihren Monarchen zu kämpfen und Gut und Blut zu wagen, dazu besaßen die Bewohner der reichen Handelsstadt zu viel merkantilen Sinn. In den übrigen Französischen Provinzen, die ich durchzogen hatte, wirkte der Waffenruhm, den sich die Heere jetzt erkämpften, zu berauschend, als daß an eine irgendwie einflußreiche Erhebung für die Legitimität in diesen gedacht werden könnte.

Dies war in kurzen Umrissen der Inhalt der Berichte, welche ich bei wiederholten Gelegenheiten meinem Königlichen Herrn und Gebieter unumwunden mittheilte. Die Stirn des Monarchen verfinsterte sich zwar mitunter bei meinen Worten und sein Auge drückte Schmerz und Unwillen zugleich aus, und doch schien er meine Freimüthigkeit nicht so empfindlich aufzunehmen, als dies leider sein erlauchter Bruder, Seine Königliche Hoheit der Graf von Artois, auf der Insel Dieu gethan hatte. Als ich von der jetzt in Frankreich herrschenden Begeisterung für den Waffenruhm der republikanischen Heere sprach und wie selbst sonst sehr legitim gesinnte Personen sich dieser Stimmung nicht ganz erwehren könnten, brach Seine Majestät mit trübem Lächeln in die Worte aus: „Ja, so sind meine Franzosen, man verschaffe ihnen Waffenruhm gegen auswärtige Feinde, und sie werden die härteste Despotie jubelnd ertragen, während eine friedliche Regierung, die das wahre Glück des Volkes anzubahnen strebt, stets gegen die Umtriebe der Parteien ankämpfen muß und die Gelüste der Ehrgeizigen niemals befriedigen kann."

Wie oft sind mir später bei wiederholten Gelegenheiten diese Worte des Monarchen, welche den Französischen Nationalcharakter so scharf bezeichnen, wieder eingefallen. Kann ich mich selbst doch von dieser Eigenthümlichkeit nicht ganz lossprechen! Ich habe bis **1815** fast

ununterbrochen gegen das Princip der Französischen Revolution mit den Waffen in der Hand gekämpft und Napoleon Bonaparte gewiß auf das Bitterste gehaßt, und doch empfand ich mitunter eine gewisse Art von innerer Freude über den unvergänglichen Waffenruhm, den dieser Mann mit seinen Heeren meinem Vaterlande Frankreich verschaffte. Ich entsinne mich noch, daß mich der Untergang des Französischen Heeres 1812 in Rußland aufrichtig betrübte und ich in den Jubel der Englischen Officiere, mit denen vereint ich damals in Spanien kämpfte, nicht einstimmen konnte, und doch war dieser Untergang für den Sieg des legitimen Princips, dem ich mein ganzes Leben geweiht hatte, das günstigste Ereigniß, was nur eintreffen konnte. Der Legitimist und der Franzose kamen überhaupt sehr häufig bei den langjährigen Kämpfen, die ich mit fremden Truppen gegen die Französischen führen mußte, in Widerspruch. Es bedarf keiner weiteren Begründung, daß dies nur auf Augenblicke geschehen konnte, und ich dem Principe der Legitimität sonst immer unerschütterlich treu blieb.

In Mühlheim war damals das Condé'sche Emigranten-Corps, was jetzt von England besoldet wurde, versammelt, und ich traf manche Bekannte und Freunde unter den Officieren desselben. Es waren auch einige ehemalige Vendéekämpfer in dieses Corps jetzt aufgenommen worden, die demselben zur großen Ehre gereichten

und treffliche Officiere abgaben. Tüchtige Kämpfer, an denen jeder Zoll ein ritterlicher Edelmann und nicht blos ein aufgeblasener Hofmann war, befanden sich darunter. Im Allgemeinen litt übrigens das Condé'sche Corps auch an den großen Übelständen, die ich schon früher bei der Schilderung der Französischen Emigranten-Regimenter auf der Insel Dieu erwähnt habe, wenn es auch sonst mehr Kriegsgewohnheit, als diese besaß. Besonders die Mannschaft, unter der sich viele geworbene Ausländer aus aller Herren Länder, oder auch kriegsgefangene Republikaner, die jede Gelegenheit zur Desertion benutzten, befanden, ließ sehr viel zu wünschen übrig. Auch die Disciplin war nur sehr mangelhaft und selbst unter den Officieren befanden sich leider manche, die lieber ihren Vergnügungen nachgingen, als daß sie mit gewissenhafter Strenge ihre dienstlichen Pflichten erfüllt hätten. Das Condé'sche Corps war dazu bestimmt, am oberen Rhein zu fechten, und wenn das Glück günstig war, zwischen Breisach und Hüningen über diesen Fluß zu setzen und den Kriegsschauplatz in das obere Elsaß zu verlegen. Leider kam es nur nicht hierzu! Da Englisches Geld dies Corps besoldete, so war auch ein Englischer Commissair, Oberst Crawford, bei demselben gegenwärtig, der großen Einfluß auf Alles ausüben wollte und auch ausübte. Die Anordnungen dieses Herrn hatten gerade nicht dazu beigetragen, mir den Dienst in dem Condé-

schen Corps — ganz abgesehen von manchen anderen auch sonst nicht angenehmen Verhältnissen — erwünscht zu machen.

Es war mir persönlich sehr angenehm, daß Seine Majestät der König Ludwig es wünschte, einen Officier, der ihm mitunter freimüthige Berichte über die Kriegsoperationen schreiben konnte, in dem Hauptquartier Seiner Kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Carl, der am Niederrhein befehligte, zu haben. Auf eigenhändige Verwendung des Monarchen gestattete der Erzherzog Carl es, daß ich als Volontair-Officier ohne Rang und Gage bei einem Regimente, was unter seinen Befehlen stand, eintreten durfte.

Wir hofften alle auf einen sehr günstigen Ausgang des Feldzuges gegen Frankreich, da die am Rhein versammelte Kaiserlich Österreichische Macht, zu der noch einige andere Deutsche Fürsten ihr Contingent hatten stoßen lassen, sehr beträchtlich war. Leider lauteten die Nachrichten aus Ober-Italien, wo Napoleon Bonaparte Sieg auf Sieg erfocht, so ungünstig, daß über 20,000 Mann der besten Österreichischen Truppen jetzt in Eilmärschen vom Rhein nach Italien marschiren mußten. Dies schwächte die Truppen am Rhein so sehr, daß sie keinen entscheidenden Schlag gegen die republikanische Armee unternehmen konnten. Auch kam noch dazu, daß der republikanische General Moreau, der hier be-

fehligte, so große militairische Talente entwickelte, daß, außer dem Erzherzog Carl selbst, keiner der übrigen Österreichischen Generale ihm hierin nur im Mindesten gleich gestellt werden konnte.

Bevor ich übrigens zu der Österreichischen Armee am Niederrhein abging, hatte Seine Majestät der König Ludwig XVIII. die hohe Gnade, mich unter die Zahl der Ritter vom Orden des heiligen Ludwig aufzunehmen. Während der kurzen Zeit, daß ich jetzt mich hier in dem Hauptquartier des Condé'schen Corps aufhielt, hatte ich auch die Ehre, dem jungen Herzog von Enghien vorgestellt zu werden. Ein ungemein ritterlicher, liebenswürdiger Prinz war dies, voller Talente und großer persönlicher Tapferkeit, wovon er schon bei wiederholten Gelegenheiten die ehrenvollsten Beweise abgelegt hatte. Ich habe selten einen jungen Mann gekannt, für den ich schon gleich bei der ersten Begegnung eine so wahre Zuneigung faßte, wie für diesen Prinzen. Wären alle übrigen höheren Führer im Condé'schen Corps ihm nur im Entferntesten gleich gewesen, dann hätte ich es mir zur besonderen Ehre angerechnet, unter diesen Truppen meine ferneren Waffenthaten gegen die Republikanen verrichten zu dürfen. Leider war dies aber nicht der Fall.

Die Ermordung des Herzogs von Enghien gehört unbedingt zu den größten Schandthaten, durch welche

Napoleon Bonaparte seinen sonst so großen Waffenruhm besudelt hat. Seine lange Haft in St. Helena war nur eine gerechte Strafe für diese That.

In dem Gefolge Seiner Majestät des Königs, der mir dies gestattet hatte, machte ich während dieser Zeit auch einen Ritt zu den weit vorgeschobenen Avantgarden des Condé'schen Corps, die während des Waffenstillstandes nur durch den hier sehr schmalen Rhein von den Republikanern getrennt waren. Unser Königlicher Herr ritt, so nahe der Fluß es uns gestattete, an die Republikaner, die in großen Schaaren versammelt waren, heran und rief ihnen einige herzliche Worte, die drüben wohl verstanden wurden, zu. Alle Republikaner hatten so viel Anstandsgefühl, den rechtmäßigen König von Frankreich bei seinem Fortreiten auf das Ehrerbietigste zu begrüßen.

Ende Mai, als der Waffenstillstand aufhören und die Feindseligkeiten beginnen sollten, begab ich mich in Begleitung eines Österreichischen Obersten in das Hauptquartier Seiner Kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Carl. Seine Majestät der König hatte die Huld gehabt, mir ein tüchtiges Pferd, was ein unlängst gestorbener Officier des Condé'schen Corps besessen, zu schenken und mir auch sonst einen Beitrag zu den Equipirungskosten zu bewilligen. Auf Gage oder irgend sonstige Geldbewilligungen hatte ich freiwillig selbst verzichtet.

In den ersten Tagen des Juni im Hauptquartier des Erzherzogs Carl angekommen, hatte ich bald die hohe Ehre, diesem edlen Sprößling des uralten Habsburger Kaiserstammes, der seine jugendliche Stirn bereits mit so reichen Lorbeeren des Ruhmes geschmückt hatte, vorgestellt zu werden. Gleich bei den ersten Worten, die der Erzherzog an mich zu richten die Gnade hatte, imponirte mir die Größe seines Geistes und die Festigkeit seines Charakters, die aus seinen blauen Augen hervorblitzte und in jedem Zug seines Gesichtes ausgeprägt lag. Ich erkannte nicht allein den Kaiserlichen Prinzen, der vermöge seines hohen Ranges mir Respect einflößen mußte, sondern den großen Feldherrn, den ich aus ganzer Seele verehren konnte, in ihm. So oft ich in späteren Jahren auch noch unter den Befehlen des Erzherzogs Carl zu dienen die Ehre hatte, so verringerte sich dieses Gefühl der höchsten Verehrung doch keinen Augenblick, sondern vergrößerte sich im Gegentheil noch immer mehr und mehr. Der Ausdruck des Gesichts des Erzherzogs war ernst, ja selbst streng und die Furchen des Nachdenkens, die auf seiner hohen Stirn eingegraben lagen, gaben ihm oft ein älteres Aussehen, wie es zu seinem damals noch jugendlichen Alter paßte. Er sprach im Ganzen nur wenig, aber sehr bestimmt und scharf und hatte die seltene Gabe, mit kurzen Worten Vieles ausdrücken zu können. Sehr einfach in Anzug und Benehmen und jeglicher

Ostentation und mochte solche bestehen, worin sie wolle, fern, hatte er in seinem Auftreten doch etwas entschieden Vornehmes und man sah es ihm an, daß schon seine Geburt ihn auf die höchste Stufe des Lebens gestellt hatte. Von den unter ihm dienenden Soldaten wurde der Erzherzog Carl in hohem Grade verehrt und jedes Österreichische Regiment, welches zu dem Corps stoßen durfte, das er befehligte, schätzte sich sehr glücklich und wurde wegen dieses Vorzuges von den übrigen Truppen beneidet. Dabei haschte er nicht im Mindesten nach sogenannter Popularität, sprach mit den Soldaten äußerst selten, mischte sich fast niemals in ihre Reihen und strafte jegliche Dienstwidrigkeit mit äußerster Strenge, die sich nur ausnahmsweise zu irgend einer Milde erweichen ließ. Der rohste Soldat fühlte aber, daß er unter einem großen Feldherrn stehe, der ihn zum Siege und nicht, wie dies manche andere Österreichische Befehlshaber thaten, leider nur zu beständigen Niederlagen führe; dies begründete wesentlich die aufrichtige Verehrung der Armee für ihren hohen Führer. Auch an gewissenhafter Sorge für das Wohl der Soldaten ließ es der Erzherzog Carl niemals fehlen und war rücksichtslos strenge gegen schurkische Intendanten, betrügerische Lieferanten und habsüchtige Commissariats-Beamten, welche den armen Soldaten ihren ohnehin kargen Lebensunterhalt noch mehr schmälern wollten. Leider konnte man gleiche Sorgfalt nicht

bei allen anderen höheren Österreichischen Generalen rühmen und es gab manche darunter, die viel zu bequem und indolent waren, sich um dergleichen Dinge weiter zu bekümmern.

Das Österreichische Heer selbst, wenigstens der Theil desselben, in dessen Reihen ich jetzt zu dienen die Ehre hatte, fand ich gegen das Jahr 1792, wo ich es zuerst kennen lernte, in vieler Hinsicht vortheilhaft verändert. Man sah den Soldaten an, daß sie schon vier tüchtige Feldzüge durchgemacht hatten, und sie zeigten ungleich größeres Selbstvertrauen und eine bedeutendere Leichtigkeit in allen ihren Bewegungen, als früher der Fall war. Besonders das Corps der Subaltern-Officiere hatte in diesen vier Jahren sehr gewonnen und fast in allen Regimentern gab es eine Menge ganz vortrefflicher Rittmeister und Hauptleute. Gar die Cavallerie war in jeder Hinsicht nur lobenswerth und in Allem, was tüchtige Pferde, gewandtes Reiten der Leute und innige Vertrautheit mit dem Dienst anbelangte, der Französischen weit überlegen. Leider ließen sich im Allgemeinen von der Österreichischen Generalität lange nicht die gleichen Vorzüge rühmen. Es gab zwar eine Menge vortrefflicher Österreichischer Generale, die wahre Zierden ihres Standes waren und in jeder Armee vollgültig ihren Platz eingenommen hätten, leider aber auch nur zu viele gänzlich unfähige Menschen, die besser zu Hause auf der Faul-

bank hinterm Ofen, als im Felde an der Spitze tapferer Regimenter, Brigaden oder gar Divisionen ihren Platz gefunden hätten. Diese Männer, entweder alt, abgelebt und in der unnützen Pedanterie ergraut, oder so leere Strohköpfe auf ihren Schultern tragend, daß auch nicht ein Fünkchen militairisches Talent mehr darin Platz fand, verdarben durch ihre Dummheit nur zu häufig, was die braven Truppen mit ihrem Blute theuer genug erkauft hatten. Selbst in den vierjährigen Feldzügen von **1792** an hatten diese Herren auch noch nicht das Allermindeste gelernt und es herrschte oft eine Beschränktheit in ihren selbstständigen Anordnungen oder eine pedantische Langsamkeit in den ihnen befohlenen Ausführungen, daß ganz unmöglich ein günstiger Erfolg errungen werden konnte, mochten sich dabei die braven Truppen auch mit der äußersten Aufopferung schlagen. Langsamkeit, Schwerfälligkeit und Pedanterie waren überhaupt nach wie vor die gefährlichsten Gegner, welche die sonst so schöne und tapfere Österreichische Armee in ihrem Innern selbst zu bekämpfen hatte, und hierin waren selbst seit **1792** nur verzweifelt geringe Fortschritte eingetreten. So fest war dieser alte Schlendrian eingewurzelt, daß selbst ein so genialer und kräftiger und dabei mit so großer äußerer Machtvollkommenheit ausgerüsteter Feldherr, wie der Erzherzog Carl war, ihn nicht zu durchbrechen vermochte. Die kühnsten Entwürfe und die schnellsten

Ausführungspläne dieses ausgezeichneten Generals wurden nur zu oft durch die Dummheit oder unnütze Langsamkeit seiner Unterbefehlshaber gänzlich wieder vereitelt. Und nun gar dies monströse Unwesen, was der Hofkriegsrath in Wien trieb, der Hunderte von Meilen vom Kriegsschauplatz entfernt, sich in Alles und Jedes mengen wollte und ohne dessen ausdrückliche Genehmigung, auf deren Einholung im günstigsten Fall oft Wochen vergehen konnten, keine irgendwie entscheidende Operationen geschehen sollten, mochten auch die dringendsten Umstände eine noch so schleunige Ausführung erfordern. Selbst einen einfachen Subaltern-Officier, wie ich es war, mußte diese entsetzliche Langsamkeit und Pedanterie oft peinlich berühren, wie viel mehr daher einen höheren General, der wirklich Strebsamkeit zeigte.

Unter solchen Umständen mußte daher der Erfolg der Feldzüge von **1796** und **1797** in der Hauptsache ein entschieden ungünstiger sein, wenn freilich bei sehr vielen einzelnen Gelegenheiten die Truppen sich großen Waffenruhm erkämpften.

Mehrere Gefechte mit abwechselndem Erfolg waren schon zwischen den Französischen und Österreichischen Truppen vorgefallen, als ich am **19.** Juni in der Gegend von Düsseldorf zuerst Gelegenheit hatte, in das feindliche Feuer zu kommen. Ein früherer Gegner aus dem Vendéekrieg, der bekannte General Kleber, befeh-

ligte hier die Republikaner und dies steigerte womöglich noch mehr meine Kampfeslust. Im Feldzug von 1792 hatte es mich geschmerzt, mit Fremden gegen meine Landsleute fechten zu müssen, die Ereignisse aber, die ich seitdem erdulden mußte; erstickten dies Gefühl gänzlich in mir. Ich fühlte eine große Freude jetzt in meiner Brust, als die ersten Österreichischen Kanonenkugeln tiefe Furchen in ein republikanisches Bataillon, was sich gegen uns aufgestellt hatte, rissen. Die Republikaner fochten mit großem Muthe und noch größerem Geschick und drängten unseren Angriff anfänglich zurück. Ich war außer mir vor Zorn, daß ich jetzt gleich das erste Mal wieder, wo ich gegen die verhaßten Feinde kämpfte, kein Sieger, sondern am Ende gar ein Flüchtling sein sollte. Es war ein Wallonisches Regiment, bei dem ich zur Dienstleistung zugetheilt war, und die meisten Soldaten desselben verstanden daher meine Französischen Zurufe, mit denen ich ihre Kampfeslust zu vermehren suchte. Das weit sichtbare Ludwigskreuz auf meiner Brust bezeichnete mich den Feinden als einen Franzosen und vermehrte so ihre Wuth gegen mich. Deutlich hörte ich, daß ein republikanischer Hauptmann seinen Voltigeurs zurief, „besonders auf mich zu zielen, denn ich müsse ein Schuft von Emigrant sein und es sei verdienstlicher, einen solchen niederzuschießen, wie zehn Österreicher.“ Wenigstens ein Dutzend Kugeln pfiffen mir jetzt ganz

nahe um die Ohren und doch war es Gottes Wille, daß mich keine einzige davon nur im Mindesten verletzte. Ein Österreichischer Jäger stürzte neben mir, auf den Tod verwundet, zu Boden. Sogleich ergriff ich das geladene Gewehr des Gefallenen, rief dem republikanischen Hauptmann zu: „gardez-vous, Monsieur!“ und schoß ihn durch die Brust, so daß er sogleich todt zusammenfiel. — Wenn wir auch anfänglich zurückgeworfen wurden, so erhielten wir doch bald Verstärkungen und drängten nun unsererseits die Feinde zurück. Wir machten an 6- bis 700 Gefangene und zwar größtentheils von einem Bataillon, was 1793 gegen uns in der Vendée gefochten und sich dort durch seine wilde Grausamkeit einen übelen Ruf erworben hatte. Es waren meist Leute aus der Normandie, rohe, verwilderte Kerle, ohne Religion und Gewissen in der Brust, aber gute Soldaten, die sich bis zum letzten Augenblick standhaft vertheidigten; dies Lob darf ich ihnen mit einiger Gerechtigkeit nicht versagen.

Es hatte den ganzen Tag über eine drückende Hitze geherrscht und da wir sehr viel hin und her marschirt waren, so bemächtigte sich eine große Erschöpfung unserer Soldaten. Auf dem Kampfesplatz selbst, von dem wir die Franzosen vertrieben hatten, wurden die Bivouaksfeuer angezündet und mit Ausnahme der nothwendigsten Posten lag bald fast Alles im tiefsten Schlaf.

Unsere republikanischen Feinde schienen von gleicher Ermüdung bezwungen zu sein, denn in auffallender Nähe von uns brannten ihre Wachtfeuer. Mein durch mehrjährige Strapazen abgehärteter Körper fühlte nicht leicht Müdigkeit, zumal wenn ich, wie jetzt der Fall, den bitter gehaßten Feinden so nahe gegenüberstand. Ich bat um die Erlaubniß, mit einer aus Freiwilligen zusammengesetzten Patrouille in der Nacht noch einen heimlichen Überfall gegen die republikanische Vorpostenkette unternehmen zu dürfen. Unter dem Commando eines energischen Jäger-Hauptmanns marschirten wir mit 50 bis 60 Mann, denn so viele Freiwillige hatten wir aus der ermatteten Mannschaft zusammengebracht, mit äußerster Behutsamkeit ab. Die Französischen Heere haben sich zu keiner Zeit durch strengen Vorpostendienst sonderlich ausgezeichnet, und so glückte es uns auch diesmal, an die größtentheils schlafenden Vedetten unbemerkt heranzukommen und sie entweder gefangen zu nehmen oder zusammenzustoßen. Wir überfielen nun in aller Schnelligkeit zwei Feldwachen und machten an 30 bis 40 Gefangene dabei, allarmirten die ganze uns gegenüberstehende feindliche Linie, die unter die Waffen treten mußte, und kehrten mit Tagesanbruch wieder in unser Lager zurück, ohne bei dieser ganzen Unternehmung auch nur einen einzigen Mann verloren zu haben. — Daß ich zu dieser kleinen, so gut ausgefallenen Expedition den ersten

Impuls mit gegeben hatte, trug wesentlich dazu bei, mir von nun an eine viel angenehmere Stellung unter den Österreichischen Officieren zu sichern. Selbst der Erzherzog Carl, der davon benachrichtigt war, hatte die Gnade, mir später einige anerkennende Worte hierüber zu sagen.

Die Französischen Generale am Oberrhein hatten gegen die ihnen gegenüberstehenden Österreichischen Truppen inzwischen leider nur zu bedeutende Erfolge erkämpft, so daß der Erzherzog Carl genöthigt wurde, mit einem Theile der unter seinem Befehle stehenden Truppen dorthin zu eilen. Mit großer Kühnheit und Geschicklichkeit war der republikanische General Moreau, derselbe, der seinen früheren demokratischen Schwindelgeist bereuend, **1813** in dem Russischen Heere vor Dresden einen ehrenvollen Soldatentod fand, am **25.** Juni bei Straßburg über den Rhein gegangen. Es standen nur einige Österreicher, hingegen an **7**= bis **8000** Mann sogenannte „Schwäbische Kreistruppen" unter einem gänzlich unfähigen General hier, und die waren freilich einem Moreau und seinen kampfgewohnten Schaaren nicht gewachsen. Der Deutsche ist ein äußerst braver Soldat, wenn er vielleicht auch nicht immer den kriegerischen Ungestüm der Franzosen besitzt; aber er will energische Officiere haben, die ihn unter strenger Disciplin halten und stets in Allem mit gutem Beispiele vorangehen, sonst taugt

er selten viel für einen herzhaften Krieg. Bei diesen Schwäbischen Kreistruppen fehlte es, einzelne Ausnahmen abgerechnet, noch immer bedeutend an recht tüchtigen Officieren und deshalb war auch ihre Brauchbarkeit für den Krieg verhältnißmäßig nur gering.

Unaufhaltsam drang General Moreau jetzt mehr gegen das Innere von Deutschland vor, und wenn die treffliche Österreichische Reiterei bei wiederholten Gelegenheiten ihm auch empfindliche Niederlagen beibrachte, so blieb er im Ganzen und Großen doch vollständiger Sieger.

Die Organisation der damaligen Österreichischen Armee war sehr schwerfällig, so leichtfüßig und ausdauernd auch die einzelnen Truppentheile sich zeigten, und so kamen wir trotz alles Drängens und Treibens des Erzherzogs Carl jetzt doch nicht so schnell vorwärts, wie dies bei Französischen Regimentern der Fall gewesen wäre.

Am 9. Juli kamen wir endlich bei Herrenalb mit der von Moreau commandirten republikanischen Armee zusammen. Es war ein blutiger Tag, an dem von beiden Seiten mit äußerster Erbitterung gefochten wurde, und der lange in seinen Erfolgen zweifelhaft blieb. Ich selbst kämpfte auf dem rechten Österreichischen Flügel, den der Erzherzog Carl in eigener Person befehligte. Durch die Gegenwart ihres Kaiserlichen Prinzen begeistert, fochten die braven Österreichischen Truppen mit einem Muthe, wie er nicht größer sein konnte, und so

standhaft sich die uns gegenüberstehenden Republikaner unter dem General Desaix auch vertheidigten, so wurden sie dennoch zurückgedrängt. Besonders ein Bataillon des braven Österreichischen Regiments Manfredini machte hier eine Bajonnet-Attaque, wie ich solche niemals kräftiger habe ausführen sehen. Es war wirklich ein herrlicher Anblick, diese tapfere Schaar, festgeschlossen, Mann an Mann, gegen die Feinde losstürmen zu sehen. Mochte das heftige Feuer der gut bedienten Geschütze der Republikaner auch noch so verheerend in ihren Reihen wirken, sie setzten trotzdem unerschüttert den Sturm fort. Man hat später so viel die unerschütterliche Standhaftigkeit der alten Garde von Napoleon Bonaparte gerühmt, und ich will gern annehmen, daß dieselbe eine in jeder Hinsicht ausgezeichnete Truppe gewesen ist, einen entschlosseneren Bajonnetangriff, wie ihn jetzt hier dies Bataillon von Manfredini ausführte, hat sie aber auch niemals gemacht. Ich befand mich an diesem Tage im Stabe des Österreichischen Feldzeugmeisters Graf Latour, der hier am rechten Flügel speciell befehligte. Dieser würdige Mann war unbedingt mit der tüchtigste General zur Ausführung eines energischen Angriffs, den die Österreichische Armee nur besaß, wenn er auch vielleicht keine ausgedehnten strategischen Operationen zu entwerfen vermochte. Es war eine wahre Freude, die unerschütterliche Ruhe zu sehen, mit welcher der Feldzeug-

meister Latour mitten im heftigsten feindlichen Kanonenfeuer seine weiteren Befehle zur Verfolgung des Sieges ertheilte. Wir drängten die Feinde vollständig zurück und warfen sie über einen kleinen Bach, der ihrer Front eine feste Stütze gab.

Was half es uns aber, wenn wir auf dem rechten Flügel auch die Feinde zurückdrängten, während hingegen unser linker Flügel vollständig geschlagen wurde. Der republikanische General St. Cyr, der hier unter Moreau befehligte, zeigte bei dieser Gelegenheit wieder das entschiedene militairische Talent, was ihn später mit zu einem der besten Heerführer von Napoleon Bonaparte erhob. Dem ihm gegenüberstehenden Österreichischen General konnten aber leider keine gleichen Fähigkeiten nachgerühmt werden. Die Österreichischen Truppen sollen auch hier mit der äußersten Tapferkeit gefochten, und besonders einige Ungarische Bataillone sich sehr ausgezeichnet haben. Trotzdem wurden sie jedoch so weit zurückgedrängt, daß auch unsere weit vorgeschobene Stellung unhaltbar blieb und wir noch in der Nacht den Rückzug von der so blutig erkämpften Wahlstätte antreten mußten. Das war denn eine böse Nachricht für unsere Truppen und die armen Adjutanten, die den Befehl hatten, diese Rückzugsordre an die einzelnen Regimenter zu überbringen, wurden oft nicht allzu freundlich dafür empfangen. Die strenge Disciplin, welche in dem

Heere Seiner Majestät des Kaisers von Österreich stets geherrscht hat, zeigte sich auch jetzt wieder in sehr vortheilhafter Weise. In guter Ordnung zogen wir ab, und dies imponirte den Feinden so sehr, daß sie keine weitere Verfolgung zu unternehmen wagten.

Wir mußten nun leider immer weiter zurückmarschiren und unaufhörlich folgten uns die siegreichen Colonnen des Generals Moreau nach. Zwar vertheidigte unsere Arrieregarde wiederholt einzelne Punkte mit Glück und brachte der allzu hitzig vordringenden republikanischen Avantgarde noch manche Nachtheile bei; allein im Ganzen geschah unser gut geordneter Rückzug doch fort und fort. Ich war über dies Unglück in der finstersten Stimmung und wenn mich der Dienst nicht dazu zwang, vermied ich womöglich jede Gesellschaft und suchte die Einsamkeit. Es war mir mitunter, als schwebe ein finsteres Geschick über meinem Haupte, das mich dazu verdamme, immer und immer nur an Kriegen, die mit einer Niederlage unserer Sache enden sollten, theilzunehmen. Es bedurfte oft der ganzen Macht des Gebetes, um mich auf diesem unheilvollen Rückzuge nicht mitunter zu sündhaften Zweifeln an Gottes Barmherzigkeit und Allweisheit zu reizen. Ein ehrwürdiger Feldcaplan, der sich im Hauptquartier des Erzherzogs Carl befand, war mir in diesen finsteren Stunden Trost und Stütze und seinem geistlichen Zuspruche verdanke ich viel.

Die Uneinigkeit, welche zwischen den Deutschen Fürsten von jeher geherrscht hat und der später Napoleon Bonaparte einen so großen Theil seiner wichtigsten Erfolge verdankte, fing auch jetzt wieder an, sich auf eine recht betrübende Weise zu zeigen. Kaum verfolgte, trotz aller Tapferkeit der einzelnen Regimenter, das Unglück die Österreichische Armee, so trennten sich auch bald die Truppen der kleineren Deutschen Fürsten von ihr. Der Kurfürst von Sachsen schloß Frieden mit der Französischen Republik und rief seine braven Soldaten, die bisher heldenmüthig an unserer Seite gefochten hatten, zurück, und auch die einzelnen Süddeutschen Fürsten beeilten sich, um Frieden zu bitten. Wie ein siegreicher König und nicht wie ein Fluch und Zerstörung mit sich bringender demokratischer Eroberer, ward General Moreau in Carlsruhe und Stuttgart und den übrigen kleinen Residenzen am Rhein und Main empfangen. Die Strafe für diesen schwächlichen Kleinmuth folgte nur zu bald nach. Die uns nachrückenden republikanischen Heere, welche jetzt die Deutschen nicht mehr fürchteten, sondern nur tief zu verachten anfingen, plünderten und brandschatzten die von ihnen besetzten Landstriche auf die unbarmherzigste Weise. Der General Moreau selbst suchte der Zügellosigkeit seiner Truppen noch einigermaßen Einhalt zu thun, obgleich ihm dies nur schwach gelingen konnte; desto ärger wüthete aber der republikanische

General Jourdan, der den Main hinauf nach Franken gezogen war. Die sogenannten „höllischen Colonnen“, die ich schon bei Gelegenheit des Krieges in der Vendée genannt habe, befanden sich unter seinen Schaaren und diese hatten im Plündern und Brennen schon früher eine gute Übung gewonnen. Unermeßlichen Schaden litten diese Landstriche am Rhein und Main und an der oberen Donau bis Donauwörth hin in diesem Jahre, und konnten nun erst recht aus eigener Erfahrung beurtheilen, was der republikanische Wahlspruch: „Krieg den Palästen und Friede den Hütten!“ eigentlich zu bedeuten habe. Doch der Fleiß der Bevölkerung dieser schönen Gaue ist so groß, der Boden so fruchtbar und das Klima für den Anbau aller Feldfrüchte so mild, daß schon binnen wenigen Jahren die schweren Wunden dieses Krieges wieder vernarbt waren.

Bei Cannstadt am Neckar hatten wir abermals ein sehr heftiges Gefecht mit den Franzosen zu bestehen, in welchem wir ihre gar zu hitzig vordringenden Avantgarden mit blutigen Köpfen wieder zurückwarfen. Bei dieser Gelegenheit schloß sich ein hübscher Pudel, der einem erschossenen Österreichischen Officier gehört hatte, so an mich an, daß er seitdem mich nie wieder verließ. Bis zum Jahre **1809** hat dies treue Thier alle meine Kriegsfahrten und Irrzüge beständig mit mir getheilt, und manche Nacht habe ich im Bivouak mein müdes Haupt

auf seinem weichen Rücken gebettet. Hunger und Durst, Kälte und Sonnenbrand, Regengüsse und Schneegestöber theilte Fidele beharrlich mit mir, war freundlich gegen meine Freunde und wachsam gegen meine Feinde. Als ich beim Ausbruch des Feldzuges von 1809 das treue Thier wegen gänzlicher Altersschwäche eigenhändig erschoß, war ich mehrere Tage so traurig, als sei mein bester Freund mir gestorben.

Wir waren nun allmählig bis in die große Donau-Ebene zwischen Ulm und Nördlingen zurückgedrängt worden, und bestanden hier am 11. August ein ungemein blutiges Treffen, was den ganzen Tag anhielt. Hin und her wogte der Angriff und bald drängten wir die Republikaner zurück, bald mußten wir uns wieder etwas zurückziehen, um nicht von ihnen überflügelt zu werden. In der Nacht vorher hatte ein so starkes Gewitter, wie ich es niemals früher erlebte, statt gefunden und ein Wolkenbruch machte die Wege in diesem fetten Erdboden hier fast unpassirbar. Ungeachtet dieser Hindernisse zeichnete sich besonders die treffliche Österreichische Reiterei in hohem Grade aus und mehrere Regimenter machten bewunderungswürdige Attaquen. Hätte der republikanische General St. Cyr nicht auch diesmal wieder mit großer Meisterschaft manövrirt, so wären die Feinde entschieden von uns zurückgeworfen worden. Siebzehn Stunden währte dieser Kampf; dann trat die Dunkelheit ein, so

daß er nicht weiter fortgesetzt werden konnte. Beide Theile blieben auf dem Kampfplatz die Nacht hindurch stehen und Niemand konnte sich mit Recht den Sieg zuschreiben. Ich selbst ward noch am Abend durch einen Baumast, den eine feindliche Kanonenkugel abriß und mir gewaltsam gegen die Brust schleuderte, so arg verletzt, daß ich fortgetragen werden mußte. Man brachte mich noch in der Nacht nach dem freundlichen Städtchen Donauwörth und von dort nach Augsburg. Hier hatte ich das Glück, in einem wohlhabenden Bürgerhause einquartiert zu werden, wo ich eine ungemein sorgsame Pflege fand. Die Tochter des Hauses, die mit einem Goldarbeiter verlobt war, konnte als Modell einer echt Deutschen Schönheit gelten. Blaue Augen, hellblondes Haar, schlanke Glieder und vollen Busen hatte sie, war dabei sittsam im Blick, züchtig in allen Mienen und Bewegungen, aber etwas langsam und schüchtern und von keiner Grazie im Gang. Mich pflegte das holde Kind mit großer Sorgfalt und ich bin ihr zu Dank verpflichtet. Bei all' dem vielen Unglück, was mich fast mein ganzes Leben hindurch traf, hatte ich wenigstens das Glück, bei meinen häufigen Verwundungen in der Regel gutmüthige Menschen und besonders Frauen zu finden, die mich mit großer Sorgfalt pflegten.

Ich genaß gerade noch zur rechten Zeit, um an dem mit Recht so berühmten Flankenmarsch des Erzherzogs

Carl zur Umgehung des Feindes Antheil nehmen zu können. Zwar war ich noch etwas schwach und besonders meine Brust schmerzte mich beim lauten Sprechen sehr; doch ließ meine eifrige Kampfeslust mich alle diese Unannehmlichkeiten bald überwinden. Dieser Marsch unseres hohen Feldherrn, der mit genialer Kühnheit ersonnen und mit musterhafter Ordnung ausgeführt wurde, verschaffte uns glänzende Erfolge. Mit 20,000 Mann auserlesener Truppen ging der Erzherzog Carl bei Ingolstadt über die Donau, um der sogenannten republikanischen Sambre- und Maas-Armee ganz unerwartet in die Flanke zu fallen. Der republikanische General Bernadotte, der später zum ewigen Hohn des heiligen Princips der Legitimität König von Schweden ward und blieb, wurde zuerst von uns angegriffen und tüchtig zurück geworfen. Das war denn nach so langen Leiden wieder ein heller Tag der Freude für mich, als ich diese bitter gehaßten Republikaner in eiliger Flucht von dannen stieben sah. Ich war jetzt dem berühmten Wallonischen Dragoner-Regiment Latour, was sich schon in allen diesen Kriegen so unsterblichen Ruhm erworben hatte, zugetheilt worden und unter den gewichtigen Schwerthieben dieser tapferen Reiter sanken jetzt manche Verheerer der Vendée zusammen. Bei Amberg kam es am 24. August wieder zu einem recht heftigen Gefecht, an dem ich tüchtig mit theilnehmen konnte. Ich trug jetzt wieder

mein altes Schwert aus der Vendée, was längere Zeit auf der Insel Wight aufbewahrt gewesen war, und die scharfe Klinge desselben röthete sich gehörig vom feindlichen Blut. Mit gewohnter Standhaftigkeit vertheidigten sich auch an diesem Tage wieder die Republikaner und wir hatten anfänglich harte Arbeit, bis wir ihre Reihen zersprengten. Vier Kaiserliche Grenadier-Bataillone, eine wahre Elitetruppe, von dem braven General Werner geführt, durchbrachen aber endlich das feindliche Centrum, und nun hieben wir Reiter von Latour-Dragoner und besonders auch die Ungarischen Husaren des Regiments Blankenstein denn so recht drein. Noch in der späten Nacht versuchten die Republikaner, sich abermals zu setzen, wurden aber wieder von uns auseinandergesprengt und weiter verfolgt. Ich hatte das Glück, einen republikanischen Bataillons-Chef, der bei Quiberon gegen mich gefochten hatte, gefangen zu nehmen. Er erkannte mich wieder und es schien ihn doppelt zu erzürnen, daß gerade von mir, dem ehemaligen Chouansführer, jetzt seine Gefangennahme bewirkt war. „Beruhigen Sie sich, Bürger, wir brechen kein Versprechen und ermorden keine Gefangenen auf so niederträchtige Weise, wie Ihre Genossen es bei Auray thaten", sagte ich diesem Republikaner, drehte ihm dann den Rücken und befahl meinem Diener, nach Möglichkeit für ihn zu sorgen. Im Jahr **1811** focht dieser Mann als Brigade-Gene-

ral in Spanien mir gegenüber. — Kaum war diese sogenannte Sambre- und Maas-Armee von uns geschlagen worden, so erhielten ihre Soldaten auch die verdiente Züchtigung für die rohen Gewaltthätigkeiten, welche sie in so barbarischer Weise bisher auf ihrem Marsche in Deutschland verübt hatten. In Franken, im Spessart und in allen diesen schönen Gegenden am Main wohnte eine kräftige Landbevölkerung, die damals wenigstens noch sich durch wahre Anhänglichkeit an die Satzungen unserer heiligen Religion auszeichnete. Besonders die vielen kirchenschänderischen Handlungen der Republikaner hatten die Bauern empört und dies Gefühl der Rache machte sich jetzt gegen die zersprengten Feinde Luft.

Ganze Ortschaften standen unter Anführung ihrer Geistlichen, Gutsherrn oder Förster auf, nahmen alle möglichen Waffen in die Hand und griffen nun die einzelnen kleinen Schaaren der flüchtenden Republikaner an. Es sind viele Wälder und Berge in diesen Gegenden von Deutschland und diese boten den Bauern nun günstige Gelegenheit dar, ihren kleinen Krieg mit Geschick fortzuführen. Viele Hunderte von Feinden fielen auf diese Art durch die Hände der wüthenden Bauern, denn wie es bei dergleichen Gelegenheiten stets der Fall sein wird, dachte man von keiner Seite daran, Pardon zu geben. Die Republikaner tödteten jeden Bauer, der ihnen nur irgendwie bewaffnet in die Hände fiel und brannten ganze

Dorfschaften nieder, und die Bauern hingegen erschlugen alle Soldaten mit nicht mehr Gewissensbissen, als ob sie einen tollen Hund erschlagen hätten. Es war ganz der grausame kleine Krieg, wie ich ihn in der Vendée und Bretagne schon mitgefochten hatte.

Wir Österreichischen leichten Truppen verfolgten dabei die geschlagenen Feinde mit rastlosem Eifer und ganze entmuthigte Schaaren derselben ließen sich oft freiwillig durch kleine Streifpatrouillen von uns gefangen nehmen, aus Furcht, sonst in die Hände der grimmigen Bauern zu fallen und dann von diesen ohne Weiteres ermordet zu werden. Dieser kleine Krieg war ganz nach meiner Art und Tag und Nacht saß ich fast im Sattel, um ja diesen republikanischen Schaaren den möglichsten Abbruch zuzufügen. Wiederholt haben wir übrigens ganze Trupps von Gefangenen nur mit äußerster Mühe den wüthenden Bauern, die sie ermorden wollten, entrissen. Ich entsinne mich noch, daß ich unweit Würzburg meine Dragoner vom Regiment Latour mit flachem Säbel auf die dicken Köpfe der tobenden Bauern einhauen ließ, da diese uns mit aller Gewalt einen Trupp von Republikanern entreißen wollten, um solche zu tödten. Da ich mit der Wallonischen Mannschaft Französisch sprach, so hielten die Bauern uns anfänglich ebenfalls für Franzosen und wollten uns schon ernsthaft angreifen und nur mit Mühe konnte ein herzugeeilter Forstbeamte die wüthenden Kerle

davon überzeugen, daß wir zu den Truppen des Erzherzogs Carl gehörten. Es war eine unbeschreibliche Verwirrung, denn weder ich, noch meine Mannschaft verstanden ein Wort von dem rauhen Dialect der Bauern, noch vermochten wir mit unserem gebrochenen, fremdartigen Deutsch uns diesen wieder verständlich zu machen.

Eine Menge grausamer Scenen, wie ich solche nur zu oft schon erlebt hatte, sah ich noch bei dieser Verfolgung der geschlagenen Republikaner und so bitter ich solche auch haßte, so fühlte ich doch häufig Mitleid mit dem Schicksal der Einzelnen. Ich hätte solche wilde Grausamkeit, wie jetzt die Bauern sie zeigten, bei diesen so pflegmatischen und gutmüthig dreinschauenden Deutschen gar nicht erwartet. Die entfesselte Leidenschaft der unteren Stände bleibt sich jedoch fast bei allen Völkern gleich und ewigen Fluch verdienen daher diese Demokraten, welche solche Stürme aufrühren.

Die Republikaner mußten sich nun so eilig zurückziehen, daß sie einen großen Theil ihrer geraubten Beute nicht mitschleppen konnten. Unsere leichten Truppen, die stets den flüchtigen Feinden auf den Fersen saßen, machten manchen guten Fang, und Gold- und Silbermünzen waren in den Händen unserer Soldaten nichts Seltenes. So entsinne ich mich noch, daß wir einmal den Wagen eines Kriegscommissärs, wie diese Blutsauger, welche die republikanischen Heere in ganzen Schaaren begleiteten,

und in der Regel noch ungleich ärgere Erpressungen, als die Soldaten selbst, verübten, genannt wurden, einholten. Wir fanden in dem Wagen einen Kasten mit 2000 baaren Gulden und außerdem mehrere silberne und goldene Kirchengeräthe, die dieser dicke Schuft von Commissär, der jetzt gar kläglich bat und winselte, irgendwo gestohlen haben mußte. Letzteres erbitterte die alten Wallonen unserer Mannschaft, die in der Regel einen festen Glauben und wahre Religiosität haben, gar sehr. Der Commissär ward über die Deichsel seines eigenen Wagens gelegt und erhielt einige Dutzend wohlgemessene Hiebe mit dem Steigbügelriemen über seine prallen Nanking-Kniehosen, die ihm ein alter Wallonischer Reiter mit sichtbarem Vergnügen aufzählte. Zur Strafe mußte er dann noch den weiteren Weg zu Fuße und dabei mit dem einen Arm an den Steigbügel eines Dragoners gebunden, zurücklegen, wobei er sehr prustete und stöhnte. Wir ermittelten später, daß diese Kirchengeräthe aus einer Fränkischen Dorfgemeinde, ungefähr 20 Meilen weit entfernt, gestohlen waren und sandten sie alsbald durch sichere Gelegenheit dahin zurück. Zufällig ritten wir am anderen Morgen durch ein armes Dorf, was von den Republikanern ganz niedergebrannt war, dessen halbverhungerte Bewohner weinend und händeringend auf den noch rauchenden Trümmern der früheren Stätten ihres häuslichen Glückes saßen. Die

gutmüthigen, leicht beweglichen Wallonen wurden hierdurch gerührt und bestimmten sogleich 1000 Gulden für diese Armen, die dem schnell herbeigeholten Pfarrer zur geeigneten Vertheilung übergeben wurden. Die anderen 1000 Gulden vertheilten die 15 Mann der Patrouille unter sich, und da wir bald darauf in Würzburg einzogen, so fand dies Geld, in guten Frankenwein verwandelt, schnell seinen Weg durch die durstigen Kehlen der Reiter. Zufällig fragte ich einige Tage später diese Leute, was sie mit ihrem Beuteantheil gemacht hätten, und lachend gestanden mir Alle ohne Ausnahme, daß sie auch keinen Gulden mehr davon besäßen, sondern Alles vertrunken und verjubelt hätten. So geht es im Kriege zu; „Heute roth, morgen todt!" sagt ja der alte Deutsche Soldatenspruch.

Bei Würzburg versuchte der republikanische General Jourdan zuerst wieder, einen kräftigen Widerstand uns entgegenzusetzen, so daß es hier am 3. September zu einer blutigen Schlacht kam. Der Erzherzog Carl eilte dem General Sztarray, der sich nur mit äußerster Anstrengung gegen das Andringen der ihm an Zahl weit überlegenen Feinde behaupten konnte, möglichst schnell zu Hülfe, als wir plötzlich durch den Main im Weitermarsch aufgehalten wurden. Für die Infanterie war zwar eine schmale Schiffbrücke geschlagen; die Cavallerie konnte diese nicht passiren und wollte unschlüssig am Ufer

halten bleiben. Der edle Kaiserliche Prinz, der uns befehligte, war aber nicht allein ein großer Feldherr, sondern auch ein persönlich sehr muthiger Soldat; dies zeigte er auch jetzt wieder in hohem Grade. „Ein Fluß wie der Main darf für meine Reiter kein Hinderniß sein; vorwärts also, meine Herren!" rief er zu seiner Umgebung aus, und spornte dann ohne Weiteres sein Roß an, daß es in den Fluß mit ihm hineinsetzte. Dem Beispiele des hohen Führers folgten sogleich alle anwesenden Schwadronen, unter denen auch die des schönen Cürassier-Regiments Mack waren, und setzten durch den Fluß. Ich selbst befand mich etwas abwärts von dieser Stelle und wir gingen alsbald auch durch den Main, wobei uns zwei oder drei Pferde ertranken. Ganz durchnäßt stürzten wir uns auf die republikanische Reiterei, die anfänglich hartnäckigen Widerstand leistete, so daß es zu einem lebhaften Reiterkampfe, Mann gegen Mann, kam. Ich hieb bei dieser Gelegenheit einen republikanischen Stabsofficier, der aus größter Nähe seine Pistole gegen mich abgefeuert, mich aber wunderbarer Weise verfehlt hatte, zusammen. Das große Normännische Roß, was er ritt, war mir eine erwünschte Beute, da mein eigenes Pferd sich schon sehr abgetrieben zeigte.

Nach anfänglich sehr hartnäckigem Widerstand traten die republikanischen Truppen ihren Rückzug an, der bald darauf in eine unordentliche Flucht ausartete. Wir

drängten mit unserer trefflichen Reiterei schnell nach, hieben noch viele Republikaner zusammen, nahmen eine noch größere Zahl gefangen und machten reiche Beute. Gottes Gnade, das Talent des Erzherzogs Carl und die große Tapferkeit der einzelnen Truppen hatten den Österreichischen Waffen hier bei Würzburg einen glänzenden und in seinen Folgen wichtigen Sieg wieder verliehen. Unaufhaltsam ging der Rückzug der geschlagenen Maas- und Sambre-Armee nun gegen den Rhein fort und nachdrücklich verfolgten wir sie und zersprengten jeden Widerstand, den einzelne Schaaren hie und da noch zu leisten versuchten.

Zum ersten Mal seit den sechs Jahren, welche ich nun im Kampfe für die verletzte Legitimität unter den Waffen zubrachte, nahm ich jetzt an einem anhaltend glücklichen Feldzug theil. Gerechte Freude über diese Reihe von Siegen erfüllte mein Herz und in meine sonst so düstere Stimmung fielen immer mehr und mehr helle Sonnenblicke des Kriegsglücks. Den „schweigenden Franzosen" hatten meine frohlaunigen Österreichischen Kameraden mich bisher genannt, und wenn ich auch hoffen durfte, mir ihre Achtung als Mensch und Soldat erworben zu haben, so besaß ich doch nicht ihre Zuneigung, da mein finsteres Wesen sie stets von mir entfernt hielt. Jetzt bei dieser eifrigen Verfolgung des geschlagenen Feindes mischte ich mich häufiger in ihre heitere Gesell-

schaft und gewann mir so manche wackere Freunde unter diesen ritterlichen Gestalten. Gern und viel verkehrte ich besonders auch mit einem Oberstlieutenant d'Aspré, der ein Grenadier-Bataillon mit großer Auszeichnung befehligte, und mir fortan ein treuer Freund sein ganzes Leben hindurch blieb.

Ich hoffte in manchen Stunden jetzt schon, unser Siegesmarsch würde nicht nur bis an, sondern auch über den Rhein gehen und wir in Paris einmarschiren, um der ganzen republikanischen Wirthschaft ein Ende zu machen und Ludwig XVIII. auf den Thron seiner Väter zu setzen. Mein fester Entschluß war, alsbald nach Erreichung dieses schönen Zieles in den hohen Orden der Maltheser-Ritter zu treten, um mein ferneres einsames Leben dem Dienste der Kirche und dem Kampfe gegen die Ungläubigen zu weihen. Gott der Herr verfügte es in seiner Allweisheit anders und ließ mich noch bis 1814 die Waffen gegen die Principien der Revolution führen.

Am 14. September hatten wir bei Wetzlar ein heftiges Gefecht gegen den republikanischen Nachtrab, der uns unter dem Befehl des muthigen Generals Lefebre den Übergang über die Lahn streitig machen wollte. Wir warfen die Feinde jedoch entschieden zurück und gingen über den Fluß, um unseren Siegesmarsch weiter fortzusetzen. Mir ward bei dieser Gelegenheit mein bei Würzburg erbeutetes Pferd schon wieder unter dem Leibe

erschossen und es kostete Mühe, daß ich mir ein anderes erträgliches Thier verschaffen konnte. Es folgten überhaupt wieder mehrere heftige Gefechte, denn die republikanische Armee, die jetzt unter dem muthigen General Marceau bedeutende Verstärkungen erhalten hatte, zeigte sich nunmehr hartnäckiger in ihrer Gegenwehr. General Marceau selbst, der abgesehen von seiner republikanischen Schwindelei, persönlich ein sehr braver Mensch gewesen sein soll, wie er jedenfalls ein muthiger und geschickter General war, wurde bei Allenkirchen schwer verwundet und fiel dann als Sterbender in unsere Hände. Zufällig war ich ein Augenzeuge von der Verwundung dieses Generals, die bei einem kleinen Vorpostengefecht durch einen Tyroler Scharfschützen, wie wir deren mehrere bei uns hatten, geschah. Der Tyroler hatte sich fast schon verschossen, als er den General Marceau gerade in gehöriger Büchsenschußweite auf einem Pferde reiten sah. „Schaun's, das is halt noch a Vogerl, der einen Schuß lohnt!" rief er in seinem Tyroler Dialect einem neben ihm stehenden Officier zu, zielte bedächtig und durch die Brust getroffen stürzte der republikanische General, wir wußten anfänglich Alle nicht, daß es gerade Marceau war, vom Pferde. Der ritterliche Charakter des Erzherzogs Carl sah in Marceau nur den tapferen Soldaten und nicht den General einer Armee, die den Mördern seiner Cousine,

der unglücklichen Königin Marie Antoinette, diente, und handelte demgemäß. Der Leiche des Gestorbenen wurden die gleichen militairischen Ehrenbezeugungen, als sei sie die eines Österreichischen Generals, erwiesen und eine starke Cavallerie-Escorte geleitete den Sarg alsdann bis an die republikanischen Vorposten. Meinem inneren Gefühle widerstrebte es, einem Feinde meines Königs, einem General der Heere, die Alles, was mir auf Erden theuer war, vernichtet hatten, dergleichen Ehrenbezeugungen zu erweisen und ich schloß mich daher von der Leichenparade aus.

Der Erzherzog Carl wandte sich nun mit einem Theile seines Heeres, zu dem auch ich gehörte, wieder dem Oberrhein zu, um den Kampf mit dem General Moreau, der inzwischen von der Donau bei Donauwörth zurückmarschirt war, weiter fortzusetzen. Wir hatten noch manche kleine Gefechte und wiederholt fand ich Gelegenheit, mich mit den bitter gehaßten Feinden umherzuschlagen. Ein sehr blutiger Kampf fand am 24. October bei Kandern unweit Freiburg im Breisgau statt. Es war ein scheußliches Wetter, der Regen goß in Strömen herab und die Wege zeigten sich fast grundlos. Die zahlreiche K. K. Cavallerie konnte fast gar nicht gebraucht werden, was den Österreichern großen Nachtheil brachte, während hingegen die Republikaner von ihrer starken und trefflich postirten Artillerie den be-

deutendsten Nutzen hatten. Anfänglich wollte der Sieg sich uns nicht zuwenden, und mehrere Angriffe scheiterten, bis der Erzherzog Carl, nur dem Antriebe seines glühenden Muthes folgend, seine Truppen persönlich in das heftigste Feuer führte. Rechts und links schmetterten die republikanischen Kugeln die Soldaten unmittelbar an der Seite des Kaiserlichen Prinzen nieder, aber Habsburg=Lothringen's edler Heldensohn wich und wankte nicht und führte somit seine Sturmcolonnen zum endlichen Siege.

An diesem heftigen Gefechte nahm auch das Condé'sche Emigranten=Corps einen lebhaften Antheil und schlug sich vortrefflich, wobei besonders der junge Herzog von Enghien verdienten Ruhm erwarb. Wie man erwarten darf, erfüllte mich besonders diese bewiesene Tapferkeit und Kriegstüchtigkeit des Emigranten=Corps mit der lebhaftesten Freude. Noch in später Nacht eilte ich in das Lager desselben, um allen Bekannten meinen Dank auszusprechen und sogleich auch die ehrenvolle Mittheilung zu machen, daß der Erzherzog Carl sein Wohlgefallen über diese tapfere Haltung des Condé'schen Corps zu erkennen zu geben geruht hatte. Wenn man solche Botschaft zu überbringen das Glück hat, scheut man wahrlich weder Kälte, Regen, Sturmwind und grundlose Wege, noch die größte körperliche Ermüdung und jegliches Hinderniß überwindet man leicht.

Wir blieben an diesem Tage auch wieder vollständig Sieger; der geschlagene General **Moreau** trat am anderen Morgen in aller Frühe den Rückzug an und ging bei Hüningen auf das linke Rheinufer zurück. Das war denn ein gutes Ende des anfänglich für unsere gerechte Sache so unglücklichen Feldzuges von **1796** in Deutschland.

Drittes Capitel.

Einnahme von Kehl. Ungünstiger Einfluß der Abreise des Erzherzogs Carl nach Italien auf die Österreichische Rhein-Armee. Republikanische und Österreichische Officiere. General Davoust. Emigranten-Familien. Wiederbeginn der Feindseligkeiten. Unglückliche Gefechte. Friedensschluß zu Campo-Formio. Reise durch Preußen nach Mitau. Streit mit Mitgliedern der Französischen Gesandtschaft in Berlin. Ankunft in Mitau. Einfaches Leben daselbst. Der Hofstaat Seiner Majestät des Königs Ludwig. Wolfs- und Bärenjagden in Lithauen.

Die Neujahrsnacht von 1796 auf 1797 brachte ich in den Laufgräben vor Kehl zu, welches wir nun schon seit zwei Monaten belagerten und die Republikaner hartnäckig vertheidigten. Ein stürmisches, schicksalreiches Jahr, in dem ich Vieles erduldet und manche bittere Erfahrung wieder gemacht hatte, lag abermals hinter mir. Zweimal war ich wieder in diesem Zeitabschnitt im Kampfe

für die Sache meines Königs und Herrn verwundet worden und sieben verschiedene Blessuren trug mein Körper nun schon. Die Zahl derselben war aber noch lange nicht voll und sollte sich gerade noch verdoppeln, bis es mir endlich gelang, die weiße Fahne der Bourbon's auf dem Palast der Tuilerien in Paris wieder wehen zu sehen.

Es war ein harter, schwerer Dienst, den die Österreichischen Truppen hier bei der Einschließung von Kehl hatten, und wir alle litten nicht wenig von Kälte und dem Ungestüm der Witterung. Die feste Disciplin in den Truppen, dieser herrliche Vorzug, der die K. K. Österreichische Armee niemals bis zu einer ungeordneten Flucht hat entmuthigen lassen, blieb aber unerschüttert und vollkommenes Vertrauen auf das endliche Gelingen unserer Sache beseelte Alle. Um das neue Jahr würdig zu beginnen, erstürmten wir am Abend des Neujahrstages die wichtigste Schanze der Franzosen, „das Wolfsloch" genannt, und trieben die Feinde bis auf die im Rhein liegende Erleninsel. Neue Truppen rückten aber von Straßburg her mit Übermacht gegen uns an, so daß wir diese Insel nicht halten konnten und nach blutigem Kampfe wieder räumen mußten. Einige Tage darauf ergab sich Kehl an uns und der Weg nach Straßburg und von da nach Paris schien uns gebahnt zu sein. Leider sollte es aber vorerst noch nicht dahin kommen.

In Italien, wo der kühne General Napoleon Bonaparte, dieser seltene Meister der Kriegskunst, die republikanischen Heere befehligte, hatten diese eine Reihe der wichtigsten Siege sich auf's Neue errungen. Während wir die Franzosen am Rhein schlugen und in Frankreich einzumarschiren hofften, schlug Napoleon Bonaparte die Österreicher überall in Italien und bereitete sich vor, seine siegreichen Schaaren selbst in das Innere der Österreichischen Monarchie zu führen. Unter solchen Umständen legte der Erzherzog Carl den Oberbefehl der am Rhein stehenden Heere nieder und begab sich in den ersten Tagen des März 1797 nach Italien, dort das Commando zu übernehmen. Eine ungeheuere, durch nichts auszufüllende Lücke ließ sein Abgang bei uns zurück, und selbst der gewöhnliche Soldat fühlte den Verlust, den wir dadurch erlitten hatten. Von dem Tage an, als die kräftige Hand des ruhmgekrönten Feldherrn bei uns den Zügel des Obercommandos abgab, fiel sogleich Alles in die alte Schlaffheit und Schwerfälligkeit zurück. Die Soldaten schlugen sich zwar nach wie vor mit gewohnter Standhaftigkeit, sobald man sie nur gut in das Feuer hineinführte, und auch die Disciplin blieb unerschüttert; aber das Selbstvertrauen, die muthige Zuversicht auf des Feldherrn Größe, ging uns sogleich verloren, als der Erzherzog fehlte. Unter den höheren K. K. Generalen befanden sich leider damals eine nur

zu große Menge gänzlich unfähiger Männer, die ihren Posten nicht im Mindesten ausfüllen konnten. Es waren manche brave Haudegen darunter, die ein Paar Reiter-Regimenter vortrefflich zur Attaque führen, oder mit einigen Grenadier-Bataillonen sehr muthig eine feindliche Position erstürmen konnten, sobald sie den Befehl dazu erhielten, wie z. B. der General Werneck; aber ein strategisches Talent, was dem der uns gegenüberstehenden republikanischen Generale Moreau, Davoust und Hoche nur einigermaßen gleich gewesen wäre, besaßen sie nicht im Mindesten. Andere Generale, die wir hatten, waren altersschwach, zaghaft oder von einer fast unglaublichen Beschränktheit. Es ist buchstäblich wahr, daß im Feldzuge von 1797 ein höherer Österreichischer General keinen Kriegsrath halten wollte, da in dem Dorfe kein Tisch, der mit einem grünen Tuche bedeckt war, aufgetrieben werden konnte, und es von Alters her herkömmlich sei, nur um einen solchen Tisch den Kriegsrath zu versammeln. In Folge dessen wurden keine Beschlüsse für die Operationen der nächsten Tage gefaßt, so dringend nothwendig diese auch immerhin sein mochten, sondern man sandte ein Commando aus, um aus einer größeren Stadt den unumgänglich nothwendigen grünen Tisch zu requiriren. Der gegenüber commandirende General Hoche zeigte sich minder pedantisch, griff am andern Morgen die in Folge des nicht abge-

haltenen Kriegsraths unvorbereiteten Österreicher mit rücksichtsloser Kühnheit an, und schlug sie gehörig. Der so wichtige grüne Tisch langte gerade an, als der eilige Rückzug der Österreicher schon begonnen hatte, fiel bald in die Hände der nachrückenden Franzosen und wurde von diesen mit spöttischem Hohn bei einem großen Freudenfeuer verbrannt. Ähnliche Züge kamen nur zu häufig vor; kurz wir glichen, seitdem uns der Erzherzog Carl verlassen hatte, einem zwar kräftigen und gesunden Körper, dem aber die belebende Seele, die ihn zu energischer Verwendung seiner Kraft bewegen kann, fehlt.

Unter solchen Umständen mußten meine anfänglich so schönen Hoffnungen auf einen baldigen Rhein-Übergang nur zu schnell wieder erlöschen.

Wir standen übrigens nach der Einnahme von Kehl einige Monate lang den Feinden ruhig gegenüber, und alle Feindseligkeiten hatten aufgehört, da ein gegenseitiger Waffenstillstand abgeschlossen war. Wiederholt kamen einzelne republikanische Officiere in das Österreichische Lager herüber, wie auch Österreicher die Republikaner besuchten. In dem Corps des Generals Moreau hatte stets ein gewisser anständiger, ja ich möchte fast sagen aristokratischer Ton unter den Officieren geherrscht, und diese sich dadurch vortheilhaft von ihren Kameraden in der sogenannten „Sambre- und Maas-Armee“ ausgezeichnet. Wie schon früher erwähnt, hatte

der unläugbar große Waffenruhm, den sich die republikanischen Heere in allen bisherigen Feldzügen erkämpften, seine Wirkung auf viele junge Männer aus alten Familien nicht verfehlt, diese leider bewogen, Dienste in den Reihen derselben zu nehmen und so das Princip der Legitimität zu verläugnen. Man fand daher bei den Truppen des Generals Moreau jetzt eine Menge von Officieren, welche sogar Träger der glänzendsten Adelsnamen Frankreichs waren. Sie wurden dort schon sehr gern gesehen, machten ein besonders schnelles Avancement und selbst die gemeinen republikanischen Soldaten fochten lieber unter den Befehlen von Officieren vornehmer Geburt, vorausgesetzt, daß diese wirkliche militairische Tüchtigkeit besaßen. Ein junger ehrgeiziger Edelmann, der militairisch erzogen war und Muth und kriegerische Tüchtigkeit besaß, konnte sicher sein, in den Heeren der Republik jetzt ein glänzendes Avancement zu finden, sobald seine Charakterschwäche ihm gestattete, die heilige Legitimität zu verlassen. So befehligte ein Vetter von mir, der mit mir im gleichen Alter stand, und früher ebenfalls in der Garde du Corps Seiner Majestät des Königs gedient hatte, drüben unter dem General Moreau als Oberst ein schönes Husaren-Regiment. Er schrieb einen sehr artigen Brief an mich und wünschte mich zu besuchen, was jetzt während des Waffenstillstandes recht gut bewerkstelligt werden konnte. Ich antwortete ihm

ganz kurz, daß meine Grundsätze es mir nimmermehr gestatten würden, einen Officier, der unter der dreifarbigen Fahne diene und jetzt ein Kamerad der Mörder meiner Familie sei, als Verwandten zu begrüßen.

Leider waren mehrere Officiere des Condé'schen Corps jetzt erbärmlich genug, ihren Abschied zu fordern, nach Frankreich zurückzukehren und dort Dienste in der Italienischen Armee unter dem General Bonaparte zu nehmen. Einer dieser Erbärmlichen, ein Graf G...., ebenfalls ein entfernter Verwandter von mir, war sogar schamlos genug, zu mir zu kommen, um mir die Hand zum Abschied zu reichen. Ich drehte ihm schweigend den Rücken, und es war dies das Einzige, was ich meinem Gefühle nach thun konnte. Dieser Graf G.... machte später unter Napoleon, der den Adel, der schwach genug war, ihm zu dienen, auf jegliche Weise zu begünstigen suchte, ein schnelles Avancement und focht im Jahre **1810** als Brigade-General in Spanien mir gegenüber. Er fand **1812** in Rußland einen ehrlichen Soldatentod.

Kamen übrigens republikanische Officiere zu uns auf das rechte Rheinufer, so vermied ich jeglichen Verkehr mit ihnen und verließ die Orte, die sie besuchten. Einmal wurde ich übrigens vom Feldmarschall-Lieutenant Graf Sztarray in einer dienstlichen Unterredung mit dem republikanischen General Davoust (dem späteren

Marschall) als Dollmetscher gebraucht. Davoust, dem mein fertiges Französisch auffallen mochte, frug mich nach Beendigung der Unterredung, als der Graf Sztaray sich bereits entfernt hatte und ich zurückbleiben mußte, um noch einige dienstliche Papiere in Empfang zu nehmen, was ich für ein Landsmann sei. „Ich bin aus der Bretagne, diente früher als Garde du Corps Seiner Majestät dem hochseligen König Ludwig XVI., focht dann unter Larochejacquelin und Charette in der Vendée, war mit bei Quiberon und werde fortfahren zu kämpfen, bis der König Ludwig XVIII. wieder seinen Einzug in Paris gehalten hat", antwortete ich in kurzem Tone. Der General Davoust maß mich mit einem Blick voller Haß und Wuth von oben bis unten, brach dann in ein rohes Gelächter aus und rief so laut, daß es seine ganze Umgebung hören konnte: „Nun, mein Herr, da werden Sie gleich dem ewigen Juden wandern und fechten können, denn Ihr sogenannter Schattenkönig wird niemals seinen Fuß wieder in die Tuilerien setzen, dafür stehe ich!" und dabei schlug er klirrend mit der Hand an seinen großen Schleppsäbel. Ich schwieg still, empfing bald darauf meine Depeschen und ritt zurück, ohne ein Frühstück, was mir einige republikanische Adjutanten voller Artigkeit anboten, anzunehmen. — Es war im Sommer 1814 und ich stand als Garde-Oberst des Königs Ludwig XVIII. im

Vorzimmer des Audienzsaales des Königlichen Schlosses der Tuilerien in Paris, als dieser Davoust hereinkam, um eine Audienz bei unserm Königlichen Herrn zu erbitten. Er war ungemein artig gegen mich, und fing ein Gespräch an. Ich konnte es nicht unterlassen, ihm zu sagen: „Nun Sie sehen, mein Herr Marschall, ewig habe ich doch nicht zu kämpfen nöthig gehabt, um den Einzug unseres Herrn und Königs, dem auch Sie jetzt Ihre Huldigungen darzubringen wünschen, feiern zu helfen. Erinnern Sie sich wohl eines Gespräches am Rhein bei Kehl im März 1797? Ich bin mir stets getreu geblieben!“ Der Marschall Davoust erkannte mich jetzt wieder und eine tiefe Röthe, ich weiß nicht ob der gerechten Beschämung oder des Zornes, überzog sein Gesicht. In demselben Augenblick ward die Ankunft des Königs gemeldet und ein weiteres Gespräch mußte aufhören. Später haben wir es Beide vermieden, wieder mit einander zu sprechen. — Den militairischen Talenten von Davoust lasse ich übrigens volle Gerechtigkeit wiederfahren und rechne ihn zu den besten und energischsten Generalen, die Napoleon später hatte. Ein großes Glück für unseren legitimen König wäre es gewesen, hätte er nur auch viele solche Officiere gehabt, die ihm mit gleicher rücksichtsloser Kühnheit gedient.

Die Hoffnung, daß unser Heer bald den Rhein überschreiten und nach Frankreich marschiren würde, hatte

während des Winters 1796 — 1797 manche Emigranten-Familien nach Baden-Baden, in dessen Nähe ich längere Zeit im Quartier lag, geführt. Ich fand manche Bekannte unter diesen Familien und wäre meine Stimmung danach gewesen, so hätte ich ein ganz angenehmes geselliges Leben hier führen können. Meine Trauer verhinderte mich aber, größere Gesellschaften zu besuchen und ich lebte wie immer still und zurückgezogen und verkehrte äußerst selten mit diesen Emigranten. Manche von ihnen lebten auch jetzt noch in gedankenlosem Leichtsinn fort und trieben, so weit ihre pecuniairen Mittel es gestatteten, dasselbe frivole und vergnügungssüchtige Leben, was mich schon 1792 in Coblenz so oft empört hatte. Der Ernst der Zeit und das Unglück des Vaterlandes hatten den Leichtsinn dieser unverbesserlichen Menschen noch nicht gebrochen; sie besuchten ein von ihnen errichtetes Liebhabertheater häufiger, als die Messe, lasen den Voltaire lieber als das Brevier und glaubten Wunder was für große Thaten zu verrichten, wenn sie die unbeholfenen Manieren der uns gegenüberstehenden republikanischen Officiere auf ihrem Theater in karrikirten Darstellungen verspotteten. Besonders einige vornehme Damen des Pariser Hofadels zeichneten sich auch hier wieder, wie überall im Leben, auf eine mir recht widerliche Weise aus. Andere Emigranten-Familien lebten, ihrer Würde angemessen, in einfacher Zurückgezogenheit. Eine

Wittwe mit ihren zwei Töchtern war mir besonders achtungswerth, ihr Mann war Oberst gewesen, die drei Söhne Officiere und alle viere hatten die Treue für ihren König und Herrn auf der Guillotine gebüßt. Diese drei Damen waren stets in tiefe Trauer gekleidet, zogen sich von jeglicher Geselligkeit zurück und arbeiteten mit dem angestrengtesten Fleiß, um zierliche Goldstickereien zu verfertigen und sich so ihren Lebensunterhalt auf anständige Weise zu erwerben. Besonders die reichen Österreichischen Cavallerie-Officiere kauften diesen Damen viele Goldstickereien ab, um solche nach Hause zu schicken. Die Eine dieser Schwestern heirathete später einen reichen Österreichischen Officier; die andere ward nach der Mutter Tod barmherzige Schwester in einem Kloster der Schweiz.

Mitte April wurde der Waffenstillstand endlich aufgehoben und die Feindseligkeiten fingen zwischen uns und den drüben über den Rhein stehenden Republikanern von Neuem an. Zwar waren meine anfänglichen Hoffnungen auf einen glücklichen Ausgang des Feldzuges seit dem Abgang des Erzherzogs Carl sehr gesunken, aber trotzdem freute ich mich ungemein auf diesen Wiederausbruch der Feindseligkeiten. Hatte ich doch dadurch wenigstens Aussicht, mit den Feinden meines Königs in ehrlichem Kampfe die Waffen messen zu können. Der Bestimmung nach mußte von Seiten der Republikaner der Waffenstillstand drei Tage vorher gekündigt werden, und ein

junger Bataillons-Chef vom Stabe des Generals Moreau brachte uns diese Aufkündigung. Die Österreichischen Officiere, die stets eine ritterliche Gutmüthigkeit gegen ihre Feinde bewiesen, luden diesen Französischen Officier nebst seinem Adjutanten zu einer Bowle ein, um den Wiederausbruch des Krieges gebührend zu feiern. Es wurde bei dieser Gelegenheit viel gelacht und gesungen und man hätte nicht glauben können, daß diese frohe Gesellschaft aus gegenseitigen Feinden bestände, die sich darüber freuten, in den nächsten Tagen wieder mit den Waffen in der Hand gegen einander kämpfen zu dürfen.

Mit großer Kühnheit und noch größerem strategischen Talent unternahm der General Moreau auch diesmal wieder den Rhein-Übergang. Unsere braven Truppen kämpften, wie immer, mit dem unerschütterlichsten Heldenmuthe, aber unsere Generale waren den uns gegenüberstehenden republikanischen Generalen Davoust, Vandamme und Duham an Talenten nicht gleich und besonders der brave, ehrenwerthe Feldmarschall-Lieutenant Graf Sztarray, der hier befehligte, konnte sich mit einem Moreau nicht vergleichen.

Am 21. April kam ich selbst bei dem Dorfe Diersheim mit den Republikanern so recht in ein heftiges Gefecht. Wir hieben uns mit Französischen Husaren und Dragonern fast eine ganze Stunde hindurch herzhaft herum und meine Klinge konnte sich wieder von dem

Blute der Feinde röthen. Auch ich selbst erhielt bei diesem Kampfe einen leichten Streifhieb, der aber so unbedeutend war, daß ich keine Stunde deshalb dienstuntauglich blieb. Trotz aller Tapferkeit unserer Soldaten wurden wir aber an diesem Tage entschieden zurückgedrängt und verloren selbst viele Gefangenen und Kanonen. Der General Moreau manövrirte meisterhaft und brachte seine zahlreichen Reserven, die er bis dahin mit weiser Vorsicht zurückgehalten hatte, so recht zur gelegenen Zeit in das Gefecht. Ich schwebte an diesem Tage zuletzt in der großen Gefahr, vom Feinde gefangen genommen zu werden, was ein entsetzliches Schicksal für mich gewesen wäre. Bei einem Ritt zum General Oreilly, der später selbst gefangen genommen wurde, hatte ich mich verirrt und war zuletzt hinter die Colonnen der inzwischen vorrückenden Republikaner gekommen. So wie ich dies bemerkte, verbarg ich mich mit meinem Pferde zwischen dichten Gebüschen, um womöglich im Schutz der Dunkelheit wieder zu den Österreichischen Truppen mich durchzuschleichen. Glücklicher Weise kannte ich in dieser Richtung jeden Weg und Steg sehr genau, denn ich hatte während des Waffenstillstandes einige Wochen in Diersheim im Quartier gelegen und bei meinen täglichen langen einsamen Spaziergängen das ganze Terrain, meiner Gewohnheit nach, genau recognoscirt. Wiederholt ritten jetzt Französische Husaren-Abtheilungen unmittelbar

neben dem Busche, hinter dem ich hielt, vorbei und es war eine große Gnade Gottes, daß sie mich nicht entdeckten. Dabei hatte ich Mühe, mein Pferd, einen kleinen, unansehnlichen aber dauerhaften Polnischen Hengst, an einem lauten Wiehern, was mich verrathen hätte, zu verhindern.

Als die Dunkelheit angebrochen war, machte ich mich wieder auf den Weg, um mich womöglich durchzuschleichen. Kaum zwei Stunden mochte ich geritten sein, als ich in einem engen Waldthal einen Reitertrupp auf mich zu kommen sah. Es war eine republikanische Husaren-Patrouille von acht bis zehn Mann, die sich ebenfalls verirrt zu haben schien, denn schon von Weitem konnte ich ihren Führer die wildesten Französischen Flüche ausrufen hören. Nur Geistesgegenwart konnte mich jetzt retten. Ich warf schnell meinen weißen Reitermantel, der mich als Österreicher verrathen hätte, fort, setzte eine Feldmütze auf, und da ich eine dunkle und keine weiße Uniform trug, wie solche die meisten Österreichischen Regimenter hatten, so konnte ich in der nächtlichen Finsterniß schon für einen Französischen Chasseur gelten. Es verursachte mir zwar ein peinliches Gefühl, zu solcher Täuschung meine Zuflucht nehmen zu müssen, doch zwang die harte Nothwendigkeit dazu. Ich ritt den Husaren entgegen, rief ihnen ein lautes „Halte — là, qui vive?“ zu und erhielt die Antwort: „Vive la republique!“

Ein alter Brigadier befehligte diese Patrouille, und ich gab mich ihm als einen Französischen Officier zu erkennen, was er auch glaubte und gleich lachend sagte: „Sie müssen aus der Bretagne sein, man hört es an Ihrem Dialect. Ich bin auch daher und dies freut mich doppelt, Sie hier zu finden." Ich ritt nun ganz unbefangen neben diesen Französischen Husaren her, plauderte mit ihnen über alle möglichen Dinge und gab vor, zu einem Regimente zu gehören, was, wie ich wußte, erst vor wenigen Tagen zu dem Corps des Generals Moreau gestoßen war. Die Husaren erzählten mir dabei, daß die Österreichischen Truppen in vollem Rückzug begriffen und selbst schon über den Kniebispaß gegangen wären. Trotz dieser zwangslosen Unterhaltung ward mir doch die Zeit unerträglich lang, denn der geringfügigste Zufall konnte meine Entdeckung herbeiführen und dann war mir der Tod, oder was noch schrecklicher war, eine Gefangenschaft gewiß.

Schon begann der Morgen zu grauen, und traf mich das Tageslicht noch in dieser unfreiwilligen Gesellschaft, so mußte ich nothwendiger Weise erkannt werden. Ein schneller Entschluß war daher dringend nothwendig. Dicht am Wege brauste in einer Schlucht ein Bergwasser, und war ich nur erst darüber hinweg, so konnten die Husaren mir nichts mehr thun, denn mit ihren plumpen Pferden vermochten sie nicht nachzufolgen. Mein

kleiner Hengst war ein sicherer Springer, das wußte ich und wagte daher den Satz. Ich blieb einige Schritte zurück, als wolle ich am Zaume etwas schnallen, warf dann plötzlich mein Pferd herum, hieb ihm mit voller Kraft die Sporen in die Weichen — und der Satz gelang. Ganz erstaunt über diese plötzliche That, hielten die Husaren an und wußten anfänglich nicht, was sie aus meinem seltsamen Benehmen machen sollten. „Vive le roi — à bas la republique!“ rief ich laut in meiner Freude über meinen glücklichen Sprung und sprengte landeinwärts. Einige Kugeln sandten die getäuschten Husaren mir nun noch aus ihren Carabinern nach, die aber unschädlich waren. Ich sprengte, so schnell es die engen Bergschluchten nur gestatteten, von dannen und dankte Gott mit froherfülltem Herzen, daß er mich wieder aus dieser großen Gefahr erlöst hatte. Mehrere Meilen hatte ich noch zu reiten und mein Pferd, welches seit 36 Stunden mich fortwährend auf dem Rücken trug, ohne nur das mindeste Futter zu bekommen, wurde schon müde, als ich endlich auf eine Österreichische Jäger-Patrouille stieß und somit gerettet war. In unserem Hauptquartier, in dem ich als Volontair-Officier Dienste that, hatte man mich schon als verloren angesehen und die freudigen Gesichter bei meiner Wiederkehr gaben mir das glückliche Gefühl, daß ich hier Freunde zählte. Ich muß auch bekennen, in keinem der anderen Heere, mit denen

ich gegen das Princip der Französischen Revolution kämpfen mußte, habe ich jemals so viele wahre Freunde und treue Kameraden gehabt, als in dem Seiner Apostolischen Majestät.

Traurig waren übrigens die Folgen des letzten Tages für unsere Waffen und die schon wiederholt angedeuteten Übelstände in dem oberen Commando zeigten sich jetzt in recht widerwärtiger Weise. Hätte der Erzherzog Carl uns befehligt, der Erfolg dieses unheilvollen Tages wäre sicherlich ein ganz anderer gewesen.

Mag ein Österreichisches Corps in Folge seiner schlechten Führung auch noch so häufig geschlagen werden, Österreichische Regimenter, Bataillone oder Schwadronen, die tüchtige Führer haben, werden niemals entmuthigt werden; dazu ist die Disciplin zu strenge und der ganze Heeres-Organismus zu fest. Mit dem feurigen Ungestüm, der die Französischen Truppen so häufig auszeichnet, habe ich niemals K. K. Österreichische Soldaten angreifen sehen, außer vielleicht hie und da National-Ungarische Regimenter, aber auch niemals, und selbst bei den schlechtesten Rückzugsmärschen, diese Unordnung, Muthlosigkeit und gänzliche Auflösung jeglicher Disciplin bemerkt, wie dies bei den Franzosen, sobald sie Unglück haben, sehr häufig der Fall ist.

So hieben unsere Vorposten sich denn am 22. April wieder recht tüchtig mit den Franzosen herum, und ich

sollte eben zwei Escadrons Husaren herbeiholen, um eine kleine Attaque auf eine republikanische Infanterie-Patrouille, die sich zu weit vorgewagt hatte, zu machen, als plötzlich ein Französischer Adjutant mit einem wehenden weißen Schnupftuch in der Hand, auf uns zugesprengt kam. Wir stellten das Gefecht für den Augenblick ein und ich erhielt den Befehl, den republikanischen Officier nach seinem Begehr zu fragen. „Es ist ein Waffenstillstand abgeschlossen; ich bringe den Befehl, alle Feindseligkeiten sogleich einzustellen", schrie mir der Republikaner zu. Ich hoffte noch, das Ganze beruhe auf einem Irrthum und führte ihn zu dem Obersten, der unsere Arrieregarde commandirte, während die Republikaner vorläufig ihre Gewehre in Pyramide zusammensetzten und unsere Husaren absaßen und die Säbel einsteckten.

Es war aber leider nur zu richtig, zu Leoben hatte man einen Waffenstillstand abgeschlossen, dem später der bekannte Frieden von Campo-Formio folgte. Ein Brief des Generals Moreau, dem ein Schreiben des K. K. Feldzeugmeisters Graf Latour beigeschlossen war, theilte uns die Nachricht mit, daß fortan jegliche Feindseligkeiten von beiden Seiten unbedingt vermieden werden sollten. Das war denn ein gar harter Schlag für mich, und es ist mir noch jetzt erinnerlich, in welcher tiefen Betrübniß ich die nächsten Tage zubrachte. Alle meine Hoffnungen für die baldige Wiederherstellung der Legi-

timität in Frankreich waren jetzt gänzlich vernichtet, und es gab kein tüchtiges Heer mehr, in dem ich gegen die Mörder meines Königs, meiner Eltern und Geschwister kämpfen konnte. Ich hatte jetzt wirklich Stunden, in denen ich der Verzweiflung nahe war und Gottes Fügungen fast verflucht hätte, und nur der fromme Zuspruch des ehrwürdigen Feldpaters, dem ich diesen sündhaften Zustand meiner Seele sogleich beichtete, konnte mich wieder beruhigen und kräftigen.

Wie die politischen Verhältnisse jetzt standen und nachdem Bonaparte Sieg auf Sieg erfochten und seinen Marsch bis in das Herz der Monarchie ausgedehnt hatte, blieb dem Österreichischen Cabinet freilich nichts Anderes übrig, als diesen Frieden von Campo-Formio unter möglichst günstigen Verhältnissen zu schließen. — Mit großer Ausdauer, wenn auch leider nicht immer mit Geschick, hatte Seine Apostolische Majestät seine Heere gegen die Französischen Republikaner kämpfen lassen und seine Schuld war es nicht, daß das Princip der Revolution jetzt als vollständiger Sieger aus diesem fünfjährigen Kampfe hervorging. Die schwache und ungeschickte und dabei doch noch übermüthige Weise, mit der man **1792** den Krieg begann, trug jetzt ihre unheilvollen Früchte. Wären Preußen und Österreich nur damals so einig als später **1813 — 1814** gewesen, und hätte man mit einigem Ernst eine bessere Organisation

der Reichstruppen begonnen, unzweifelhaft wäre die Coalition im Jahre **1792** oder auch noch **1793** vollständig Sieger gegen die demokratische Revolution geblieben. Preußen und auch das übrige Deutschland haben ihre damalige klägliche Schwäche und fluchwürdige Uneinigkeit später, da sie unter der eisernen Zwingruthe des Usurpators Napoleon Bonaparte seufzten, hart genug büßen müssen.

Die Aufnahme des jetzt abgeschlossenen Friedens war bei den K. K. Truppen, in deren Mitte ich mich befand, sehr verschieden. Ein großer Theil der höheren Stabsofficiere und auch wohl die meisten Soldaten waren der fünfjährigen, wenn auch nicht ruhm- so doch erfolglosen Kämpfe ziemlich überdrüssig und freuten sich daher des Friedens. Hätte ihr Kaiser und Herr dies befohlen, so hätten auch Officiere wie Soldaten ausdauernd fort und fort gekämpft, wie dies ja auch ihre Pflicht erforderte; so aber war es ihnen doch recht angenehm, jetzt endlich wieder in die Heimath zurückmarschiren zu können. Alle jungen und ehrgeizigen Officiere nur trauerten natürlich darüber, daß jetzt der Krieg und somit die Gelegenheit, Ruhm und Ehre zu erkämpfen, vorüber sei, wie dies mehr oder weniger in allen Armeen der Fall sein wird. Eine große Zahl sehr ehrenwerther Männer diente auch im Heere, die es schmerzlich empfanden, jetzt wieder in die Heimath zurückmarschiren zu müssen, ohne sich mit

den Lorbeeren des Sieges schmücken zu können. Ihrem Wunsche nach hätte von allen wahrhaft conservativ gesinnten Fürsten Europa's der Krieg gegen die Französische Revolution mit größtem Nachdruck und vollkommenster Einigkeit fort und fort geführt werden müssen, bis das ganze Princip derselben vollkommen vernichtet wäre. Es fehlte nicht an einsichtsvollen Männern, die aus diesem Waffenstillstand von Leoben die schlimmsten späteren Folgen prophezeiten. Sie hatten Recht, denn von dieser Zeit an datirt sich der frevelhafte Übermuth Napoleon's, der sich noch immermehr bis zu einer schwindelhaften Höhe steigern sollte, bis er dann endlich in St. Helena das verdiente Ende fand.

Bald nach dem geschlossenen Waffenstillstand ward die K. K. Armee nun in weitere Cantonnirungsquartiere verlegt. Ich blieb noch mehrere Wochen bei dem Truppencorps, dem ich zugetheilt war, denn wie der Mensch immer noch zum Hoffen geneigt ist, so hoffte ich auch jetzt immer noch wieder auf einen abermaligen Ausbruch des Krieges. Wiederholt drang auch das Gerücht zu uns, die Friedensunterhandlungen hätten sich zerschlagen und die eisernen Würfel des Krieges würden von Neuem rollen. Hörte ich solche Kunde, dann ergriff mich eine große Freude. Einige Tage später folgte die Unglücksbotschaft dann immer wieder, es sei an keinen Krieg vorläufig zu denken, und wenn die Herren Diplomaten

auch jetzt noch allerlei Kriegszüge gegen einander führten und mit ihren spitzen Federn sich schmerzliche Wunden beizubringen suchten, so würden die wirklichen Waffen jetzt vorläufig ruhen. Diese ewige Ungewißheit, dieses stete Schwanken zwischen Furcht und Hoffen, regte mich ungemein auf und griff meine Gesundheit mehr an, als dies die härtesten Strapazen selbst des Vendéekrieges vermocht hätten. Meine eine Wunde am Fuß war auch wieder aufgebrochen, und verursachte mir viele Schmerzen, so daß ich mehrere Wochen nur an einer Krücke mühsam umherhumpeln konnte. Es war wieder einmal ein recht trauriger Frühling für mich, obgleich ich sonst in einem sehr anmuthigen Dorfe in Ober-Schwaben bei einem alten gutmüthigen Dorfgeistlichen im Quartier lag. Die braven Ober-Schwaben, die einfach in ihren Sitten, treu ergeben ihrer Religion und voller Anhänglichkeit an ihre alten Gebräuche sich zeigten, zogen mich sehr an. Ich verstand nur leider von ihrem eigenthümlichen und mir gerade nicht wohllautenden Dialect sehr wenig, sonst verweilte ich gern unter diesen conservativ gesinnten Bauern, mit ihren hellgelben Lederhosen, stattlichen rothen Westen mit Silberknöpfen, und den alterthümlichen dreieckigen Hüten, die fast ganz nach militairischem Muster geformt waren. Wie viele tüchtige gottesfürchtige und streng conservative Menschen habe ich überhaupt unter den Bauern der verschiedensten Gegen-

den Deutschlands gefunden und wie unverantwortlich wäre es, wenn die Regierungen nicht alle Mittel anwendeten, um diese brave Bevölkerung von jeglicher demokratischen Schwindelei fern zu halten.

In den ersten Tagen des Octobers 1797 verließ ich die K. K. Armee. Ich hatte ja nur als Volontair, ohne Gage, Anciennität und irgendwie Anspruch auf eine dauernde Anstellung, in den Reihen derselben gekämpft und so konnte denn jetzt, bei dem sicher in Aussicht stehenden Frieden hier kein ferneres Bleiben für mich sein. Nicht ohne tiefe Rührung schied ich von diesem schönen tapferen Heere, was nur stets solcher Anführer, wie es der Erzherzog Carl war, bedurft hätte, um mit ganz anderen Erfolgen aus diesen mehrjährigen Feldzügen zurückkehren zu können. — Herzlich drückte ich manchem wackeren Kameraden beim Scheiden die Hand, denn es stand ja noch in ganz ungewisser Ferne, wenn ich sie jemals wiedersehen würde. Ich blieb den ganzen Winter über einsam auf dem Dorfe bei dem Pfarrer wohnen und beschäftigte mich mit der Erlernung der Deutschen Sprache. Im Frühling 1798 ging ich wieder fort.

Ludwig XVIII., mein Herr, der nunmehr in Mitau residirte, hatte die Gnade gehabt, mir jetzt einen Platz unter den wenigen Gardes du Corps, die den Dienst um seine Person verrichteten, anzubieten. Zwar ward mir gleich dabei geschrieben, die Königlichen Ein=

künfte wären jetzt so beschränkt, daß ich keine Besoldung empfangen könne; doch hatte ich selbst ja noch so viel gerettet, um mein möglichst frugales Leben aus eigenen Mitteln bestreiten zu können. Ich lebte zwar ungleich lieber im Feld, als am Hoflager, und mein einfaches Wesen paßte auch nicht sonderlich für letzteres; da aber augenblicklich kein Krieg geführt wurde, so nahm ich das gnädige Anerbieten meines Herrn und Königs mit dankbarem Herzen an.

Meine beschränkten Mittel gestatteten mir nur, die weite Reise von Schwaben nach Rußland mit der ordinären Post zu machen. Ein ordinärer Postwagen damaliger Zeit war wahrlich kein angenehmer Platz und so durfte ich diese weite Reise mehr zu den Beschwerden, wie Vergnügungen rechnen. Da die Postwagen fast stets Schritt fuhren, so konnte ein rüstiger Fußgänger füglich mit ihnen wetteifern und so bin ich von Ulm bis Königsberg, wo ich mich nach Riga einschiffte, gewiß zwei Dritttheil des Weges zu Fuß gegangen und nur ein Dritttheil gefahren. Die Gesellschaft auf diesen Postwagen war häufig so schlecht, daß ich lieber in der brennendsten Sonnenhitze zu Fuß nebenher ging, als auf der Bank zwischen solchem Gesindel saß. Es waren keine fleißigen Bauern, oder brave Bürger, denn mit solchen wackeren Menschen habe ich mein ganzes Leben hindurch gern und häufig verkehrt und ihre kernhafte Un-

terhaltung dem faden Modegeschwätz eleganter Salonherren vorgezogen, sondern hausirende Juden, renommirende Handlungsreisende, liederliche Dirnen und herumstrolchende Comödianten, deren ungewaschene Mäuler nur zu oft von den schmutzigsten Zoten oder den unverständigsten liberalen Floskeln überflossen. Zwischen Nürnberg und Bamberg war ich sogar zwischen eine Comödiantenbande gerathen, die den ganzen Postwagen bis auf meinen Platz einnahm. Obgleich den Tag über wiederholte starke Gewitter sich entluden, und es heftig regnete, so zog ich es doch vor, lieber zu Fuß zu gehen, als in solcher Gesellschaft zu fahren. Von Leipzig bis Wittenberg fuhr eine schüchterne kleine Waise, die Tochter einer verstorbenen Predigerfamilie, mit auf dem Postwagen. Einige freche Handlungsreisende waren sehr unverschämt gegen dies junge hübsche Mädchen, so daß ich mich veranlaßt fand, ihnen sehr bestimmt ein bescheidenes Betragen anzuempfehlen. Einer dieser Menschen, ein recht zudringlicher Patron, wurde nun so grob gegen mich, daß mir endlich die Geduld riß und ich ihm eine derbe Ohrfeige verabreichte. Ich bin von der Natur mit bedeutender Körperkraft ausgestattet und mein bisheriges Leben trug dazu bei, solche zu stärken und so schwoll dem Burschen denn seine Wange gewaltig an. Die übrigen Handlungsdiener wollten nun auf mich zuspringen, ich ergriff schnell meinen Säbel, der neben mir auf

der Sitzbank lag und drohte denselben zu gebrauchen. Dies wirkte und die Gesellschaft ward nun stille und bescheiden, was sie gleich anfänglich hätte sein sollen. Die Tante meines kleinen Schützlings, die in Wittenberg wohnte, eine brave Cantorsfrau, war mir sehr dankbar und ruhte nicht, bis ich sie besuchte und eine Unmasse dünnen Caffee bei ihr getrunken und süßen Kuchen gegessen hatte. Die gute Frau nöthigte so sehr und ich fürchtete, daß sie meine Weigerung übelnehmen würde, und so aß und trank ich von dem süßen Zeug mehr, als mir eigentlich gut war und wäre fast krank davon geworden.

In Potsdam hielt ich mich einige Tage auf, und es interessirte mich, Alles hier zu sehen, was an Friedrich den Großen erinnern konnte. Hätte dieser große König und Feldherr noch gelebt, sicherlich wäre es von ihm nicht geduldet worden, daß die Revolution in Frankreich eine solche Ausdehnung, wie leider jetzt der Fall war, gewonnen. Die Preußische Garde sah stolz und prächtig aus und alle Officiere, die ich erblickte, hatten ein echt militairisches Aussehen. Was half dies aber Alles hier in Potsdam und Berlin! Im Feldlager gegen die republikanischen Heere wäre der rechte Platz für alle diese Truppen gewesen, nicht aber hier auf den Paradeplätzen der Königlichen Residenzstädte. Ich kann nicht läugnen, daß ich seit der Baseler Convention ein unge-

mein bitteres Gefühl gegen Preußen im Herzen trug und deshalb auch die mir von dem Feldzug von 1792 her näher bekannten Officiere nicht aufsuchen mochte. Und dennoch trugen diese Herren nicht die mindeste Schuld an dieser schwächlichen Politik des Preußischen Hofes, sondern hätten sicherlich gern mit allen Kräften gegen die Französische Revolution und deren gefährliche Principien gekämpft, wenn ihr König und Herr ihnen dies nur gestattet.

In Berlin interessirten mich die Truppen und alle militairischen Anstalten besonders. Man konnte hier recht deutlich erkennen, daß Preußen ein Militairstaat sei und eine tüchtige militairische Kraft besitze, wenn es solche nur richtig anwenden wollte. Die Preußischen Soldaten sind stets besser, als die Preußischen Diplomaten gewesen. Die Stadt selbst hatte zwar einige stattliche Plätze und prächtige Gebäude, gefiel mir aber im Allgemeinen nicht sonderlich. Es sah Alles etwas künstlich gemacht aus, und der äußere Schein schien eine überwiegende Geltung zu haben. Paris, so sehr ich diese Gifthöhle auch haßte, machte mir doch einen ganz anderen großstädtischen Eindruck, als Berlin im Jahre 1798 und selbst 1831, wo ich es zum zweiten Mal wieder besuchte.

Unter den Einwohnern schienen viele unnütze Pflastertreter und politische Maulhelden zu sein, wie dies fast überall in den großen Städten der Fall sein wird. Solche

Leute sind widerlich, aber nicht gefährlich, und jede energische Regierung kann mit einem Bataillon tüchtiger Grenadiere ganze Schaaren dieser raisonnirenden Großstädter leicht zu Paaren treiben. Ein unangenehmer Vorfall kürzte meinen Aufenthalt in Berlin ab, denn ich hatte anfänglich die Absicht, hier einen Reisegefährten, der mit einem eigenen Wagen nach Mitau fahren wollte, zu erwarten. In dem damals elegantesten Caffeehause (es war aber Alles sehr bescheiden hier) saß ich eines Abends ganz ruhig und las Zeitungen. Zwei Franzosen, die unfern von mir saßen, so recht von der Sorte der eleganten Gecken, deren es zu allen Zeiten in Paris leider nur zu viele gegeben hat, bemerkten die Decoration des Ludwigs = Ordens auf meiner Brust und fingen nun absichtlich an, Alles, was legitimistisch war, auf die gemeinste Weise zu schmähen. Anfänglich achtete ich nicht auf dies Geschwätz; als aber die Wichte sogar die Ehre der hochseligen Königin Marie Antoinette auf die frechste Weise anzutasten wagten, übermannte mich gerechter Zorn. Ich stand auf, ging an diese beibeiden sehr elegant aufgeputzten Herren heran und nannte sie „freche Schufte", was sie ja auch waren, erklärte mich aber bereit, dafür Genugthuung mit den Waffen zu geben. Der eine dieser Herren wollte nun auf mich zuspringen, um mir eine Ohrfeige zu geben; ich kam ihm aber zuvor und warf den Schwächling so kräftig auf das

Billard hin, daß ihm die Rippen im Leibe knackten. Ich erklärte mich nochmals zu jeglichem Duell bereit, schrieb dem Kellner meine Adresse auf und erfuhr von diesem, daß diese beiden Herren zu dem Personal der damaligen Gesandtschaft der Französischen Republik am Preußischen Hofe gehörten. Mich freute dies, denn es wäre mir sehr erwünscht gewesen, meine Klinge an solchen republikanischen Diplomaten zu versuchen, und so ging ich ruhig nach Hause.

Am anderen Morgen erhielt ich statt einer Aufforderung zum Duell, wie ich solche sicher erwartet hatte, die Anweisung, auf das Polizeibureau zu kommen. Ganz erstaunt ging ich dahin, ward von einem Secretair oder Rath oder was dieser Herr nun sonst sein mochte, zwar sehr artig empfangen, erhielt aber von ihm die Weisung, innerhalb drei Tagen Berlin zu verlassen. Ich frug um den Grund dieses mir sonderbar erscheinenden Befehls, und der Herr Polizeibeamte theilte mir mit, daß von Seiten der Französischen Gesandtschaft eine Beschwerde gegen mich eingelaufen sei. Auf meinen Wunsch führte man mich zu dem obersten Polizeichef Berlins und ich erzählte diesem Herrn freimüthig, aber vollkommen wahrheitsgemäß, den Hergang der ganzen Sache. Der alte Herr zuckte verlegen die Achsel, schnupfte eine Priese, bot mir wieder eine an, sprach einige Worte, „meine Anhänglichkeit für die Königliche Familie sei zwar sehr

schön, und ich hätte einen wahrhaft ritterlichen Charakter, allein die Republik Frankreich sei augenblicklich sehr mächtig, Preußen dürfe es nicht mit ihr verderben und so müsse es denn bei dem Befehl zu meiner Abreise bleiben, wenn nicht die Französische Gesandtschaft selbst mir einen längeren Aufenthalt gestatten würde." Empört sagte ich ihm, ich sei viel zu stolz, um mit einem Sieyés, dem Sendlinge der Französischen Jakobiner, nur irgendwie in die allermindeste Berührung treten zu wollen und in keiner Lage meines Lebens und gar in dem jetzigen Fall, würde ich die Vermittelung dieser Feiglinge, die mich denuncirten, anstatt sich mit mir zu schlagen, in Anspruch nehmen. Ich würde übrigens nicht erst in drei Tagen, sondern schon morgen Berlin verlassen. Damit empfahl ich mich, besorgte mir von der Russischen Gesandtschaft einen Paß nach Rußland und rüstete mich zur schleunigsten Abreise. Am Abend erhielt ich einen Besuch von einem Officier aus der Umgebung des Prinzen Louis Ferdinand, der mich im Auftrage desselben einlud, die übrige Zeit, die ich noch in Berlin bleiben wollte, als täglicher Gast in seinem Palais zuzubringen. Ich erkannte dankbar den echt ritterlichen Sinn des Prinzen, der sich in dieser Einladung aussprach und die große Artigkeit darin für mich an, war aber selbst zu verstimmt, um davon Gebrauch zu machen und lehnte daher in einem sehr höflichen Schreiben das Anerbieten

ab. Man hatte mir auch gesagt, daß dieser sonst so ausgezeichnete Prinz, der **1806** bei Saalfeld den Heldentod fand, leider einen genauen Umgang mit Freigeistern, sogenannten geistreichen, emancipirten Jüdinnen und ähnlichen Elementen der Gesellschaft führe. Zu einem Verkehr mit derartigen Damen und Herren passe ich nun einmal nicht und habe mich mein ganzes Leben hindurch von jeglicher Berührung mit ihnen grundsätzlich möglichst fern gehalten.

Da das Wetter schön, der Postwagen nach Stettin aber möglichst schlecht war, so vertraute ich nur mein bescheidenes Gepäck letzterem an und setzte meine Reise zu Fuß fort. Es waren keine, von der Natur sehr begünstigte Gegenden, durch welche ich wandern mußte, aber ich befand mich doch dort wohl. Die Landbevölkerung in diesen Brandenburgischen und Pommerschen Districten zog mich sehr an; es waren hier kernige und tüchtige Menschen, voller Einfachheit der Sitten und patriarchalischen Lebensgewohnheiten. Fast in jedem Zimmer traf ich Bildnisse von Friedrich dem Großen, oft zwar nur sehr roh ausgeführt, aber doch immer charakteristisch. Ich muß gestehen, daß, wenn ich in ein Haus komme, mag dies nun vornehm oder gering sein, und ich finde das Bild des Monarchen nicht am besten Platz des Familienzimmers hängen, so ergreift mich sogleich ein gewisses Vorurtheil gegen die Bewohner des-

selben. Umgekehrt aber fasse ich sehr leicht Vertrauen zu Leuten, die ihre Wohnungen mit solchen Bildern schmücken und diese groben Holzschnitte von dem großen Friedrich in allen Pommerschen und Brandenburgischen Schenk-, Bauern- und Bürgerstuben haben mich sogleich ungemein günstig für die Bevölkerung gestimmt. Man kann Pommern und Brandenburg die Preußische Vendée und Bretagne nennen, und dies ist in meinem Sinn das beste Lob, was man diesen Provinzen nur zu ertheilen vermag.

Es scheint übrigens in Norddeutschland nicht Sitte zu sein, daß Leute von Stande zu Fuß reisen, denn wiederholt bin ich sehr verwundert angesehen und sogar von Gensd'armen und Polizeibeamten nach meinem Paß gefragt worden. In Pasewalk traf ich zufällig einen ehemaligen Preußischen Hauptmann, mit dem ich 1792 im Felde sehr bekannt geworden war, der jetzt als reicher Gutsbesitzer in der Nähe wohnte. Er war ungemein verwundert, mich hier als Fußreisenden zu finden und lud mich mit so großer Herzlichkeit ein, wenigstens einige Wochen auf seinem Landgute zu bleiben, daß ich diese Einladung auf mehrere Tage annahm. Ich erzählte meinem Gastfreund die traurige Geschichte meines Lebens und er konnte daher leicht begreifen, daß meine Stimmung nicht der Art war, um an lärmenden Vergnügungen Gefallen zu finden.

Es war eine stille, ungemein ansprechende Häuslichkeit auf dem Gute meines Gastfreundes, die mich in mancher Hinsicht an unser früheres glückliches Familienleben auf dem väterlichen Schlosse in der Bretagne erinnerte. Recht, Frömmigkeit und gute Sitte herrschten auch hier und jede Frivolität und verderbliche Freigeisterei war streng von der Schwelle dieses Pommerschen Landsitzes ausgeschlossen. Mein Gastfreund hatte noch vor Kurzem seinen Hauslehrer, einen Genfer, sogleich entlassen, als dieser ihm gestanden, daß Voltaire und Rousseau zu seinen Lieblings-Schriftstellern gehörten. Er hatte Recht hierin gehabt, denn will man wahrhaft conservativ sein, so muß man dies Princip auch stets bewahren und selbst in Kleinigkeiten nicht davon abgehen; denn nur dann kann man ein gutes Beispiel für seine Umgebung bilden.

Ich lernte auf diesem Pommerschen Gute auch mehrere Landedelleute der Nachbarschaft kennen, die größtentheils nach der löblichen Sitte des Adels jener Gegenden früher in dem Heere ihres Königs gedient hatten. Es waren durchweg ehrenwerthe, wackere Männer, von treuherzigem Wesen, in deren Mitte ich mich wohl fühlte, wenn auch meine ganze Stimmung nicht für größere Kreise paßte. Eine streng conservative Gesinnung und eine wahre Anhänglichkeit an das Königliche Haus fand ich überall vorherrschend. Es ward mir jetzt klar, daß

der große Friedrich sich in allen seinen Kriegen besonders auf die Pommerschen und Brandenburgischen Regimenter verließ, wie denn diese auch in den Feldzügen von **1813**—**1815** die meisten Schlachten gegen den Usurpator Bonaparte geschlagen haben. Will man übrigens Norddeutsche Edelleute so recht schätzen und achten lernen, so muß man sie auf ihren Landgütern im häuslichen Kreise sehen; in der Fremde erscheinen sie oft etwas abstoßend, absprechend und förmlich und erwerben sich lange nicht so viele Freunde, als die jovialen und gemüthlichen Österreicher.

Ich trennte mich ungern von dieser liebenswürdigen Familie, auf deren Gute ich ungefähr **14** angenehme Tage verlebt hatte, doch man erwartete mich in Mitau und so gebot es meine Pflicht, dahin zu reisen. In Stettin hoffte ich eine Schiffsgelegenheit nach Riga zu finden, täuschte mich aber und setzte nun theils zu Fuß, theils mit dem Postwagen, die Landreise nach Königsberg fort.

Der Schirrmeister des Postwagens von Stolpe aus, ein alter Veteran von Friedrich dem Großen, war ein prächtiger Mann, der viel Interessantes erzählte, und den ich in den zwei Tagen, die ich mit ihm fuhr, ordentlich liebgewonnen hatte. Beim Abschied schenkte ich ihm einen Ulmer Pfeifenkopf, den ich seit dem Feldzug von **1792**, in dem ich das Rauchen lernte, stets bei mir geführt hatte. Ich hatte mir jetzt vorgenom-

men, aus ökonomischen Gründen das Tabackrauchen gänzlich aufzugeben, bis ich wieder im Felde gegen die Feinde meines Königs fechten konnte. Getreulich habe ich dies gehalten und am ersten Gefechtstage, dem ich unter Suworow wieder beiwohnte, auch die erste Pfeife wieder angebrannt. Sie schmeckte mir in doppelter Hinsicht köstlich und noch jetzt erinnere ich mich lebhaft dieses Genusses.

In Königsberg traf ich glücklicher Weise ein segelfertiges Schiff, was mich nach Riga brachte und von dort fuhr ich mit einem Miethswagen nach Mitau. In der letzten Hälfte des Juni 1798 traf ich in dieser Kurländischen Hauptstadt, der derzeitigen Residenz des Königs Ludwig XVIII. von Frankreich und Navarra, ein.

Mein Königlicher Herr empfing mich mit großer Gnade und hatte die Huld, mir mehrere unverdiente Lobsprüche über mein Benehmen während der Feldzüge von 1796 und 1797 zu sagen. Tief gerührt küßte ich die Hand, die von der Vorsehung berufen war, das Scepter des so schönen und doch leider durch eigene Schuld so unglücklichen Frankreichs zu führen. Durch die Gnade meines Königs ward ich jetzt als „Cavalier des Königlichen Hauses" angestellt, hatte aber außer einem sehr einfachen täglichen Mittagsmahl, weiter keine Bezüge zu erhalten. „Ich bin ein armer Verbannter, der leider selbst genöthigt ist, von fremder Pension zu leben, und kann daher meine Getreuen nicht so beloh-

nen, als ich es gern möchte", sagte der König zu mir. Welch ein Unterschied zwischen dem glänzenden Hofhalt zu Versailles und diesem, fast an Ärmlichkeit grenzenden Leben, in dem zwar geräumigen, aber halbverfallenen und unwohnlichen Schlosse zu Mitau war es! In Allem und Jedem war die größte Sparsamkeit geboten, wenn freilich mit Einschluß der Garde du Corps der Königliche Hofhalt noch immer an **140** bis **150** Cavaliere, Beamte und Diener zählen mochte. Sehr viele derselben, die nur noch irgend etwas Vermögen hatten, erhielten übrigens gar keine Besoldung, die Anderen aber so wenig, daß sie nur bei der größten Einschränkung einigermaßen davon leben konnten. Ich selbst hatte jetzt auch nur noch sehr geringe pecuniäre Mittel und nahm mir vor, mich jeder Entbehrung, die sich nur irgendwie mit dem Anstand vertrüge, gern zu unterziehen. Mit einem früheren Kameraden von der alten Garde du Corps zusammen bezog ich ein sehr dürftig möblirtes Zimmer unweit des Schlosses, um so an Miethe, Licht und Heizung zu sparen. Wir frisirten uns gegenseitig selbst, reinigten unsere Kleider, kochten den Thee, den wir Mittags und Abends tranken, und hielten uns nur einen Russischen Jungen, der unsere Zimmer ausfegen und unsere Stiefeln wichsen sollte, letzteres aber gewöhnlich so schlecht machte, daß wir das Meiste selbst dabei thun mußten. In unserer äußeren

Erscheinung hielten wir stets auf den Anstand, wie er Französischen Edelleuten und Officieren geziemte, sonst versagten wir uns aber jeden Genuß, der irgend welche Ausgabe erforderte. Ein Mittagsessen aus Suppe, Gemüse und Fleisch und einem leichten Backwerk, wozu Sonntags ein Glas Wein gegeben wurde, erhielten wir im Schlosse, und so setzten wir es durch, daß Jeder von uns durchschnittlich mit monatlich **10** Silberrubeln ausreichte. Man kann sich also leicht vorstellen, daß wir nur sehr beschränkt leben konnten, zumal in Mitau alle Artikel für die Garderobe theurer, als in Paris waren. Wohlfeile Preise hatten dagegen alle gewöhnlichen Lebensmittel.

Unser Leben war sehr einförmig, aber sonst nicht unangenehm, da es an Umgang mit tüchtigen Menschen nicht fehlte. Wir standen frühzeitig auf, hörten täglich die Messe in der Cathedrale von Mitau, in der von Französischen Geistlichen aus dem Gefolge des Königs Gottesdienst gehalten wurde, und brachten des Vormittags einige Stunden im Königlichen Vorzimmer zu. Sonst machte ich mir viele Leibesbewegung, badete täglich im Flusse, so lange die Witterung dies nur irgendwie gestattete, und nahm bei einem alten pensionirten Russischen Stabsofficier, der sich freundlich dazu erboten hatte, Unterricht in der Russischen Sprache. Es kostete mir dies viele Mühe, doch ließ ich nicht darin nach, bis

ich wenigstens einigermaßen Russisch verstehen und sprechen konnte. Wußte ich doch nicht, ob mich das Schicksal nicht am Ende dazu verdammen würde, noch lange als Verbannter in Rußland zu bleiben. Ich zähle es zu den größten Fehlern meiner Landsleute, der Franzosen, daß sie sich überall so geringe Mühe bei der Erlernung der Sprache fremder Länder, in denen sie leben, geben. Die Abendstunden von 7 bis 9 Uhr, wo ich gewöhnlich schon mein Lager aufsuchte, verbrachte ich in der Regel beim Schachspiel. Sehr häufig spielte ich mit dem Grafen Guiche, Capitain der Königlichen Garde, der ein leidenschaftlicher Schachspieler war. Einige Mal im Monat fanden auch stets kleine Gesellschaften in den Gemächern unseres Königlichen Herrn statt. Die Beleuchtung war zwar nur mäßig und die Bewirthung ungemein einfach, und man ward somit daran erinnert, daß man sich jetzt am Hofe eines durch die Revolution seines legitimen Thrones beraubten Königs befinde. War auch die Zahl der Eingeladenen nur klein, so war die Auswahl desto größer, und der stolzeste Fürstenhof Europa's hätte sich eines Adels nicht zu schämen gebraucht, wie König Ludwig ihn jetzt in Mitau um sich zu vereinigen wußte. Der gute gesellschaftliche Ton, durch den der Altfranzösische Adel sich früher in ganz Europa so berühmt gemacht hatte, war hier würdig vertreten, und auch von der Frivolität, die mich in Coblenz

bei leider nur zu vielen Emigranten empört hatte, fand man hier nichts wieder. Der Herzog v. Villequier, der Ober=Kammerherr des Königs, und der Cardinal Montmorency, der Großalmosenier von Frankreich, wußten schon jede Spur von Frivolität aus dem König=lichen Schlosse zu verbannen. Manche von den jüngeren Edelleuten der Garde du Corps suchten zwar mit den hübschen Russinnen in Mitau Liebesabenteuer zu begin=nen und erreichten auch in der Regel ihre Absicht, denn in jedem Lande der Welt werden Französische Officiere sich hierin leichter Erfolge rühmen können; aus dem Schlosse selbst war aber jedes frivole Treiben auf das Strengste verbannt. Bei den kleinen Abendgesellschaften entzückte der König alle Anwesenden durch seine große Liebenswürdigkeit in der Unterhaltung und die ungesuchte Würde, mit der er Jedem etwas Angenehmes zu sagen wußte. Im Allgemeinen war Seine Majestät zwar ernst, und man sah es seinem Gesicht an, daß nur zu traurige Gedanken seine Seele bewegten; allein es gab doch Stun=den, in denen er sehr mittheilsam, ja selbst sogar heiter sein konnte. Merkwürdig war die unbedingte, ja selbst begeisterte Anerkennung, die der König den großen mili=tairischen Talenten des Generals Bonaparte bei jeder Gelegenheit zollte, obgleich dieser als sein gefährlichster Gegner angesehen werden mußte. Dieser General führte damals gerade seinen kühnen Feldzug in Ägypten, und

der König ließ sich jeden Morgen mit dem größten Interesse die Zeitungen vorlesen und sprach unverhohlen seine Freude aus, wenn günstige Nachrichten über die Siege der Französischen Truppen darin enthalten waren. So entsinne ich mich noch, daß bei einer Abendgesellschaft Seine Majestät ganz laut erklärte, „der General Bonaparte sei der größte Feldherr, der jemals Französische Soldaten befehligt habe." Der Graf v. La Chapelle, einer der vornehmsten Cavaliere des Hofes, antwortete ganz erstaunt: „Aber Sire, Heinrich IV., glorreichen Andenkens, Türenne, der Marschall von Sachsen, der große Condé waren doch noch größere Feldherren?" — „Nein, nein, lieber Graf, alle diese Ehrenmänner waren große Soldaten, auf welche Frankreich mit Recht stolz sein kann, — aber solch' riesiges militairisches Talent, wie dieser Bonaparte, besaßen sie in der That nicht!" rief Seine Majestät förmlich in heftigem Tone jetzt aus. Nach einer kleinen Pause, während Alle schwiegen, fuhr er ungleich gemäßigter fort: „Ja, säße ich als König auf dem Thron meiner Väter, so machte ich diesen Bonaparte zu meinem ersten General und Frankreich würde alsdann unbedingt das mächtigste Land Europa's sein." Unser Königlicher Herr versank dann wieder in ein tiefes Nachsinnen und verließ kurz darauf schweigend den Saal, ließ uns aber durch den Grafen d'Avaray, seinem vertrauten Freund,

bedeuten, wir möchten uns nicht stören lassen und das Souper ruhig beenden.

Wäre es diesem edlen Könige vom Schicksal vergönnt gewesen, sogleich, als er zur Succession gelangte, auch faktisch den Thron Frankreichs besteigen zu können, statt daß er noch 20 Jahre in der Verbannung leben mußte, welch reichen Segen würde seine Herrschaft dem Lande gespendet haben! Als er endlich 1814 seinen Einzug in Paris halten durfte, war er leider schon körperlich zu leidend und besonders auch zu arg von der Gicht geplagt, um die ganze Energie des Geistes, die dazu gehört, die Franzosen kräftig zu regieren, entfalten zu können. Hier in Mitau lebte der König sehr zurückgezogen und machte sich auch lange nicht so viele körperliche Bewegungen, wie für seinen Gesundheitszustand gut gewesen wäre. Er war fast den ganzen Tag in seinem Cabinet beschäftigt, die ausgedehnte Correspondenz zu leiten, die er mit den getreuen Anhängern der Legitimität in allen Ländern Europa's unterhielt. Zwei bis drei Secretaire, die ausschließlich dem geistlichen Stande angehörten, waren stets mit der Besorgung dieser Correspondenz beschäftigt. Eine große Menge von Briefen und Zeitungen kam täglich im Schlosse von Mitau an, oder wurde von dort fortgesandt, wie denn auch die Zahl der legitimistischen Agenten, die ab- und zureisten, nicht gering war. Ich glaube, daß man an wenigen

Höfen in Europa von dem Stande der Dinge besser unterrichtet war, als gerade im Cabinet Ludwig XVIII., mit solchem Eifer dienten ihm seine Agenten. Es war hierin, wie überhaupt in Allem, hier Alles ganz anders, und auch meinem Geschmack ungleich mehr zusagender, als am Hoflager des Grafen Artois damals auf der traurigen Insel Dieu.

Von mehreren Cavalieren des Königlichen Hoflagers in Mitau hörte ich jetzt mitunter andeuten, unser König sei leider auch schon zu sehr von den liberalen Ideen der Zeit angesteckt und würde, sobald er wieder auf dem Thron Frankreichs sitze, den revolutionären Principien zu große Concessionen machen. Ich habe mich mit meinem einfachen Sinn niemals viel um politische Dinge bekümmert und kann daher auch nicht beurtheilen, wie weit diese Vorwürfe gegründet waren, glaubte aber niemals auch nur einen einzigen Augenblick an deren Richtigkeit. So viel weiß ich, daß ich die ultra-aristokratischen Gesinnungen mancher Herren — und zwar größtentheils solcher, die den persönlichen Kampf mit den Waffen in der Hand für dieselben am Meisten scheuten, ebenfalls nicht theilte. Ich bin gewiß ein strenger Legitimist mein ganzes Leben hindurch gewesen und habe für das unumschränkte Königthum, die heiligen Rechte der Kirche und die guten Sitten der alten Zeit beständig gekämpft, aber jede selbstsüchtige Überhebung des Adels

hat mir niemals gefallen wollen. Da wir nicht mehr in den schweren Ritterrüstungen unserer Vorfahren kämpfen, so können wir auch nicht mehr auf alle Vorrechte Jener vollgültigen Anspruch machen, und wenn wir die Bequemlichkeit unseres Zeitalters genießen wollen, so müssen wir auch einzelne Unannehmlichkeiten desselben mit in den Kauf nehmen; anders geht es nun einmal nicht. Einen mächtigen und festen Geburtsadel hat es bei allen Völkern und zu allen Zeiten gegeben, und mag die Revolution ihn in Frankreich auch noch so häufig aufheben, er wird dennoch niemals seine Geltung verlieren. Zeichnet der Adel sich aber selbst nur durch streng adelige Gesinnung, wahre Frömmigkeit, altbegründete patriarchalische Sitten, einfache Lebensweise, ritterlichen Muth und humanes Benehmen gegen die unteren Stände aus, so wird das Volk ihn stets sehr hoch stellen, wenn er auch nicht durch allzu viele, nur dem Gemeinwohle schädliche Privilegien besonders begünstigt ist. Die sogenannte liberale und dabei doch so aufgeblasene und selbstsüchtige Bourgeoisie wird nun und nimmermehr den Geburtsadel verdrängen können, denn sie besitzt wohl alle Fehler desselben, nicht aber seine Vorzüge. Das untere Volk gehorcht doch einem Montmorency, der nur tüchtig ist, ungleich lieber, als einem Rothschild. — Dies waren schon damals in Mitau meine einfachen Ansichten und sie sind es auch jetzt noch, und ich habe

mich zu keiner Zeit gescheut, solche unverhohlen auszusprechen. Mochten einige Kammerherren oder gar einige Damen, sogenannte Diplomatinnen im Unterrock, mir auch darüber grollen, was kümmerte mich dies weiter.

Daß bei der großen Zahl von größtentheils ganz unbeschäftigten Cavalieren, die damals in Mitau auf engem Raum zusammengedrängt wohnten, Reibereien nicht vermieden werden konnten, war natürlich. Ich selbst mit meiner wortkargen Stimmung, die mich jede größere Gesellschaft und besonders jedes Trinkgelage vermeiden ließ, bin persönlich nicht dabei betheiligt gewesen, mußte aber nothgedrungen von solchen Zänkereien mehr hören, als mir lieb war. Bei einem Zweikampf zwischen zwei jungen Cavalieren secundirte ich übrigens. Die Herren schlugen sich tüchtig herum, zapften sich gegenseitig ihr heißes Blut etwas ab, was auch nicht schaden konnte, und vertrugen sich dann wieder mit einander. Der König mochte übrigens von all dergleichen Reibereien und Zweikämpfen nichts hören und war auf die Theilnehmer daran stets ungehalten, bis sein gutes Herz ihnen wieder verzieh. Auf das Strengste hatte unser Königlicher Herr uns den Befehl ertheilt, jede Gelegenheit zu Reibereien mit Russischen Officieren und Cavalieren besonders sorgsam zu vermeiden und uns stets eines sehr höflichen aber dabei doch auch zurückhaltenden Benehmens gegen diese zu befleißigen. Dieser Königliche Befehl ward auch —

wenigstens so lange ich in Mitau verweilte — von allen Emigranten sehr streng befolgt. Wir kamen indeß mit den in Mitau garnisonirenden Russischen Officieren selten in Berührung, hatten aber mit mehreren Kurländischen Edelleuten, größtentheils sehr gewandten und eleganten Herren, hie und da Umgang. Unser Königlicher Herr beobachtete gegen alle Fremde, die ihm vorgestellt werden zu dürfen baten, streng die alte Etiquette des Schlosses in Versailles. Er war liebenswürdig gegen Alle, hielt aber mit vollem Recht sehr streng darauf, daß seinem Ansehen auch nicht das Allermindeste vergeben würde. Selten überhaupt hat wohl ein Monarch eine solche lange, ungerechte Verbannung mit so großer innerer wie äußerer Würde ertragen und sich die ungetheilte Achtung Aller, mit denen er in Berührung kam, erworben, als Ludwig XVIII.

Im Monat December folgte ich auf einige Wochen der Einladung eines Russischen Landedelmannes, den ich genauer kennen gelernt hatte, ihn auf seinem Landgute in Lithauen zu besuchen. Mein Gastfreund war ein gewaltiger Nimrod und lebte auf seinem einsam in fast unermeßlichen Wäldern gelegenen Schlosse beinahe ausschließlich den Freuden der Jagd. Da ich selbst von Jugend auf ein leidenschaftlicher Jäger gewesen bin, so paßte ich gut für seine Gesellschaft und wir jagten tagtäglich von früh Morgens bis Abends spät. Unsere

Jagdlust war auch damit noch nicht immer befriedigt, und einigemal benutzten wir nach dem Abendessen das klare Mondeslicht, was die weiten Schneeflächen fast mit Tageshelle beleuchtete, um noch auf die Wolfsjagd zu fahren. Die Art und Weise, wie diese Wolfsjagd betrieben wurde, ist ganz eigenthümlich, und ich habe solche weder vorher noch nachher jemals in einem anderen Lande wieder gefunden. Es wird nämlich ein großer niedriger Bauernschlitten mit drei schnellen und sicheren Pferden in einer Reihe neben einander bespannt, und auf die Strohsitze desselben setzen sich nun so viele Jäger, als Platz finden können. Alle haben zwei bis drei gute Büchsen bei sich und man vergißt es auch nicht, einige Pistolen mitzunehmen, im Fall die Wölfe in allzugroße Nähe kommen sollten. Ein oder zwei Ferkel, die recht schreien, werden nun in einen starken Sack gesteckt und so fährt man in kalter, heller Mondscheinnacht nach solchen Feldern und Wegen, auf denen man am Sichersten große Rudel von Wölfen erwarten kann. Erblickt man nun in der Ferne ein Rudel Wölfe und in kalten Winternächten braucht man in den Lithauischen Wäldern selten vergebens danach zu suchen, so wird dieser Sack mit den Ferkeln auf den Schnee geworfen und mit einem starken Tau, was an 100 Fuß lang sein muß, an dem Schlitten befestigt, so daß er nachschleift. Solche Bewegung muß nun den Ferkeln gerade nicht sonderlich

gefallen, denn sie erheben ein furchtbares Gequieke, was weit durch die stillen Wälder schallt. Kaum hört die hungrige Meute der Wölfe diese willkommenen Töne, so stürzt sie in wilder Hast herbei, um sich der Schweine zu bemächtigen. Die gefräßigen Thiere drängen sich in engen Haufen um den nachschleifenden Sack und zerren und reißen gierig daran herum. Diese Augenblicke müssen die Jäger benutzen, um Feuer zu geben, und sind sie nur einigermaßen geübt, so können ihre Kugeln fast nie fehlen. Nach den ersten Salven zerstreuen sich die Wölfe gewöhnlich, kommen aber bald wieder, so bald sie nur wieder das verführerische Ferkelgeschrei hören, so wild ist ihre Gier und gefräßig ihr Hunger. Wir haben einmal in einer Nacht auf diese Weise 17 Wölfe geschossen, freilich dazu aber auch vier Ferkel geopfert, die nach und nach in verschiedene Säcke gesteckt und nachgeschleift wurden. Diese Art von Jagden ist übrigens gar nicht ganz ohne Gefahr. Wenn der Kutscher seine Pferde nicht sehr in der Gewalt hat, werden diese häufig scheu, gehen durch, werfen den Schlitten um, wodurch die darin sitzenden Personen dann leicht auf den Schnee geschleudert und statt der Ferkel von den wüthenden Wölfen zerfleischt werden können. Ein solcher Fall war noch einige Jahre vorher auf dem Gute geschehen und drei Jäger hatten dabei ihr Leben eingebüßt, einem Vierten hatte ein Wolf aber die Nase abgebissen, bevor er sich rettete.

Diese zahlreichen Wölfe sind in vielen Theilen Polens und Rußlands eine große Plage, unter der besonders die Viehheerden der armen, so schon hart genug bedrückten Bauern sehr leiden müssen. Wir schossen in den 14 Tagen, daß ich hier auf dem Gute war, 34 Wölfe und doch war noch keine merkliche Abnahme dieser Bestien zu verspüren, so zahlreich sind sie. Auch an Bären fehlte es hier nicht, obgleich diese lange nicht so zahlreich und für die Heerden gefährlich sind, als die Wölfe. — Die erste Bärenjagd, die in einem dichten Urwald statt fand, wäre fast sehr verderblich für mich ausgefallen. Man hatte mir hinter einer wahrhaft riesigen Tanne den Platz angewiesen, und der Waldhüter meines Gastfreundes sagte mir, daß sehr wahrscheinlich ein Bär hier aus dem Dickicht hervorbrechen würde. Dringend ermahnte er mich noch, ja auf die Augen des Thieres zu zielen, damit die Kugel in das Gehirn eindringe, da bei dem zähen Leben desselben der Tod sonst nicht gleich erfolgte. Ein verwundeter und wüthender Bär ist aber für den Jäger ein ungemein gefährliches Thier.

Die Treibjagd begann, die Bauern mit ihren lautrasselnden Holzklappern, die Treibhunde mit ihrem heulenden Gekläffe unterbrachen die große Stille, die sonst auf diesen imposanten Wäldern des Nordens ruht. Ich kann nicht läugnen, auf meinem einsamen Platz pochte mir das Herz vor Erwartung, und eine Spannung

erfüllte meine Brust, wie ich solche in den letzten Jahren niemals mehr empfunden hatte, wenn es in die Schlacht ging.

Endlich knackte es in dem dichten Unterholz und man hörte immer stärker und stärker das Geräusch der brechenden Zweige, als wenn ein kräftiges Thier sich gewaltsam eine Bahn brach. Ich spannte die Hähne der schweren Russischen Doppelbüchse, die mir mein Gastfreund geliehen hatte und harrte gespannt des nächsten Augenblickes. Ein mächtiger, brauner Bär, sicherlich schon der Stammvater eines ganzen Geschlechtes von Bären, erschien jetzt ungefähr 50 Schritte von mir entfernt im Holze. So wie das Thier mich erblickte und sah, daß es in seiner Flucht gehindert war, brummte es laut vor Zorn, richtete sich auf den Hinterpratzen hoch auf und brach mit den Vordertatzen einzelne Zweige ab, die es grimmig um sich warf. Dies wüthende Thier in seiner vollen Urkraft hier in dem finsteren, einsamen Wald, war ein schöner, aber zugleich grausiger Anblick, den ich niemals wieder vergessen habe. Wiederholt legte ich die Büchse an, um zu zielen, aber die vielen kleinen Baumzweige zwischen mir und dem Bären verhinderten mich stets daran, sein Auge scharf auf's Korn zu nehmen, und ich mußte immer wieder absetzen. Ungeduldig hierüber geworden, ging ich dem Bären nun auf 30 Schritte nahe, um so besser zielen zu können, obgleich dies ziem-

lich unvorsichtig war. Ich drückte jetzt ab, der Schuß hallte im Wald wieder, aber leider war meine Kugel nicht in das Auge, sondern nur in die Unterlefze des Bären gedrungen. Das wüthende Thier stieß ein furchtbares Geheul des Schmerzes und Zornes zugleich aus und stürzte in eiligen Sätzen auf mich zu. Wieder riß ich die Büchse an die Backe, um die zweite Kugel abzusenden, allein der Schuß versagte, da das Pulver auf der Pfanne feucht geworden war. Jetzt schwebte mein Leben in der allergrößten Gefahr und nur die Gnade Gottes, die mir Kraft und Geistesgegenwart verlieh, konnte mich retten. Ich faßte mit der Linken die schwere, stark geschäftete Büchse am Lauf, um solche als Keule zu benutzen, und zog mit der Rechten ein scharfes und gutes Jagdmesser. So erwartete ich festen Fußes meinen gefährlichen Gegner. Weit hing die Zunge aus dem blutenden und geifernden Rachen heraus, und die Augen glühten wie Kohlen, als das mächtige Thier auf den Hinterpratzen auf mich zugestürzt kam, um mich mit seiner schrecklichen Umarmung zu erdrücken und dann zu zerfleischen.

Mit voller Kraft schmetterte ich dem Bären aber jetzt meinen schweren Büchsenkolben auf den Schädel, so daß er eine Secunde wie betäubt zu wanken anfing. Diesen Moment benutzte ich und stieß mit sicherer Faust die Klinge meines Jagdmessers dem Feinde gerade in das Herz hin-

ein. Ich hatte gut getroffen, auf der Stelle stürzte das riesige Thier zu meinen Füßen zusammen, zuckte noch einigemal und war todt. Beim Fallen hatte der Bär mir übrigens mit den scharfen Krallen seiner einen Vorderpratze auf dem rechten Vorderarm die dicke Wolfsschnur, die ich trug, aufgerissen und selbst die Haut noch etwas geritzt, so daß ich blutete. Die leichte Wunde verharrschte übrigens schon in einigen Tagen wieder.

Ich erhielt von meinem Gastfreunde und den anderen Russischen Edelleuten, die zur Jagd anwesend waren, über diese Tödtung des Bären manche Complimente. Aus dem Fell des Thieres ließ ich einen Pelz machen, den ich einem Freunde in dem Hofstaate unseres Königs schenkte. Dieser zeigte mir den Pelz noch im Jahr 1814 in Paris.

Viertes Capitel.

Wiederbeginn des Krieges. Der Feldmarschall Graf Suworow. Eigenthümlicher Empfang bei ihm. Eintritt als Adjutant in das Hauptquartier des Feldmarschalls. Züge aus seinem Leben. Energische Kriegführung. Zwistigkeiten in Wien. Die Kaiserlich Russische Armee der damaligen Zeit. Marsch durch Deutschland nach Italien. Begeisterte Anrede Suworow's an seine Soldaten. Erstürmung der Schanzen an der Adda.

Behagten mir die Jagden auf dem Gute meines Gastfreundes auch sehr, so mißfielen mir die rohen Trinkgelage und das hohe Kartenspiel, womit oft die Abende ausgefüllt wurden, desto mehr. Schon meine geringen pecuniären Mittel hätten es mir nicht gestattet, an letzteren theilzunehmen, wenn nicht überhaupt Hazardspiele gegen meine Grundsätze gewesen wären. Auch die harte Behandlung der Leibeigenen, die kaum als Menschen angesehen wurden, und die rohen und plumpen Sitten mancher der eingeladenen Russischen Landedelleute, erreg=

ten in hohem Grade mein Mißfallen. So schlug ich denn eine wiederholte Einladung zu einem längeren Aufenthalt auf dem Landgute aus, zumal ich nicht gern auf lange Zeit die Gastfreundschaft von Menschen, mit denen ich nicht innig befreundet bin, benutzen mag, und langte in den letzten Tagen des Decembers wieder in Mitau an.

Bei der Neujahrscour am 1. Januar 1799 war der König sehr huldvoll gegen mich. Am Schlusse geruhte der Monarch mir zu sagen: „Nun, mein lieber Marquis, wahrscheinlich werden Sie bald wieder Gelegenheit zu neuen Kriegsfahrten finden. Meine Herren Vettern, die Kaiser von Österreich und Rußland, scheinen endlich der Beleidigungen der Jakobiner in Paris müde zu sein und werden wohl bald mit kriegstüchtigen Heeren wieder gegen das revolutionäre Frankreich in das Feld ziehen.“

Solche Worte aus dem Munde meines Königlichen Herrn waren von goldenem Klange für mein Ohr. Schon längst war ich dieser gezwungenen Unthätigkeit überdrüssig und hatte immer wieder Gott in inbrünstigen Gebeten angefleht, er möge mich bald der Gnade theilhaftig werden lassen, mein Schwert auf's Neue gegen die Mörder meiner Familie und die Feinde meines Königs ziehen zu dürfen. Endlich schien also jetzt diese Hoffnung erfüllt zu werden! In jedes tüchtige Heer, was gegen die Französische Republik focht, einzutreten, war ich fest entschlossen und bot sich mir keine andere

Aussicht dazu dar, so wollte ich nöthigenfalls als gemeiner Reiter in einem Wallonischen Regiment des Österreichischen Heeres Dienste nehmen. In großer Aufregung verbrachte ich daher die Monate Januar und Februar und je sicherer die Aussicht wurde, daß es wieder zu einem Kriege kommen würde, desto lebhaftere Freude empfand ich. Russische Regimenter zogen jetzt sehr häufig durch Mitau, um sich nach Österreich zu begeben, und Alles deutete darauf hin, daß ein großartiger Krieg gegen die Republik geführt werden solle. Ich wollte schon Schritte thun, um unter dem Befehl des Erzherzogs Carl zu fechten, als ich plötzlich und mir ganz unerwartet, eine andere Bestimmung erhielt. Der berühmte Russische Feldmarschall Graf Suworow, nachmaliger Fürst Italijski, der sich bisher mit Recht so großen Ruhm erworben hatte, war nach Mitau gekommen, um sich Ludwig XVIII. vorzustellen, bevor er nach Deutschland ging, den Oberbefehl über die vereinigte Österreichisch-Russische Armee zu übernehmen. Ganz Mitau war voll von dem Ruhm, aber auch zugleich den vielen Sonderbarkeiten dieses eigenthümlichen Mannes. Da meine Fußwunde mich schmerzte, so ging ich an dem Tage nicht aus, obgleich ich es bedauerte, den berühmten General nicht sehen zu können. Plötzlich kommt ein Russischer Adjutant in Begleitung des alten Stabsofficiers, der mir Unterricht in der Russischen

Sprache ertheilte, ganz eilig zu mir und meldet, der Feldmarschall Suworow wolle mich sprechen und ich solle sogleich zu ihm kommen. Ich konnte mir nicht denken, auf welche Weise ein so hoher General Kenntniß von meiner völlig unbedeutenden Persönlichkeit haben könnte, wollte daher meinen Ohren kaum trauen und erwiederte, daß hier ein Irrthum obwalten müsse. Der Adjutant verneinte dies aber und der alte Major rieb sich vergnüglich die Hände, und rief mir Russisch zu: „Nein, nein, kein Irrthum, Du selbst bist es, mein Lieber, den der große Suworow sprechen will.“ Ich warf mich nun in aller Eile in meine Uniform, bestieg eine Droschke, die unterdeß vor der Thüre halten geblieben war und fuhr zu Suworow. Unterweges zerbrach ich mir noch den Kopf, was derselbe eigentlich von mir wollte, konnte jedoch zu keinem Resultat gelangen.

Ich ward unverzüglich in einen großen, sehr dürftig möblirten Saal geführt, an dessen einer Seite einige Strohbündel lagen, während ein großes Feuer von ganzen Holzklötzen im Ofen brannte. An einem plumpen Tisch, auf dem mehrere Landkarten ausgebreitet lagen, stand ein kleiner alter Mann, so eifrig mit diesen Karten beschäftigt, daß er unsern Eintritt nicht zu bemerken schien. Der Adjutant blieb schweigend an der Thür stehen, und ich folgte seinem Beispiel, bemerkte aber, daß der kleine Mann trotz seiner eifrigen Beschäftigung den=

noch von Zeit zu Zeit einige scharfe und prüfende Blicke auf mich warf. Er bot eine eigenthümliche Erscheinung und ich freute mich, daß mir hinlänglich Zeit blieb, ihn genau zu betrachten, ohne durch Sprechen dabei gestört zu werden. Die reich gestickte Uniform eines Russischen Feldmarschalls hing schlotternd auf dem dürren aber muskulösen Oberkörper und schien für einen ungleich stärkeren Mann gemacht zu sein. Auf der Brust blitzten mit Edelsteinen gezierte Großkreuze mehrerer hohen Orden, während aus der nicht zugeknöpften Uniform ein grobes, graues Leinwandhemd von der Art, wie die Russischen Soldaten es tragen, hervorsah. Der Hals und ein Theil der Brust waren entblößt und zeigten einen üppigen Wuchs zottiger Haare. Weite Kosackenhosen von grobem Tuch vervollständigten diesen Anzug, während gewöhnliche Soldatenstiefel die Füße bedeckten. Das Gesicht des Greises war mager und scharf geschnitten und zeigte eine vervöse Beweglichkeit in den Backenmuskeln, die kleinen, aber sehr lebhaften graublauen Augen blitzten auffallend aus ihren Höhlen hervor, das weiße Haar war vorn ganz kurz nach Russischer Soldatenart abgeschoren, was das Eigenthümliche der ganzen Erscheinung noch vermehrte. Trotz aller dieser Eigenthümlichkeiten lag ein ungemein energischer Ausdruck in dem Gesichte und offenbarte Kraft und geistige Lebendigkeit. — Wohl eine halbe Stunde blieb der Feldmarschall Suworow, denn der war es,

vor dem ich stand, eifrig mit seinen Landkarten beschäftigt, ohne Notiz von mir und meinem Begleiter zu nehmen. Plötzlich sprang er auf den Adjutanten zu und sagte ihm in Russischer Sprache: „Ist das der Französische Officier, den ich zu sprechen wünsche?“ Mit einer Verbeugung bejahte der Adjutant diese Frage. Der Feldmarschall kam nun auf mich zu, stellte sich unmittelbar vor mich hin und musterte mich vom Kopfe bis zu den Füßen. Mich ärgerte diese Insolenz, die so wenig mit unseren höflichen Französischen Sitten im Einklange steht, und ich erwiederte diese Musterung mit eben so scharfem Blicke. In ganz geläufigem, wenn auch nicht elegantem Französisch sprach er nun zu mir: „Wissen Sie, Herr Marquis, oder was für einen Titel sie sonst haben mögen, daß ich Ihre Landsleute eigentlich nicht leiden kann?“

Diese unhöfliche Anrede empörte mich noch mehr, das Blut stieg mir in das Gesicht und ich antwortete kurz: „Wenn Euer Excellenz mich nur zu sich befohlen haben, um mich mit einer Beleidigung zu empfangen, so wäre es besser gewesen, daß ich zu Hause geblieben.“

Der Feldmarschall stutzte einen Augenblick über eine solche Antwort, die er nicht erwartet haben mochte, dann nahm sein Gesicht einen freundlichen Ausdruck an, er lachte und sagte: „Wie ein Pulverfaß, was Feuer fängt, so rasch! — Nun, beruhigen Sie sich, der Feldmarschall Suworow will keinen einzelnen Officier beleidigen! —

Wissen Sie, mein alter Freund, der Major Alexander Nicolajewitsch (so hieß der Major, der mir Unterricht in der Russischen Sprache ertheilte), hat mir Gutes von Ihnen gesagt. Sie haben tapfer bei jeder Gelegenheit gegen die Republikaner gefochten und nicht den müßigen vornehmen Herrn gespielt, wie so viele unnütze Emigranten. Hier haben Sie fleißig Russisch gelernt und nicht gefaullenzt, wie die Anderen und das gefällt mir. Seine Majestät, unser allergnädigster Czaar und Vater", hierbei machte der Feldmarschall eine tiefe Verbeugung, „hat die hohe Gnade gehabt, mir den Oberbefehl über das Russische Heer, was jetzt in Deutschland steht, anzuvertrauen. Wollen Sie mit in meine Suite treten? ein passender Rang und eine Beschäftigung wird sich für Sie finden. — Entscheiden Sie sich, in das Feuer sollen Sie schon bei mir kommen, das verspreche ich Ihnen!"

Dieser ehrenvolle Antrag des berühmten Feldmarschalls kam mir ganz unerwartet. Es lag Vieles darin, was mich im höchsten Grade reizen mußte, solch' Anerbieten anzunehmen. War ich bei Suworow, so konnte ich sicher auf eine thätige Theilnahme an blutigen Kämpfen gegen die verhaßten Feinde rechnen; dafür bürgte mir seine aus den Türkenkriegen rühmlichst bekannte Energie. Durch solche Theilnahme am Kampfe war aber mein Hauptwunsch erreicht, und alles Übrige mußte dagegen zurücktreten. Mein Entschluß war daher sogleich

gefaßt, und ich sagte dem Feldmarschall, daß ich seinen Antrag annehmen würde, im Fall mein Herr und Gebieter mir die Genehmigung dazu ertheilen würde.

„Das versteht sich, ohne Erlaubniß seines Fürsten darf ein getreuer Unterthan nichts unternehmen, erbitten Sie sich womöglich morgen Audienz bei Seiner Majestät, (auch jetzt verneigte sich der Fürst, obgleich lange nicht so tief, als vorhin bei der Nennung seines Monarchen) Sie müssen mir aber noch Ihr Ehrenwort geben, hinter meinem Rücken keine politische und kritische Correspondenz mit irgend einer Person zu führen", setzte er noch hinzu.

Als ich mich nun beim Feldmarschall beurlauben wollte, sagte er in freundlichem Tone zu mir: „Sie können gleich zum Abendessen bei mir bleiben und sehen, wie es bei mir zugeht. Ich fürchte aber, es wird Ihnen nicht sonderlich gefallen, denn Ihr Herren Franzosen seid Leckermäuler und sollt sogar gebratene Froschkeulen essen, und ich bin nur ein einfacher Russischer Soldat, der nur für den Hunger ißt und für den Durst trinkt." In der That war das Abendessen, dem ich nun beiwohnte, fast mehr wie einfach. Zwei Kosacken setzten auf den mit einem groben Tuch bedeckten Tisch eine gewaltige Schüssel mit Sauerkraut und eine andere mit Heringen; hieraus bestand die ganze Mahlzeit. Servietten fehlten gänzlich und auch die Eßbestecke waren ganz

feldmäßig. Später wurde eine große Bowle mit starkem und gutem Punsch gebracht, und der Fürst trank selbst vier bis fünf Gläser, wie er auch die sechs bis sieben Adjutanten und Generalstabsofficiere, die er bei sich hatte, zum fleißigen Trinken einlud. Kam ein Adjutant oder auch nur irgend ein Soldat während dieser Mahlzeiten mit einer Meldung in das Zimmer, so reichte ihm Suworow stets seinen eigenen mit Wein oder Punsch gefüllten silbernen Feldbecher zum Trinken, und freute sich, wenn der den ganzen Inhalt mit einem Zuge leerte. So hielt er es auch während des Feldzuges, wo ich fast täglich an seinem Tische speiste.

Bei dieser ersten Abendmahlzeit, vor der — und dies gefiel mir sehr — der Feldmarschall ein kurzes Gebet in Russischer Sprache hermurmelte und andächtig das Kreuz schlug, wie es überhaupt oft von ihm geschah, überraschte mich dieser seltsame Mann noch mehr durch mancherlei Eigenthümlichkeiten, aber auch durch seine scharfen, treffenden Bemerkungen und den Reichthum militairischer Kenntnisse.

Ich mußte ihm auf seine steten Fragen sehr viele Einzelheiten sämmtlicher Feldzüge, denen ich beigewohnt hatte, berichten, und er zeigte sich ganz genau von dem Gange derselben unterrichtet. Alles wußte er, jedes darüber erschienene Werk schien er gelesen, jede Landkarte genau studirt zu haben. Dabei hatte er ein ungemein

scharfes Gedächtniß und, wenn er keine vorgefaßte Abneigung hegte, wie es freilich häufig der Fall war, ein sehr treffendes Urtheil. Er frug mich, welchen von den Französischen Generalen ich für den bedeutendsten halte? Meine Antwort war: Bonaparte, nächst ihm Massena und dann Moreau. Der Feldmarschall fing nun laut zu klagen an, er sei ein unglücklicher Mann und sein Unstern wolle es, daß er jetzt nicht gegen diesen Bonaparte, der leider in Ägypten sei, kämpfen könne. Ich würde den Kerl auch schlagen und das wäre so ruhmvoll, als wenn ich alle übrigen Feldherren zusammen geschlagen hätte, und ich wäre dann der allerberühmteste Feldherr, den es nur je gegeben und unsere alte, ehrwürdige, geliebte Mutter Rußland hätte den Ruhm davon gehabt. Was hilft es mir nun, wenn ich auch alle diese anderen Kerle besiege und den Bonaparte nicht, dann ist der Ruhm doch nicht vollständig und es bleibt Alles ein Dreck. — Wenn doch dieser Bonaparte noch zur rechten Zeit zurückkäme, daß ich ihn auch noch schlagen kann. So rief Suworow wiederholt aus und lief dabei mit schnellen Schritten im Zimmer umher, während ein convulsivisches Zucken über sein Gesicht zog, und seine Augen blitzten.

Auch über die Österreichische Armee sprach er viel und lobte solche, schien auch Achtung vor dem Feldherrntalent des Erzherzogs Carl zu haben, äußerte sich aber

desto härter über fast alle anderen höheren Befehlshaber, die bisher gegen die Franzosen gefochten hatten.

Mehrere Stunden dauerte die Unterhaltung noch fort, wenn auch das Abendessen innerhalb einer Viertelstunde verzehrt war und trotz aller seiner Sonderbarkeiten lernte ich den Feldmarschall dabei schätzen. Besonders gefiel mir auch sein unerschütterliches Selbstvertrauen, mit dem er davon sprach, die Feinde zu schlagen, als wenn dies eine Sache sei, die sich von selbst verstände.

Am anderen Morgen bat ich um Audienz bei meinem Königlichen Herrn, die mir auch gewährt wurde. Ich theilte diesem den Antrag Suworow's mit und bat um die Gnade, solchen annehmen zu dürfen. Seine Majestät gewährte mir freundlich diese Bitte und wünschte, daß ich aus dem Hauptquartier des Feldmarschalls Berichte einsenden möge. Ich äußerte nun dem Könige das ausdrückliche Verlangen Suworow's, keine Briefe ohne sein Vorwissen zu schreiben und mein edler Monarch fand selbst, daß dies Begehren kein ungerechtfertigtes sei. — „So fahren sie fort, mein lieber Marquis, mit gleicher Treue und Standhaftigkeit, wie sie es bisher gethan haben, für die heiligen Rechte der Legitimität zu kämpfen. Möge der allgütige Gott Sie in seinen besonderen Schutz nehmen. Mein aufrichtiger Wunsch für Ihr ferneres Wohlergehen auf Ihrer gefährlichen Bahn wird Sie überall begleiten und meiner Königlichen Gnade seien

Sie stets versichert.“ Diese so überaus huldvollen Worte hatte mein König und Herr die Gnade, mir noch zu sagen und reichte mir dabei die Hand zum Abschiedskusse dar.

Der Kaiser Paul wollte nicht, daß Ausländer definitiv in sein Heer eintreten sollten, und so trat ich ausdrücklich nur als Volontair-Officier für die Dauer dieses Krieges gegen die Franzosen ein. Es war mir dies selbst sehr erwünscht, da ich für immer und gar im Frieden unter keiner Bedingung ein Russischer Officier hätte bleiben mögen. Es war sehr Vieles in der Stellung der Russischen Officiere, was mir nicht gefiel, vorzüglich aber, daß nicht genug auf das Ehrgefühl gehalten und sie nicht immer als Cavaliere behandelt wurden. Jetzt mag es dort auch wohl anders sein! Ich erhielt den Rang eines Hauptmanns im Generalstabe und alle Bezüge und Rechte eines solchen, wie auch einen Beitrag zu meiner Equipirung. Hiermit waren meine Ansprüche befriedigt; ich besorgte meine Equipirung, kaufte zwei Pferde, erhielt einen gewandten Kosacken als Burschen, und ging dann nach Wien ab, wohin sich der Feldmarschall inzwischen schon begeben hatte, um den Oberbefehl über die gesammte Österreichisch-Russische Armee zu übernehmen.

Je häufiger ich während dieses blutigen und rühmlichen Krieges von **1799 — 1800** mit Suworow in Berührung kam, desto mehr lernte ich diesen seltenen Mann schätzen. Außer dem Erzherzog Carl, der vielleicht noch

methodischer zu Werke ging, war er unbedingt der bedeutendste Feldherr, der noch bisher gegen die Franzosen commandirt hatte, ja vielleicht auch in den späteren Kriegen gegen sie commandirte. Er war genial in seinen Plänen und dabei doch bedächtig in seiner Vorbereitung derselben, während er bei der Ausführung eine rücksichtslose Energie entfaltete. „Soldaten sind zum Todtschießen da und fallen sie, so schadet es nichts, wenn nur der Sieg erkämpft wird", sagte er wiederholt und handelte auch demgemäß. Wenn es irgend eine wichtige Sache galt, kam es ihm keinen Augenblick darauf an, Tausende von Kriegern zu opfern, und er konnte z. B. in der furchtbar blutigen Schlacht bei Zürich ganze Bataillone mit einer Gleichgültigkeit hinsinken sehen, als ob es Mohnköpfe wären. Wer gefallen war, dem widmete er nie ein Wort des Andenkens, und liebte es nicht, wenn man an dessen Person ihn erinnerte. Gegen seine lebenden und verwundeten Krieger war er voller Sorgfalt und Aufopferung und wachte beständig für ihr Wohlergehen, so weit sich dies mit seinen kriegerischen Plänen vereinbaren ließ. So strenge er auf das eigentliche Wesen des Dienstes hielt, so überaus nachsichtig war er bei seinen Russen gegen die äußere Form desselben. Ob eine Ordonnanz ihn bei seinem Titel oder mit dem russischen Ausdruck „Väterchen" nannte, war ihm völlig gleich, und alles Parademäßige sehr verhaßt.

So nahmen sich besonders die alten Kosacken, die ihn schon seit Jahren kannten, oft fast unglaubliche Freiheiten gegen seine Person heraus. Ich habe gesehen, daß z. B. ein graubärtiger Kosack ihm in der Schweiz eine frohe Meldung machte und dafür einen guten Trunk aus des Feldmarschalls Becher thun durfte, wie dies üblich war. Dem Kosacken schien der starke Rum zu munden; er schmunzelte behaglich nach der Flasche, in der nur noch ein kleines Restchen war, und meinte: „Väterchen, die Nachricht war so gut, daß sie wohl noch ein zweites Schnäpschen verdient." Suworow lachte, gab dem Kosacken einen vertraulichen Beinamen und schenkte ihm eigenhändig den letzten Rest aus seiner Feldflasche ein, obgleich er jetzt selbst den ganzen Tag über nur schlechtes Wasser zu trinken hatte. Einige Tage später war dieser Kosack im Dienst betrunken, was zufällig von Suworow bemerkt wurde. Die Strafe, welche ihm dieser dafür zuerkannte, waren hundert Kantschuhhiebe, und auch kein einziger wurde davon erlassen. Überhaupt konnte der alte Feldmarschall mitunter ungemein hart sein und verhängte die strengsten Strafen über Soldaten, wie Officiere. Trotzdem liebten die Soldaten und fast alle niederen Officiere ihn beinahe abgöttisch, hielten sich unter seiner persönlichen Anführung fast unbesiegbar und waren es daher in der That auch. Er kannte die Eigenthümlichkeiten der Russen auf das Genaueste, und

wußte mit musterhafter Menschenkenntniß alle seine Untergebenen zu behandeln. Große Zuverlässigkeit lag gerade nicht im Charakter Suworow's, und wie alle Slaven, verschmähte auch er Lug und Trug nicht, wenn er mit seiner geriebenen Schlauheit einsah, daß er auf geradem Wege nicht so schnell zum erwünschten Ziele gelangen würde. Wie in Allem, so war Suworow auch hierin der größte Gegensatz des Herzogs von Wellington, unter dem ich 1812 diente, der einen viel zu großen Stolz besaß, um jemals nur ein unwahres Wort zu sprechen. Persönlichen Muth und große Kaltblütigkeit im feindlichen Feuer besaß Suworow in hohem Grade, liebte aber tollkühne Tapferkeit, besonders wenn sie keinen directen Nutzen brachte, nicht. Seine Hauptleidenschaft war eine unbegränzte Ruhmsucht, sowohl für Rußland, dessen wahrer Sohn er war, wie auch für sich selbst. Weitere politische Grundsätze besaß er nicht, und hätte Rußland vermehrte Macht und Ehre und er selbst persönlichen Ruhm dadurch erlangen können, so wäre ihm auch ein Bündniß mit den Französischen Republikanern ganz recht gewesen. So sehr er sich auch jetzt den Anschein gab, solche zu hassen, so haßte er im Grunde seines Herzens Preußen und Österreich noch viel mehr, und hätte lieber gegen, als für sie gekämpft. Er mißgönnte es Österreich wie Preußen, daß sie Slaven als Unterthanen besaßen, und in den seltenen Augenblicken

der Freimüthigkeit, die ihn bisweilen überfielen, äußerte er einst zu einigen seiner Adjutanten: „Unser Czaar und Herr befiehlt, daß wir die Franzosen schlagen sollen, also werden wir sie schlagen, obgleich sie uns eigentlich gar nichts angehen. Besser wäre es, wir schlügen die Preußen und die Österreicher und eroberten uns Alles, was jemals Polnisch gewesen ist, und vertrieben dann die Türken aus Constantinopel. Dann ließe sich noch ein recht schönes Kaiserthum für unsern jungen Herrn, den Großfürsten Constantin, daraus machen, und für den Großfürsten Nicolaus würde Warschau oder Lemberg auch eine gute Residenz, und Danzig eine gute Hafenstadt abgeben. Das wären dann Reiche unseres Stammes, die ganz Europa beherrschten, und wenn man den Türken alsdann alle ihre Kinder wegnehmen und diese in unserer rechtgläubigen Kirche taufen ließe, so würde die heilige Mutter Gottes in Kasan (hiebei schlug er das griechische Kreuz) auch ihre Freude darüber haben. Solche Reiche zu erobern, wäre doch noch eine bessere Aufgabe für den alten Suworow, als hier in den Bergen der Schweiz hinter den Franzosen herzukriechen und sich über die Dummheit und Zaghaftigkeit der Herren in Wien tagtäglich zu ärgern. Doch unser Allergnädigster Kaiser (hier verbeugte er sich tief) befiehlt und Suworow und seine Russen gehorchen." Plötzlich fiel es ihm nun ein, er habe jetzt wohl zu viel gesagt, und seine Worte

könnten nach verschiedenen Orten hin berichtet und dort übel aufgenommen werden, denn er stellte sich sogleich an, als sei es nur ein Scherz, den er gemacht habe, und trieb, wie dies in solchen Fällen seine Art war, die albernsten Possen. Diese verschiedenen Possen, die er trieb, und die wirklich oft eines so großen Mannes unwürdig waren, beruhten größtentheils auf klug berechneter Verstellung. Er wollte seine Umgebung dadurch auf die Probe stellen, mehrere ihm mißliebige Persönlichkeiten unter den Russischen und Österreichischen Generalen dadurch ärgern, was er auch vollständig erreichte, und sich bei den Soldaten populär machen. Er konnte es in seinen Grimassen mitunter so weit treiben, daß man ihn fast als einen Verrückten ansehen mußte, und wirklich selbst oft nicht wußte, ob man sich über diese Narrheiten ärgern oder sie verlachen sollte. Wehe aber dem, in dessen Gesicht der durchdringende Blick des Feldmarschalls jemals ein Lächeln des Spottes erblickt hätte; er konnte sicher sein, daß dieser sich grausam dafür an ihm rächen würde. In hohem Grade rachsüchtig war, trotz aller seiner sonstigen großen Gutmüthigkeit, der Feldmarschall Suworow, wie sich denn überhaupt in seinem ganzen Charakter die verschiedenartigsten Eigenschaften vereint fanden, und es unendlich schwierig, ja fast unmöglich wurde, ein richtiges Gesammturtheil über ihn zu fällen. So bin ich immer zweifelhaft darüber gewesen,

ob die große Frömmigkeit, die er bei jeder Gelegenheit und wirklich oft etwas zu auffällig zur Schau trug, Wahrheit oder nur klug berechnete Verstellung war. Zu seiner Ehre will ich übrigens Letzteres annehmen, denn er wäre mir sonst zu verächtlich gewesen; doch gab es wirklich Augenblicke, wo man hierin fast an ihm hätte irre werden können.

So roh und ungebildet er sich übrigens oft stellte, und solche Verachtung er gegen jede Büchergelehrsamkeit zu hegen schien, so war er doch dabei ein ungemein unterrichteter Mann, wie man solchen zu damaliger Zeit nur äußerst selten im Russischen Heere finden konnte. Die Kriegsgeschichte aller Völker und Zeiten hatte er sehr sorgfältig studirt und sich auch sonst noch mit verschiedenen Wissenschaften beschäftigt, obgleich er dies mehr zu verläugnen, als hervorzuheben suchte. Ein Meister war er in kurzer und bündiger Schreibweise und alle seine Befehle und Erlasse konnten wirklich als die besten Muster, in wenigen und klaren Worten viel auszudrücken, gelten. Alle Vielschreiberei war ihm ein Gräuel und er pflegte oft zu sagen: „Die Menschen, die weder zum Handeln noch zum Denken zu gebrauchen sind, legen stets den größten Werth auf viele unnütze Schreiberei." Wehe dem Adjutanten, der sich nicht kurz und klar auszudrücken verstand, denn der Feldmarschall zerriß ohne Weiteres den Bericht, statt ihn zu unterschreiben, warf die Stücke dem

Verblüfften vor die Füße und schrie mit einer Donnerstimme: „Noch einmal machen und kürzer.“ Dies konnte bei neuen Adjutanten, die seine Art und Weise noch nicht kannten, vier bis fünf mal geschehen, besonders wenn die Zeit nicht drängte. Unerbittlich zerriß der Feldmarschall die Arbeit immer von Neuem wieder, bis sie ihm kurz und bündig genug schien. Je höher aber der Adjutant im Range stand, desto grober und rücksichtsloser behandelte der alte Feldmarschall ihn, wie er denn überhaupt nur sehr geringen Unterschied machte, ob er mit einem Russischen General oder Corporal sprach. Wie ungemein stach diese Suworow'sche Klarheit und Kürze gegen die unendliche Breite, Schwülstigkeit und unnütze Pedanterie, die damals in dem ganzen Geschäftswesen des Österreichischen Heeres herrschte, ab. Besonders Alles was von dem Hofkriegsrath in Wien kam, war von einer unglaublichen Weitschweifigkeit und Förmlichkeit. Die Correspondenz zwischen diesem und Suworow wurde gewöhnlich in Französischer Sprache geführt, und wiederholt gab mir letzterer eine viele Bogen lange Depesche und sagte: „Ziehen Sie mir den Inhalt aus und schreiben kurz auf, wozu diese Esel wieder Hunderttausende von Buchstaben haben unnütz aufmarschiren lassen.“

Bei seiner großen Arbeitsamkeit und der Schnelligkeit, womit der Feldmarschall alle Geschäfte zu erledigen pflegte, machte er übrigens gewöhnlich Alles selbst und

seine Adjutanten und Generalstabs-Officiere hatten in der Hinsicht nicht viel zu thun. Sonst freilich war es ein sehr schwerer und auch in vieler Beziehung unangenehmer Posten, sein Adjutant zu sein und wer nicht eine eiserne Natur, eine stete Aufopferung und eine große Hingebung, entweder für die Person des Fürsten selbst, oder für die Sache, welcher dieser mit so glänzendem Erfolge diente, besaß, der paßte nicht zu solcher Stelle. Die jungen verwöhnten Söhne der Russischen hohen Aristokratie drängten sich nicht in das Hauptquartier des alten grimmigen Feldmarschalls und dasselbe galt ihnen als der Ort des höchsten Schreckens, aus dem Jeder, der es nur irgend vermochte, so schnell als möglich wieder zu entfliehen trachten müsse. Es war zu komisch, wenn mitunter einzelne vornehme Herren aus Petersburg, die der Kaiser persönlich geschickt hatte, einige Zeit beim alten Suworow ausharren mußten. Er behandelte diese Officiere, die nicht direct unter ihm standen, zwar äußerlich mit der allergrößten, oft wirklich affectirten Höflichkeit, quälte sie aber sonst mit einer so ausgesuchten Grausamkeit, ließ sie so recht an allen großen Strapazen, die er sich selbst zumuthete, theilnehmen, daß diese Herren je eher je lieber wieder fortzukommen suchten. Seine eigenen Adjutanten, die er sich selbst in der rauhen Schule der Türkischen und Polnischen Kriege aufgezogen hatte, hingen übrigens mit unbedingter Ergebenheit an ihrem alten

wunderlichen, oft zwar halb verrückt erscheinenden und dabei doch so großartigen und kühnen Feldherrn.

Ich selbst mußte mich anfänglich oft gewaltsam bezwingen, um die mir ganz ungewohnte und so sehr gegen unsere Französischen Sitten verstoßende grobe Behandlung geduldig zu ertragen. In Italien frug mich einst bei einem Ritt, wo wir zufällig beide allein waren, der Feldmarschall, ob ich gern in seiner Nähe sei. Offenherzig antwortete ich ihm nein, denn er sage mir oft so grobe Worte, wie ich solche nicht gewohnt sei und nur lediglich von ihm in Betracht der großen Energie, die er gegen die mir so tief verhaßten Republikaner entwickle, ertragen würde. Der Feldmarschall sah mich durchdringend an, brach dann in ein Gelächter aus und rief: „O! Ihr Franzosen, was bildet Ihr Euch auf Euer feines Ehrgefühl so viel ein und seid doch wahrhaftig um nichts besser, als wir Russen. — Nun, Marquis, ich kann Sie gebrauchen und Sie können mich gebrauchen, also haben wir Beide gegenseitigen Nutzen von einander und das ist schon viel, und so bleiben wir zusammen, so lange dieser Krieg dauert."

Ich verneigte mich schweigend und ohne weiter ein Wort mit einander zu sprechen, ritten wir nach Hause. Von der Stunde an war Suworow artiger und minder rücksichtslos, aber auch kälter gegen mich und sprach, außer wenn der Dienst es erforderte, nur selten mit mir.

Sichtlich hatte er meine Freimüthigkeit übel empfunden, und doch konnte ich mich ihm gegenüber zu keiner Heuchelei oder gar Lüge entschließen, denn ich hätte alsdann meine Selbstachtung verloren. Für meine Theilnahme in der Schlacht an der Trebbia erhielt ich übrigens auf seine Verwendung das Georgenkreuz und später auch noch einen anderen Russischen Orden.

Staunens= und nachahmungswerth war die große persönliche Thätigkeit, die der alte Feldmarschall bei jeder Gelegenheit entwickelte. Nur wenige Stunden schlief er, seine Mahlzeiten kosteten ihm geringe Zeit, noch geringere seine Toilette und sonst war er unaufhörlich im Dienst. Oft sprang er mitten in der Nacht von seinem Strohlager auf, warf einen Soldatenmantel um, weckte wohl einen oder den anderen seiner Adjutanten, unterließ dies aber auch bisweilen, dann auf einen kleinen Kosackenklepper, deren fünf bis sechs stets zu seiner Verfügung gesattelt standen, ein Dutzend Kosacken von der Eskorte mitgenommen, und nun die äußersten Vorposten des Heeres visitirt. Je schlechter das Wetter, je grundloser die Wege waren, desto häufiger trat er gewiß diese Ritte an, desto weiter dehnte er sie aus und erschien stets dort, wo man ihn am Wenigsten erwarten konnte. Alles wurde bei diesen Inspicirungen genau gemustert, keine Kleinigkeit entging ihm, und jede Nachlässigkeit bestrafte er auf der Stelle. Besonders achtete der Feld=

marschall darauf, daß die Soldaten von ihren Vorgesetzten nicht unnöthig geplagt wurden, und ihre Rationen auch richtig erhielten. So entsinne ich mich, daß, als wir in Italien standen, die Soldaten eines Regiments, was der Feldmarschall ganz unerwartet inspicirte, sich beklagten, ungenießbares Brod erhalten zu haben. Sogleich ward das Brod gekostet und es zeigte sich abscheulich, obgleich gutes Mehl zu bekommen gewesen wäre. Der Feldmarschall gerieth in furchtbaren Zorn, stellte sogleich eine Untersuchung an, und ermittelte mit großem Scharfsinn, um den ihn der gewandteste Advokat hätte beneiden können, daß der Lieferant, ein reicher Jude, betrogen, der Oberst aber um diesen Betrug gewußt hatte. Die Strafe folgte gleich der That, wie dies des Feldmarschalls Sitte war. Den Obersten legte er in Ketten, und bat den Kaiser Paul, daß der ihn zum Gemeinen degradiren möge, was auch geschah, wo er dann nachträglich noch funfzig Hiebe erhielt; der Jude empfing seine Hiebe aber auf der Stelle, und zwar so viele, daß er lange an den Nachwehen krank darniedergelegen hat. Ähnlich waren alle Urtheilssprüche, die der Feldmarschall bei diesen unerwarteten Musterungen decretirte, und die gerechten, aber harten Strafen folgten stets sogleich der That.

Kam der Feldmarschall von dergleichen Musterungen, die fünf, sechs bis acht Stunden dauerten, in sein Quar-

tier zurück, so gönnte er sich keine Ruhe, sondern schrieb oder dictirte Befehle, studirte die Karten der Umgegend, hörte Berichte an; kurz, war stets thätig und unermüdlich. Und so trieb er es tagtäglich ohne Rast und Ruhe fort und war auf Märschen gewiß der Erste im Sattel und der Letzte aus demselben. Ermüdung und Verweichlichung kannte er nicht, hatte keine Vergnügungen, Bedürfnisse fehlten ihm, und so konnte er sehr viel leisten. Wer nicht eine Brust von Eisen und Sehnen von Stahl hatte, der paßte nicht zum Adjutanten bei ihm. Auch den Unermüdlichsten konnte er mitunter ermüden, und so sehr abgehärtet ich auch war und meinem Körper tüchtige Strapazen bieten durfte, so fühlte ich doch bisweilen, was es hieß, ein Adjutant Suworow's zu sein.

Seine Bedürfnisse waren gering, und die spärliche Gage eines Russischen Subaltern-Officiers hätte ausgereicht, dieselben zu befriedigen. Er aß die gröbsten Speisen und verschmähte es nicht, wochenlang das Essen der gemeinen Soldaten zu theilen, so schlecht dies auch war. Ließ er sich seine Mittagsportion aus dem Menagekessel holen, so bezahlte er der Kochgesellschaft, bei der dies geschah, stets einen Ducaten dafür. Überhaupt war er gegen die Soldaten ungemein freigebig und da er keinen Geiz kannte, verschenkte er fast sein ganzes Einkommen an Invalide und Verwundete. Sein Leibkoch war ein alter ausgedienter Soldat, der nur die

gemeinsten Russischen Speisen bereiten konnte. Ich entsinne mich noch eines ungemein komischen Gastmahles, was bald nach unserem siegreichen Einzug in Mailand der Feldmarschall den vornehmsten Behörden der Stadt, unter denen sich auch der Erzbischof befand, und einigen hohen Österreichischen Generalen gab. Alle diese Herren waren in höchster Galla, und auch unser Feldmarschall hatte seine alte Galla-Uniform, die mit allen möglichen Großkreuzen behängt war, angezogen, dabei aber gewöhnliche Kosackenhosen und Juchtenstiefel, die entsetzlich stanken. Alles Tischgeräth, was zu einem Palast der Stadt gehörte, war vortrefflich. Die Tafel starrte von Porzellan und Silber, und Suworow behandelte seine Gäste mit der liebenswürdigen Höflichkeit und der ungezwungenen und dabei doch vornehmen Gewandtheit, die ihm — wenn er wollte — so sehr zu eigen sein konnte. Die ganze Bewirthung bestand aus groben grauen Erbsen, dem Lieblingsessen der Russischen Soldaten, und Stockfisch, der noch dazu sehr schlecht roch, was den Feldmarschall jedoch nicht abhielt, einen ganzen Teller davon mit sichtbarem Behagen zu verspeisen; als Getränk gab es nur gewöhnlichen Branntwein, wie solchen die Soldaten geliefert erhielten; zum Desert eine Art grober und schwerverdaulicher Kuchen in Syrup gebacken, ebenfalls eine Lieblingsspeise der Russischen Volksclassen. Die verlegenen Gesichter aller dieser vornehmen Gäste

über solche ihnen ganz ungewohnte Mahlzeit und dabei der spöttische Hohn in den Zügen Suworow's gaben ein köstliches Genrebild ab, was ich nie wieder vergessen habe. Die Herren würgten und kauten an den harten Erbsen und kosteten mit sichtbarem Ekel von dem schlechten Stockfisch, aus Furcht, ihren Wirth zu beleidigen, der dabei mit der liebenswürdigsten Miene immer mehr nöthigte und wo er einen leeren Teller sah, solchen eigenhändig wieder füllte. Wir Adjutanten, die auch die Honneurs machen mußten, bissen uns die Lippen fast wund, um nicht laut herauszulachen, denn das Ganze war wirklich zu komisch. Dabei ließ der Feldmarschall stets die Gläser mit dem schlechten Fusel wieder vollfüllen, brachte verschiedene Gesundheiten aus, leerte stets sein eigenes Glas und wachte darauf, daß auch seine Gäste ihre Gläser bei jedem Toaste leerten. Ich selbst trank bei solchen Gelegenheiten statt des Branntweins stets klares Wasser, was der Feldmarschall zwar wußte, aber stillschweigend gestattete.

Zum Schluß der Mahlzeit stand der Feldmarschall auf und sprach in ernstem Tone: „Ich fürchte, daß diese einfachen Soldatenspeisen meinen verehrten Gästen nicht sonderlich gemundet haben, denn ich sehe leider sehr viele mißvergnügte Gesichter unter ihnen. Es thut mir dies leid, denn ich bin nun einmal an dergleichen Speisen gewöhnt und die Herren werden wohl nicht verlangen,

daß der alte Suworow, der einen so weiten Weg aus Rußland hierher machte, jetzt noch seine Lebensgewohnheiten ändern soll. Ja, hätte man hier in Italien auch nur immer einfach gelebt und wären die vornehmen Stände den alten Sitten ihrer Vorfahren treu geblieben, statt in Weichlichkeit und Prasserei zu verfallen, dann hätte man hier Kraft genug besessen, die Franzosen sich selbst vom Leibe zu halten, und unser Czaar Paul nicht nöthig gehabt, seine Soldaten deshalb über die Alpen zu schicken." Diese Worte des Feldmarschalls machten wo möglich noch verlegenere Gesichter unter seinen Gästen, als vorhin seine groben Speisen, und Alle waren froh, als er bald darauf die Tafel aufhob und die Gesellschaft mit ausgesuchter Artigkeit entließ.

Kaum war der letzte der Fremden fort, so brach der Feldmarschall in ein schallendes Hohngelächter aus, und rief laut: „Die Kerle werden von dem schlechten Branntwein acht Tage lang noch Kopfschmerzen haben, ebenso lange werden ihnen die harten Erbsen im Magen liegen und meine Worte zuletzt werden ihnen die Verdauung auch nicht erleichtern helfen. Diese Mailänder Nobili sind doch erbärmlich feige Kerle, ohne Saft und Kraft in den Knochen und Gehirn im Kopfe. Da ist mir doch jeder meiner Kosacken viel lieber."

Gleich nachher meldete man dem Feldmarschall, daß einer der Mailänder Lohnbedienten, die zur Bedienung

angenommen waren, beim Stehlen von silbernen Löffeln ertappt worden sei. Sogleich befahl er, daß ein Kosack dem Kerl auf der Stelle hundert Hiebe mit dem Kantschuh aufzählen solle. Der Italiener schrie aber bei der Execution so fürchterlich, daß es durch den ganzen Palast gellte; zornig rief der Feldmarschall aus: „Man sieht, der Kerl ist nur ein Italiener, der nicht einmal Schläge vertragen kann, ohne zu schreien. Pfui, was für elende Wichte sind dies!" Er befahl nun, mit der Execution sogleich aufzuhören, den Lohnbedienten aber in eine Russische Trainjacke zu stecken und als Trainknecht bei den Mauleseln, die zum Transport der Lebensmittel angekauft wurden, zu verwenden. Was der Feldmarschall befahl, geschah auch pünktlich, und so wurde dieser dicke Mailänder Lohnbediente denn Russischer Trainknecht, wobei er sich freilich an schlechtes Essen und viele Prügel gewöhnen konnte. Als solchen habe ich ihn noch nach der Schlacht bei Zürich gesehen, und der arme Teufel war so abgemagert, daß man ihn kaum wiedererkennen konnte. Er winselte mich um meine Verwendung beim Feldmarschall an, die ich ihm auch gewährte. Unsere meisten Maulesel waren bei dem ewig denkwürdigen Übergange über die Alpen ohnehin gefallen, und so gewährte der Feldmarschall dem jetzt doch überflüssigen Italiener die Erlaubniß zur Heimkehr, schenkte ihm auch sechs Ducaten aus seiner Tasche als Reisegeld. „Der

Schuft wird keinem Russen jemals wieder silberne Löffel stehlen", sagte er dabei lachend.

Dies eigenthümliche Gastmahl in Mailand erfreute alle Russischen Soldaten in hohem Grade. Sie machten ihre Scherze darüber und erzählten sich lachend: „Der Alte habe die vornehmen Herren hier, die immer in Sammet und Seide gingen, mit grauen Erbsen und Stockfischen bewirthet, und sie dafür tüchtig gescholten, daß sie an so guten Speisen keinen Wohlgeschmack fänden."

Durch solche und ähnliche Züge wußte Suworow das Selbstvertrauen seiner Soldaten ungemein zu kräftigen, und das war der Hauptgrund, warum er sie unternahm.

Ebenso einfach wie in seiner sonstigen Lebensweise, war der Feldmarschall auch in seiner Garderobe. Tagtäglich, das Wetter mochte sein wie es wollte, ließ er einige Eimer kaltes Wasser sich über den bloßen Leib gießen, und wusch Gesicht und Hände in einem Wasserzuber; andere Toilettenkünste kannte er gar nicht. Ich habe ihn einmal sehr lachen sehen, als er bei einem jungen, vornehmen Officier einen Toilettekasten, der verschiedene Zahnbürsten, Salben und Pomaden enthielt, sah. „Iß Du nur grobes Brot, dann werden Deine Zähne ebenso gut und rein sein, wie die meinigen es sind, ohne daß Du solche Bürsten gebrauchst", sagte er mit höhnischem Spotte, und quälte nun diesen jungen,

eleganten Officier, der aus sehr vornehmer Familie war, tagtäglich so sehr durch Hohn und Spott aller Art und ertheilte ihm so unangenehme Aufträge, bis dieser sich endlich alle Mühe gab, zum General Korsakow versetzt zu werden. Suworow lachte sehr, als er dies erfuhr, und hatte wieder seinen Willen erreicht. Seine Hemden waren stets von grober Soldatenleinewand, und mit Ausnahme einer einzigen Feldmarschalls-Uniform, besaß er nur Kleidungsstücke vom gröbsten Tuch. In Italien trugen zwei Maulesel sein sämmtliches Feldgepäck und auch die hatten an dieser Bürde nicht allzu schwer zu tragen. Welch unendlicher Unterschied war hierin wie in Allem, zwischen Suworow und einigen Österreichischen Generalen. Kannte ich doch einen der Letzteren, der sogar seinen eigenen Nachtstuhl im Felde bei sich führte und allein zwanzig Packpferde für sein Gepäck gebrauchte. Der alte Suworow hatte übrigens die Eigenthümlichkeit, alle seine natürlichen Bedürfnisse stets im Freien zu verrichten. Er nahm dabei weder auf das Wetter, noch auf die Gegenwart von müßigen Zuschauern Rücksicht und betrug sich hierbei mit der größten Zwanglosigkeit. Eine fernere Eigenthümlichkeit war, daß er es liebte, viel im bloßen Hemde umherzulaufen. Ich habe sogar einmal gesehen, daß er in dieser mehr als einfachen Toilette ein Bataillon, was eben vorbei marschirte, inspicirte. Die Soldaten ergötzte

dies sehr, sie lachten viel und brachten ihrem alten tüchtigen Feldmarschall ein begeistertes Lebehoch nach dem anderen.

Obgleich der Feldmarschall häufig sich in bitteren Spott über den Mißbrauch, der bei Vertheilung der Orden in Rußland getrieben wurde, ergoß, so hatte er mitunter ein wahrhaft kindliches Wohlgefallen an seinen eigenen Orden. Er putzte sie eigenhändig, ließ sie in der Sonne blitzen und heftete alle Kreuze und Sterne auf einen groben grauen Kommißmantel, den er dann mit sichtbarer Freude trug. Ebenso freute er sich sehr, wenn er Großkreuze erhielt, die reich mit Brillanten besetzt waren, wie er überhaupt Edelsteine gern hatte und sich in Mailand viele kaufte. Solche Launen hielten aber immer nur kurze Zeit bei ihm an; dann kümmerte er sich wochenlang gar nicht um alle seine Orden und trug nur sein einfaches Georgskreuz, was er sich schon als Unterofficier durch seine große persönliche Tapferkeit verdient hatte.

Wie überall, so zeigten sich auch hierin die großen Gegensätze, die in seinem Charakter lagen.

In kurzen Umrissen ist dies das Bild, wie sich mir der Feldmarschall Suworow während des Jahres, in dem ich fast täglich in seiner Nähe war, darstellte.

Als ich Ende März 1799 bei dem Feldmarschall in Wien anlangte, war er in der schlechtesten Laune.

Zwar hatte man ihn äußerlich auf jegliche Weise am hohen Kaiserhofe geehrt und selbst den Rang eines K. K. Feldmarschalls verliehen; aber trotzdem war schon damals ein tiefer Riß zwischen vielen der einflußreichsten dortigen Persönlichkeiten und ihm entstanden. Daß dieser sich nicht vermindern, sondern eher noch vergrößern würde, war leicht vorauszusehen, und diese Uneinigkeit erfüllte mich oft mit bangen Sorgen über den glücklichen Ausgang des Feldzuges.

Es war aber auch damals in Wien Vieles, was einen energischen und kühnen Mann, wie Suworow, zur Verzweiflung bringen konnte. Diese Langsamkeit, diese Pedanterie, diese gänzliche Unfähigkeit des Hof-Kriegsraths, irgend einen kühnen, energischen Entschluß zu fassen, hatten stets auf dem Erzherzog Carl wie ein drückender Alp gelastet, und hemmten auch jetzt die kühnen Entschlüsse Suworow's auf jegliche Weise. Der allmächtige Minister, Baron Thugut, ein Mensch von ebenso niedriger Geburt als Gesinnung, der zum großen Unglück Österreichs sich die Leitung der Staatsgeschäfte angeeignet hatte, war schon in den ersten Tagen mit Suworow in eine heftige Feindschaft gerathen. Äußerlich war der schlaue Feldmarschall zwar sehr höflich gegen den Österreichischen Premier-Minister, da der Kaiser Paul ihm dies streng anempfohlen hatte; konnte er aber unter seinen Adjutanten sich frei aussprechen, so

gab es keine Schlechtigkeit, der er ihn nicht für fähig hielt und kein Schimpfwort, womit er ihn nicht beehrte.

Aber auch sonst stellte sich zwischen den Österreichischen und Russischen Officieren keine gute Waffenbrüderschaft heraus, was ich schmerzlich empfand. Der Russe wird niemals den Deutschen lieben, sondern stets hochmüthig auf ihn herabblicken; diese Wahrnehmung drang sich mir sowohl jetzt, als auch später **1814** in Paris, wo ich viel mit Russischen, wie Deutschen Officieren verkehrte, auf. Ebenso wenig, wie Engländer und Franzosen zu einander passen, so auch Russen und Deutsche, während hingegen Russen und Franzosen häufig sehr schnell die besten Freunde werden. So waren auch jetzt die Russischen Officiere gegen mich, den Franzosen, ungleich artiger, als gegen einige Deutsche Officiere, die von Österreich in das Russische Hauptquartier commandirt wurden.

Da die Russische Armee jetzt ihren Marsch durch die Österreichischen Provinzen nahm, so fehlte es nicht an täglichen Reibereien und Verdrießlichkeiten. So gutmüthig und leicht zu befriedigen der gemeine Russische Soldat ist, und unter so strenger Disciplin er steht, so hat er doch, wie fast alle Slaven, eine große Neigung zum Stehlen. So stahlen denn auch die Russischen Soldaten in den reichen Dörfern Ober-Österreichs wie die Raben und zwar oft gänzlich unnütze Sachen, die sie

gar nicht gebrauchen konnten. Von den Russischen Officieren, besonders denen aus vornehmen Familien, betrugen sich leider manche sehr insolent, sowohl gegen ihre Quartiergeber, wie auch gegen die Österreichischen Behörden und wollten nach gewohnter heimischer Sitte Alles durch Schläge erzwingen. Die Österreicher duldeten mit Recht solche Behandlung nicht und so fehlte es denn auch hierin nicht an Mißhelligkeiten. Auf der anderen Seite waren aber auch die Österreichischen niederen Behörden von entsetzlicher Langsamkeit und Schwerfälligkeit, ja selbst häufig von absichtlich bösem Willen und leisteten der Russischen Armee lange nicht die Hülfe, welche der Kaiser von Österreich dieser zugestanden haben wollte. Besonders an den dringend erforderlichen Vorspannfuhren ermangelte es stets, und das Russische Heer konnte deshalb nur äußerst langsam vorrücken.

Dabei kämpften die Österreicher jetzt schon in Italien gegen die verhaßten Republikaner und brachten letzteren wiederholt empfindliche Niederlagen bei, was meine Sehnsucht, möglichst bald am Kampfe selbst wieder theilnehmen zu können, noch mehr steigerte.

Der ungeduldige Charakter Suworow's ertrug die bisherige Langsamkeit unseres Marsches nicht lange, und mit seiner gewohnten Energie brachte er bald eine Änderung hierin hervor. So langsam wir durch Österreich marschirt waren, so schnell ging es nun durch die Kärnth-

nerischen Alpen vorwärts und Mitte April schon rückten wir in Verona ein.

Die Aufopferungsfähigkeit und Tüchtigkeit des Russischen Soldaten, der Unglaubliches leistet, wenn er mit persönlicher Ergebenheit an einem tüchtigen Führer hängt, lernte ich jetzt bei diesem forcirten Marsche in hohem Grade schätzen. Es war in vieler Hinsicht ein treffliches Heer, was der Kaiser Paul jetzt unter den Befehl seines berühmten Feldherrn gestellt und man konnte Tüchtiges damit leisten. Größere Heere hat Rußland in den späteren Kriegen wohl noch in das Feld geschickt, bessere aber schwerlich. Die meisten Regimenter hatten schon in den Türkischen und Polnischen Kriegen gefochten und zählten viele kampfgewohnte Männer in ihren Reihen. Die Soldaten waren durch diese bereits bestandenen Kämpfe gewandter und beweglicher geworden, als dies sonst in den Russischen Heeren der Fall zu sein pflegt, und die bereits gewonnenen Erfahrungen machten sie zu ebenbürtigen Gegnern der kampfgeübten Französischen Truppen. Namentlich die Infanterie war gut, von ungleich geringerem Werthe aber die Cavallerie und Artillerie, obgleich beide letztere Waffengattungen treffliche Pferde besaßen. Den Reitern fehlte aber der kühne ritterliche Muth, wie solcher so häufig in der Österreichischen Cavallerie angetroffen wird, den Artilleristen die Gewandtheit und die tüchtig ausgebildeten Officiere der

Französischen Artillerie. Der Feldmarschall Suworow bevorzugte auch bei jeder Gelegenheit die Infanterie und gab derselben einen ungleich höheren Rang, wie der Cavallerie und Artillerie, der er bei allen seinen Schlachten nur eine untergeordnete Bedeutung beimaß.

Vortrefflich war die Subordination der Russischen Soldaten und ihr williger Gehorsam gegen alle Befehle. Sie kritisirten nicht, sie raisonnirten nicht, sondern sie gehorchten und vollzogen entweder die ihnen gewordenen Befehle, oder fanden bei deren Ausführung in schweigendem Gehorsam den Tod. So sollte es aber bei allen Heeren sein, denn nächst der Tapferkeit ist unbedingter, schweigsamer Gehorsam die Pflicht des Soldaten. Ohne diese Subordination seiner Truppen hätte der Feldmarschall Suworow niemals seinen berühmten Alpenübergang vollbringen können. Dem Russischen Soldaten, der aus dem weiten Flachlande kommt, sind hohe Berge ein Gegenstand des Entsetzens, und die Truppen schauderten förmlich, als sie erfuhren, daß sie über diese mit ewigem Schnee bedeckten, eisfunkelnden Gletscher, die hoch in den Himmel hineinragten, hinweg klettern sollten. Doch der Feldmarschall befahl es und der Soldat gehorchte ohne Murren.

Ungemein erhebend war die wahre Frömmigkeit, die bei allen Russischen Soldaten herrschte. Das Gebet hatte hier noch seine vollen Rechte und einer falschen Civili-

sation war es noch nicht gelungen, die festen Wurzeln der Religiosität aus der Brust dieser wackeren Menschen zu reißen, wie dies leider in Frankreich nur zu häufig schon geschehen. Obgleich ich selbst dem römisch-katholischen Glauben mit voller Inbrunst anhänge, so wohnte ich im Russischen Heere doch stets dem griechisch-katholischen Gottesdienste der Soldaten mit wahrer Erhebung bei.

Lange nicht von gleichem Werthe, wie die gemeinen Soldaten, waren im Allgemeinen die Officiere des Russischen Heeres, obgleich es freilich auch manche sehr tüchtige, ehrenwerthe Männer, wahre Ritter ohne Furcht und Tadel, unter ihnen gab. Die Officiere niedrigerer Herkunft waren häufig roh in ihren Sitten, brutal in ihrem Benehmen und unwissend in ihren Köpfen und zeichneten sich durch nichts, als höchstens durch einige unvortheilhafte Eigenschaften aus. Unter denen der höheren Aristokratie gab es manche moralisch sehr verderbte Menschen. Sie waren hochmüthig, eitel, allen möglichen sinnlichen Lüsten im hohen Grade ergeben, treulos in ihren Versprechungen, wankelmüthig in ihren Gesinnungen und irreligiös in ihren Ansichten. Geschmeidige Formen und artige Manieren hatten sie freilich, aber dafür eine desto verfaultere Seele, und je weiter entfernt man sich von diesen Herren hielt, desto besser that man daran. Alle Untugenden unseres Französischen Hofadels, dessen unbedingte Nachahmer sie auch waren, hatten diese

Herren angenommen, dessen guten Eigenschaften aber dabei unberücksichtigt gelassen. Suworow verachtete solche Giftpilze der Aristokratie tief und behandelte sie schonungslos, während sie sich wieder durch grimmigen Haß gegen den allmächtigen Feldmarschall zu rächen suchten. Leider erreichten ihre heimlichen Intriguen bisweilen ihren Zweck und manches Gute ward dadurch gehemmt. Es gab in der Russischen Armee einige Dutzende Officiere, deren Verlust in der ersten Schlacht ein entschiedener Gewinn für das Ganze gewesen wäre. Doch wo findet man so räudige Schaafe nicht, überall ist ja Unkraut zwischen den Weizen gesäet!

Am 27. April kam es endlich zu einem ernsthaften Kampf gegen die Republikaner, nachdem schon mehrere kleine Gefechte zwischen den Vorposten statt gefunden hatten. Der General Moreau befehligte die Feinde und die Anstalten, die er getroffen hatte, um uns den Übergang über die Adda zu verwehren, waren meisterhaft. Mir pochte das Herz vor Freude, jetzt endlich nach einer langen unthätigen Pause von zwei Jahren wieder mit den so bitter gehaßten Feinden zusammenzutreffen. Bei einem alten Italienischen Dorfgeistlichen, der nothdürftig Französisch verstand, hatte ich in der letzten Nacht noch gebeichtet und wohnte dann voll tiefer Andacht dem Morgengottesdienste des zum Kampfe gerüsteten Russischen Heeres bei. Ich hatte den Feldmarschall dringend

gebeten, an der Spitze der ersten Sturmcolonne mit fechten zu dürfen, und er hatte mit wohlwollendem Lächeln meinen Wunsch gewährt. Ich erhielt ein Commando von 24 Russischen Sappeurs, die mit ihren Äxten dazu bestimmt waren, einen Weg in die Französischen Batterien, die uns vom anderen Ufer der Adda drohend entgegenstarrten, zu bahnen. Es war dies ein ehrenvolles Commando für mich, und ich fühlte mich hochbeglückt, daß der Feldmarschall mich dazu ausersehen hatte.

Die Anrede, die der alte Feldmarschall an die Bataillone, welche zum Erstürmen der Addalinie bestimmt waren, richtete, lautete folgendermaßen, denn ich habe sie mir, als zu charakteristisch sowohl für den Feldherrn, wie für sein Heer, am folgenden Tage aufgeschrieben: „Soldaten! Sieg, Ruhm und Sicherheit unserer Armee hängen von diesem Unternehmen ab. Ein Säumen würde nur dazu dienen, des Feindes Kräfte zu vermehren; Schnelligkeit und plötzlicher Überfall werden denselben in Unordnung bringen und zu Boden schlagen. Der Fluß hier vor uns wird nicht schmäler, das Ufer nicht niedriger werden; der Gott der Russen ist stark, mit seiner Hülfe kommen wir als Helden hinüber, mit ihm siegen wir — Hurrah!" „Hurrah — Hurrah!" erscholl es begeistert aus der Brust der Tausende von Soldaten, welche die Sturmcolonnen bildeten. Wir stürmten vorwärts und kümmerten uns nicht um die feindlichen Kanonensalven,

welche viele von uns zerschmetterten. Ich und meine muthigen Sappeurs waren unter den Ersten in der Adda, deren Wasser uns bis über den Gürtel reichte, unverzagt folgten uns die Russischen Bataillone nach, so daß das Flußbett ganz mit Soldaten angefüllt war. Ein wüthender Kampf, Mann gegen Mann begann am anderen Ufer, denn die Franzosen vertheidigten sich mit ihrer altgewohnten Tapferkeit. Geschossen wurde in diesem Handgemenge fast gar nicht, nur das Bajonnett des Soldaten, der Säbel des Officiers, fanden vollauf ihre blutige Arbeit. Immer gewaltiger drängten die Schaaren der Russen nach, zumal unser alter Suworow selbst, der mit seinem Pferde durch die Adda geschwommen war, persönlich im dicksten Kampfgewühl erschien, und seine Gegenwart die Soldaten noch mehr begeisterte. Von meinen 24 Sappeurs waren 11 gefallen oder schwer verwundet, als wir in die erste eroberte Batterie eindrangen; ich selbst hatte wunderbarer Weise keine Verletzung davongetragen. Nach hartem Verlust zog sich General Moreau endlich in guter Ordnung zurück und da wir nur geringe Cavallerie bei uns hatten, konnten wir seinen Rückzug nicht weiter stören. Am Abend sagte Suworow zu mir: „zufrieden.“ Ein solches Wort aus dem Munde dieses Mannes mußte mich mit gerechter Freude erfüllen.

Fünftes Capitel.

Siegreicher Feldzug in Ober-Italien. Einnahme von Mailand und Turin. Schlacht an der Trebbia. Meuchelmordsversuche von demokratischen Italienern. Strenge und Milde des Feldmarschalls Suworow. Zunehmende Spannung mit dem Hofkriegsrath in Wien. Schlacht bei Novi. Wunderbare Todesahnung eines Kosacken-Officiers. Furchtbare Schwierigkeiten bei der Ersteigung des St. Gotthardts. Das Hospiz und die Mönche. Gefechte mit den Franzosen. Aufenthalt in Glarus. Kühner Seitenmarsch über die unwirthbarsten Gebirge Graubündens. Standhaftigkeit der Russischen Truppen. Große Verluste derselben.

Der Erstürmung der Befestigungen an der Adda folgte bald unser Triumphzug in das von den Franzosen geräumte Mailand, bei welcher Gelegenheit der Feldmarschall das bereits erwähnte frugale Gastmahl gab. Ein so energischer Charakter, wie Suworow, that aber nichts halb, und so befahl er die kräftige Verfolgung

der sich langsam zurückziehenden Franzosen. Man wollte ihm Vorstellungen hiegegen machen und sprach ein Langes und Breites von der großen Ermüdung der Truppen und ihrer nothwendigen Schonung. „Vorwärts"! lautete die einzige Erwiederung, die der Feldmarschall hierauf gab und vorwärts ging es wieder, und wir hatten bald die Ehre, auch in Turin als Sieger einzuziehen.

Suworow war zu sehr Russe, als daß er einen besonderen Haß gegen die republikanischen Franzosen hegen sollte, und so behandelte er denn die von uns gefangenen feindlichen Officiere mit großer Höflichkeit, ja selbst sogar Auszeichnung. Er lud die Stabs-Officiere unter denselben und besonders den General Serrurier wiederholt zu Tische und lachte und plauderte mit ihnen auf die unbefangenste Weise. Mir war es unmöglich, mit diesen Herren, so brave Soldaten sie auch sein mochten, auf gleiche Weise zu verkehren und die Bilder meiner unter dem Beile der Guillotine gefallenen Familie traten mir dann noch immer vor die Seele. So erfüllte ich denn meine dienstlichen Pflichten gegen diese gefangenen Republikaner und sorgte für ihre humane Behandlung, sprach aber niemals ein weiteres Wort mit ihnen und ignorirte es auch gänzlich, wenn ich frühere Bekannte darunter fand. Speisten welche von ihnen am Tische des Feldmarschalls, so blieb ich fort, was dieser zwar bemerkte, aber stillschweigend duldete.

Ich habe während dieses Feldzuges unter Suworow kein Tagebuch geführt, wie es sonst meine Gewohnheit war, theils weil es mir an Zeit dazu fehlte, theils aber auch, um den Feldmarschall nicht mißtrauisch zu machen. Einzelne Gefechte und Märsche, an denen ich theilnahm, sind mir seitdem wieder aus dem Gedächtniß entfallen, mehr wie dies z. B. bei den Kämpfen in der Vendée der Fall war. Die Eindrücke des Krieges waren damals für mich noch frischer und blieben daher auch länger in der Erinnerung haften.

Leider trat nach der Einnahme von Turin, wo wir von der Partei der Legitimen mit unendlichem Jubel empfangen wurden, der Zwiespalt zwischen Suworow und dem Österreichischen Cabinet immer schärfer hervor. Die Österreichischen Truppen, die unter seinem Befehle standen, freuten sich zwar über diese energische Art der Kriegführung, die ihnen theilweise ganz ungewohnt war, und faßten immer größere Begeisterung für den kleinen, wunderlichen und doch so großen und kräftigen Feldherrn; desto mehr kamen aber die alten Perrücken des Hofkriegsraths in Wien mit ihm in Widerspruch. Diese Herren voller Vorurtheile wollten sich mit solchen kühnen Operationen gar nicht befreunden. Wo sie konnten, tadelten und mäkelten sie, verlangten die vorherige Einsendung der Kriegspläne, um sie nach weitläuftiger Berathung am grünen Tische um Wochen verspätet zurück-

zusenden; sie waren mit keiner Unternehmung, und mochte solche auch noch so sehr vom Erfolge begünstigt sein, zufrieden. Eine ungemein kleinliche Eifersucht herrschte in dieser Hinsicht bei vielen einflußreichen Herren in Wien, und namentlich der Graf Lehrbach, der gänzlich unfähige Präsident des Hofkriegsraths, that sich besonders hierin hervor. Suworow schäumte oft vor Zorn und ließ seinen gerechten Unmuth in den heftigsten Worten sich austoben. Wenn nur ein Zehntel der Verwünschungen, die der grimmige Feldmarschall oft auf die Häupter von Thugut, Lehrbach und auch den Fürsten Dietrichstein schleuderte, diese Herren wirklich getroffen hätte, sie wären viele tausend Klafter tief in die Erde gesunken.

Oft rächte der alte Suworow sich gegen seine Wiener Quälgeister mit ihren pedantischen Forderungen auf die boshaft witzigste Weise. So ließ er einmal einen schönen Schlachtenplan zeichnen und von einem gewandten Generalstabs-Officier einen sehr detaillirten Operations-Entwurf ausarbeiten. Alles war, wie bei einem Friedensmanöver, ganz genau hierin vorgeschrieben und selbst die Stellen und Stunden, wo heimliche Überfälle mit überraschender Schnelligkeit und Kühnheit statt finden sollten, verzeichnet. Gewiß an **10** Bogen war dies in seiner Art vortrefflich ausgearbeitete Opus, was sich für ein Friedensmanöver sehr geeignet hätte, stark, und

die Vorlesung desselben gewährte uns viel Unterhaltung. Suworow ließ den Plan nun sauber abschreiben, in Sammet einbinden und sandte ihn nach Wien an den Hofkriegsrath, von einem ungemein unterthänigen Schreiben begleitet. Er meldete, daß er den Plan für eine zu liefernde Schlacht hiermit vorzulegen sich erlaube und bat um die Prüfung und in geeignetem Fall, Genehmigung desselben; damit aber ja das Ganze auch so, wie es auf dem Plan verzeichnet sei, in guter Ordnung vor sich gehe, möge man eine Abschrift davon auch dem Französischen Obergeneral Moreau vorher zu senden die Gefälligkeit haben, damit der wisse, wonach er sich zu richten habe.

Ein anderes Mal ließ Suworow eine „Tabelle der kommenden Thaten" für den nächsten Monat anfertigen, auf der auch mehrere heimliche Überfälle und kühne Überraschungen des Feindes verzeichnet standen und sandte solche dem Hofkriegsrath zur Genehmigung ein, damit sie alsdann gedruckt und im Armeecorps vertheilt werden könne. Der Hofkriegsrath und besonders Graf Lehrbach verziehen Suworow diesen boshaften Spott niemals wieder. Es war ein Glück, daß der Österreichische Feldzeugmeister Melas, der unter dem Feldmarschall befehligte, einen sehr braven, ehrenwerthen Charakter zeigte und sich niemals zu den kleinlichen Intriguen, die man ihm zumuthete, gebrauchen ließ; sonst wären die

Reibereien noch ungleich größer gewesen. Leider folgten nicht alle Österreichischen Generale solch ehrenwerthem Beispiel. — Auch die politischen Pläne des Petersburger und Wiener Hofes fingen jetzt an, weiter auseinanderzugehen. Da Suworow sowohl Österreichischer, wie auch Russischer Feldmarschall war, so konnte er die Wahrheit der Bibelstelle: „Niemand kann zween Herren dienen", in genügender Weise an sich selbst erproben. Der Kaiser Paul wollte das von uns eroberte Sardinien in echt ritterlicher Weise dem schändlich daraus vertriebenen, legitimen Könige wieder zurückerstatten, der gemeine Baron Thugut es aber für Österreich behalten und so konnte es denn an Zank und Hader nicht fehlen.

Es war kläglich, daß unser sonst so schöner und ruhmwürdiger Feldzug durch diese widerlichen Zwistigkeiten auf so bittere Weise vergällt wurde. Die einzelnen Truppentheile, die wenig davon erfuhren, litten zwar nicht darunter, wir Adjutanten im Hauptquartier aber desto mehr. In dieser Zeit faßte ich den festen Entschluß, fortan, wenn es mir irgend möglich wäre, nur in der Linie Dienst zu thun, niemals aber wieder Adjutant in einem Hauptquartier zu werden. Man sieht in letzterer Stellung zu viel hinter die Coulissen und das ist niemals gut, raubt die Illusion und trübt die Kampfesfreudigkeit. — Der Feldmarschall Suworow war über diese ewigen Hemmnisse und Verzögerungen des Hofkriegs-

raths in Wien und diese Zänkereien und Zwistigkeiten der Diplomaten so wüthend, daß er wiederholt seinen Abschied fordern wollte, ja selbst einmal schon ein Abschiedsgesuch an seinen Kaiser absandte. Es war dies übrigens nur Schein, denn Suworow war viel zu ehrgeizig, als daß er den Oberbefehl über ein gutes, ihm treu ergebenes Heer inmitten eines siegreichen Feldzuges hätte niederlegen sollen. Ich glaube in der That, er hätte es nicht überlebt, sondern wäre an gebrochenem Herzen sogleich gestorben, wenn man den Schein für die Wahrheit gehalten und sein Abschiedsgesuch angenommen hätte, so groß war sein Ehrgeiz. Für die Russische Armee wäre seine Abberufung ein unendliches Unglück gewesen und zwei verlorene Schlachten hätten ihr nicht einen solchen Nachtheil gebracht. Die Russischen Soldaten und die meisten Officiere fühlten sich sehr unbehaglich in Italien und nur ein so energischer und dabei von ihnen so hoch verehrter Oberbefehlshaber, wie ihr alter Feldmarschall, konnte ihnen den freudigen Kriegsmuth, immer von Neuem wieder mit ungeschwächter Energie die Feinde anzugreifen, einflößen. Weder die Sitten des Volkes, unter dem sie sich befanden, noch die leichten Speisen, die vielen Früchte, der Genuß des Weins, statt des altgewohnten Schnappses und eben so wenig das heiße Klima sagten den Russischen Soldaten zu. In ihren melancholischen Abendgesängen, die sie, um die lo-

dernden Wachtfeuer sitzend, so häufig anstimmten, feierten sie die Vorzüge ihrer nordischen Heimath und trauerten, daß des Czaars Befehl sie so weit von derselben ab und in dies heiße, ungesunde Land mit seinen schlechten Menschen und unkräftigen Speisen geführt habe. Nur ein Feuergeist wie Suworow konnte diese tiefe Melancholie der Soldaten, die Hunderte von ihnen in die Lazarethe und dann fast immer auch in die weit geöffneten Gräber brachte, verbannen und nimmermehr hätte ein anderer General ein Russisches Heer zur Übersteigung der Alpen bewogen.

Die von unseren ruhmreichen Waffen besiegte demokratische Partei in Ober-Italien suchte sich auf vielfache Weise gegen unsere tapferen Soldaten zu rächen. Nach der feigen Italienischen Sitte fielen häufig Meuchelmorde gegen einzelne Russische Officiere und Soldaten vor, ja selbst den heimtückischen Gebrauch des Giftes verschmähte die demokratische Partei nicht. In Alessandria sollte sogar der Feldmarschall Suworow durch eine mit Gift versetzte Portion Eis ermordet werden und nur der Zufall oder eigentlich wohl eine innere unbestimmte Ahnung, die ihn den Genuß des Eises verschmähen ließ, rettete sein Leben. Die Thäter entflohen und auch der Feldmarschall drang nicht auf eine weitere genaue Untersuchung.

Gegen die des Meuchelmordes der Soldaten überführten Italiener wurde aber mit Recht sehr strenge ver-

fahren; sie verfielen dem Kriegsgericht und wurden ohne Gnade erschossen, so bald ihre Schuld erwiesen war. Ich befehligte in Mailand selbst einmal die Execution gegen sieben Italiener, die überführt waren, zwei Russische Officiere sammt ihren Bedienten heimtückisch erdolcht zu haben. Die sieben Kerle, rechte Galgengesichter, wurden in einer Reihe an den Handgelenken zusammengekettet und vier Russische Schützen mußten ihre Gewehre auf Kopf und Brust jedes einzelnen Missethäters richten. Ich winkte mit dem Säbel, die Salve krachte und die sieben Mörder lagen todt in ihrem Blute.

In Mailand, dessen Bevölkerung überhaupt viel demokratisches Gesindel unter sich zählte, wurde ich selbst in später Nachtstunde, als mich ein dienstlicher Gang in eine entlegene Straße führte, von drei Kerlen mit ihren Dolchen angefallen. Glücklicher Weise hatte ich noch Zeit genug, um zurückzuspringen und mein Schwert zur Vertheidigung zu ziehen. Ich stellte mich mit dem Rücken an eine Wand und ließ meine Klinge so schnell um mich herumschwirren, daß die Mörder sich mir nicht zu nähern wagten. Plötzlich warf einer der Kerle mit einem sehr geschickten Handgriff seinen Dolch gegen mich und traf so gut, daß die Spitze mir gerade auf die Brust fuhr. Ich hatte aber zufällig eine dicke Brieftasche mit Rapporten und Listen in die Brusttasche meines Rockes gesteckt, und diese hielt die Spitze des Dol-

ches auf, so daß er, ohne mich zu verwunden, im Rockfutter stecken blieb. Bevor der Kerl, der den Wurf gethan hatte, wieder zurückspringen konnte, hieb ich ihn mit der Klinge über den Kopf. Zwar war der Hieb gegen meinen Willen flach gefallen, hatte aber solche Kraft gehabt, daß der davon Getroffene betäubt zu Boden stürzte. Die anderen beiden Mordgesellen entflohen nun mit gewöhnlicher Italienischer Feigheit und ließen ihren Gefährten in Stich. Eine Patrouille, die ich schnell herbeirief, trug den noch immer Bewußtlosen auf die nächste Wache, wo er untersucht wurde. Mehrere geheime Zeichen und Papiere, die man bei ihm fand, zeigten, daß er als Mitglied höherer Grade irgend einer geheimen politischen Gesellschaft, welche demokratische Zwecke verfolgte, angehörte. Der Kerl, der von gebildeterem Stande zu sein schien, verweigerte trotzig jede weitere Auskunft und wurde 24 Stunden darauf kriegsrechtlich verurtheilt und auch sogleich erschossen.

Die heimlichen Meuchelmorde hatten übrigens so zugenommen, daß Suworow ein unbedingtes Verbot gegen das Dolchtragen erließ. Zahlreiche Patrouillen durchzogen die Straßen; jeder Italiener, der einen weiten Mantel trug, wurde angehalten und untersucht, und fand man einen Dolch bei ihm, erhielt er eine strenge Strafe. Etwas fruchtete diese Strenge wohl, ganz wurde jedoch das Meuchelmorden nicht ausgerottet, und

mehrere hundert Russische und Österreichische Soldaten und Officiere fanden auf solche schändliche Weise ihren Tod.

Von Sardinien aus hatten wir unseren Siegesmarsch noch weiter fortgesetzt und die flüchtigen Schaaren der geschlagenen Republikaner bis in den Col di Tenda verfolgt. Unsere leichten Truppen, und besonders die unermüdlichen, waghalsigen Kosacken, drangen noch weiter vor und streiften selbst bis in die Dauphiné, dieser Grenzprovinz des alten Frankreichs, hinein. Mein Herz schlug voll der freudigsten Hoffnungen, denn jetzt war — wie seit Jahren nicht mehr, unseren siegreichen Waffen die Gelegenheit geboten, die Revolution in Frankreich zu unterdrücken, nach Paris zu marschiren und den legitimen König wieder auf den geheiligten Thron seiner Väter zu setzen. Die Französische Republik war im Sommer des denkwürdigen Jahres 1799 ungemein geschwächt. Ihr bester General Bonaparte stand mit trefflichen Soldaten in Ägypten, und die Englischen Flotten bewachten ihn, und verhinderten die Rückkunft des dorthin gezogenen Heeres. Die übrigen republikanischen Truppen waren schlecht gekleidet und bewaffnet, seit langen Monaten nicht mehr besoldet worden, und des Krieges ziemlich überdrüssig. Dazu hatte das in Paris jetzt herrschende Directorium weder Kraft noch Ansehen, ward vom Volke weder geliebt, oder, was in den meisten Fällen ungleich wichtiger ist, gefürchtet, besaß weder

fähige Köpfe in seinen Mitgliedern, noch Geld in seinen Cassen und stand daher auf sehr schwachen Füßen. Hätten jetzt die Freunde des legitimen Princips nur Einheit und Energie besessen, unzweifelhaft wäre die Bändigung der Revolution gelungen. Suworow mit den Österreichern und Russen von Süden her in Frankreich einmarschirt, wozu wir uns den Weg schon gebahnt hatten, der Erzherzog Carl vom Rhein her, die Engländer von Holland (wenn doch die Preußen nichts thun wollten), dann die treuen Bewohner der Vendée und Bretagne abermals unter die Waffen gerufen, und in wenigen Monaten hätte die weiße Fahne der Bourbons wieder auf dem Königsschloß der Tuilerien ihren rechtmäßigen Platz eingenommen. Solche Gedanken wirbelten mir damals stets im Kopfe herum, und erfüllten mein ganzes Wesen mit der freudigsten Spannkraft. — Und doch sollte es wieder nicht sein, funfzehn Jahre des blutigsten, schwersten Kampfes sollten noch toben, bis das geschah, was man im Juni **1799** mit verhältnißmäßig so geringen Opfern hätte erreichen können. Gar unerforschlich sind oft des Herrn Wege!

Die Intriguen des elenden Barons Thugut, der nie einen großartigen Gedanken fassen konnte, und die Dummheit mancher einflußreichen Persönlichkeiten in Wien verdarben aber im entscheidenden Augenblick Alles wieder. Die Österreichischen Generale erhielten von Wien aus

Befehle, Suworow's Energie nicht zu unterstützen, sondern wo möglich zu lähmen, und so ungern manche von ihnen dies auch thaten, es blieb ihnen natürlich nichts Anderes übrig, als zu gehorchen. So mußte der General Kray mit seinem Corps denn Mantua belagern, was ganz unnütz war, und Uneinigkeit und Confusion herrschte wieder überall. Es war zum Verzweifeln, daß alle unsere kühnen Operationspläne wirklich oft durch so erbärmliche Dinge vereitelt wurden. Suworow tobte und wüthete, und es war in manchen Stunden wirklich peinlich, sich ihm zu nähern, in so gereizter Stimmung befand er sich. Doch was half es, er allein mit dem schon sehr geschwächten Russischen Heere, das hier unter seinem Befehle stand, konnte den Weitermarsch nach Frankreich nicht wagen.

Es war nahe daran, daß der Französische General Macdonald, ein sehr tüchtiger Heerführer, Mantua entsetzt, das Österreichische Heer unter Kray geschlagen und uns dann abgeschnitten hätte. Mit dem Grimm, aber auch mit der Schnelligkeit eines Löwen, brach der alte Suworow wieder hervor, als ihm die Nachricht von dem Seitenmarsch Macdonald's gebracht wurde. Nichts konnte ihm schnell genug gehen, unaufhörlich trieb er zur Eile und seiner rücksichtslosen Energie gelang es, die Russische Armee zu einem der schnellsten Gewaltmärsche, denen ich jemals beigewohnt habe, zu bewegen.

zu Dutzenden stürzten die erschöpften Soldaten dabei todt aus den Gliedern; es half nichts, fort und fort mußte es gehen. Auf seinem kleinen zottigen, aber ausdauernden Kosackengaul sitzend, war Suworow stets bei den marschirenden Truppen. Bald scherzte er und machte rohe Witze, die von den Soldaten beifällig belacht wurden, dann redete er zu ihrer Ehre als Russen, hieb auch, wenn Unordnungen entstanden, sogleich mit seinem Kosackenkantschuh drein, dabei halb im Scherz, halb im Ernst die größten Drohungen ausrufend, und alles dies half. So kamen wir denn gerade noch zur rechten Zeit an den Ufern des Tidone an. Am 17. Juni hatte der General Macdonald hier nicht unbedeutende Vortheile über die Österreicher davon getragen, und nur unsere rechtzeitige Ankunft konnte die Entsetzung von Mantua verhindern. Am anderen Morgen kam es sogleich von unserer Seite zum Angriff, denn langes unnützes Zaudern lag nicht in dem Charakter Suworow's. Wir siegten und trieben die Feinde vom linken Ufer des Tidone auf das rechte zurück. Der General Macdonald, einer der feurigsten und tüchtigsten Heerführer der Republik, und dabei auch ein persönlich ungemein ehrenwerther Mann, war aber nicht geneigt, die gewonnenen Vortheile so leicht wieder aufzugeben. Er zog noch eiligst einzelne detachirte Truppen an sich, und lieferte nun am 19. Juni die unter dem Namen

„Schlacht an der Trebbia" allgemein bekannte, blutige Schlacht. Es war ein hartnäckiges Kämpfen und Ringen und das Blut floß in Strömen. Unsere Russen waren von der Italienischen Hitze erschöpft und von den schlechten Nahrungsmitteln entkräftet, und wollten anfänglich nicht recht mit dem Ungestüm, den sie an der Adda gezeigt hatten, vorwärts stürmen. Unläugbar ist im Einzelkampf der Französische Soldat dem Russischen sehr überlegen, denn er ist gewandter, körperlich behender, und mehr dazu geübt, jeden günstigen Vortheil auf sehr geschickte Weise zu benutzen, ja vielleicht auch persönlich muthiger und besonders ehrgeiziger. Auch die Französischen Hauptleute und Bataillons-Commandeure führen ihre Leute in der Regel mit größerer Umsicht an, als die Russischen, und wissen jeden ihnen günstigen Moment im Gefecht auf der Stelle mit Kühnheit und Geschicklichkeit zu benutzen, während die Russen nur das zu thun pflegen, was ihnen gerade befohlen wird. So wehrten sich denn auch jetzt die Franzosen an der Trebbia mit der größten Hartnäckigkeit und es war ein Kämpfen und Ringen hin und her. Unsere Bataillone wurden wiederholt zurückgedrängt, und hohe Haufen von Leichen bedeckten an einzelnen Stellen das Schlachtfeld, ohne daß wir uns des mindesten Erfolges rühmen konnten. Aber Suworow wollte siegen und so siegte er auch. Wo das Kampfgewühl am Stärksten war, dahin sprengte

er auf seinem Kosackengaul und trieb mit begeisternden Worten seine Bataillone in das Feuer. „Heut ist ein Ehrentag für Rußland, Fluch und Schande dem, der nicht sein Äußerstes dafür wagt!“ rief er den Kanonieren einer Batterie zu, die dem feindlichen Feuer so ausgesetzt war, daß sie schon über die Hälfte ihrer Mannschaft eingebüßt hatte.

Einem schon sehr zusammengeschmolzenen Bataillon, das in etwas unordentlicher Haltung zurückwich, donnerte er mit einer Stimme, die durch das Kanonengebrüll der Schlacht drang, zu: „Steht!“ und fest stand das Bataillon. „Vorwärts Front gegen den Feind gemacht!“ befahl wieder der Feldmarschall, und nun rief er den Trommlern zu: „Schlagt den Sturmmarsch, mit dem Ihr Ismail so ruhmreich stürmen halft.“ In ein lautes Hurrah brachen die Soldaten aus, stürmten mit frischem Muthe wieder vorwärts und gerade dies Bataillon, obgleich freilich über die Hälfte zusammengeschmolzen, war unter den ersten, die die feindlichen Linien zum Weichen brachten.

Anderen Soldaten rief Suworow seinen Lieblingsspruch „die Kugel ist feige und unsicher, das Bajonnett aber muthig und sicher“ zu, und begeisterte sie dadurch zum Sturm mit dem Bajonnett. Tirailliren ließ er gar nicht, denn er wußte, daß die Ausbildung und Gewandtheit der Russischen Soldaten dazu nicht ausreichend war,

sondern sogleich in geschlossenen Colonnen mit dem Bajonnette darauf losstürmen; freilich kostete diese Gefechtsweise uns sehr große Opfer, doch darauf kam es Suworow gar nicht an, wenn er nur den beabsichtigten Zweck erreichen konnte. „Man muß entweder mit den Franzosen gar keinen Krieg führen oder gleich recht tüchtig, denn das Halbe ist hierbei nur schädlich", sprach er wiederholt, wenn er die vorsichtige und zögernde Art, wie der Hof-Kriegsrath in Wien den Krieg geführt haben wollte, bitter tadelte.

An dieser Schlacht an der Trebbia nahmen aber die Österreichischen Truppen unter Melas, unter dem wieder die Feldmarschall-Lieutenants Ott und Fröhlich commandirten, den rühmlichsten Antheil, und wetteiferten mit den Russen an Tapferkeit.

Mir war gleich anfänglich mein Pferd unter dem Leibe erschossen worden, gerade in dem Augenblick, da ich dem Feldmarschall eine Meldung machte. Ich war damals noch ein gewandter Voltigeur, und so glückte es mir, aus dem Sattel auf die Erde zu springen, bevor noch das Thier zusammenbrach. Ruhig, als sei nichts vorgefallen, beendete ich meinen Rapport, und mit gleicher Ruhe, ohne nur eine Miene dabei zu verziehen, hörte der Feldmarschall solchen an. Als ich fertig war, rief er einen Kosacken, der ein gutes Beutepferd von Neapolitanischer Race an der Hand hielt, herbei und sagte zu

mir: „Schnell in den Sattel, Hauptmann, und bringen Sie die Ordre dahin.“ Ich sprengte fort, und die Sache war abgemacht. Am anderen Tage wollte ich das Pferd an den Feldmarschall zurückgeben, der es, wie ich gehört, dem Kosacken theuer bezahlt hatte. Suworow lachte mich aber aus, und sagte: „Was fällt Ihnen ein, ein Pferd, was man in der Schlacht reitet, gehört einem auch als Eigenthum“, und wollte nun von weiterem Dank nichts wissen. Leider verunglückte mir später das sehr werthvolle Pferd bei unserem Übergang über die Alpen, bei welcher Gelegenheit die Russische Armee überhaupt ihre meisten Reit- und Zugpferde einbüßte.

Wie Suworow es gewollt, so waren am Abend die Republikaner auch gänzlich geschlagen. Wir hatten zwar ungeheure Verluste erlitten, und es gab einzelne Russische Bataillone, die kaum noch an 200 Mann in den Gliedern zählten; aber vollständiger Sieg belohnte auch unsere Anstrengungen.

Vergnügt ritt der unermüdliche Feldmarschall noch in später Abendstunde zu den ermüdet auf der blutigen Wahlstatt liegenden Truppen, und spendete ihnen in seiner kurzen und eigenthümlichen, aber tief in die Herzen dringenden Sprachweise, Lobsprüche über den errungenen Sieg. „Einen Sieg erfochten zu haben, ist noch nicht genug, man muß solchen auch zu benutzen wissen und

den einmal geschlagenen Feind gehörig verfolgen", sprach der alte rastlose Krieger, der trotz seines hohen Alters körperliche Ermüdung gar nicht zu kennen schien. Der Österreichische Feldzeugmeister Melas wollte anfänglich von einer alsbaldigen Verfolgung nichts wissen und schützte die in der That auch große Ermüdung seiner meisten Truppen vor. Suworow war aber nicht der Mann, sich mit dergleichen Entschuldigungen abfertigen zu lassen. „Ach was, Ermüdung!" sagte er zu dem Österreichischen Obersten, der ihm diese Meldung machte, „Soldaten, die gesiegt haben, sind niemals müde, und gegen müde Beine helfen kräftige Befehle. Also nur vorwärts! Einige leichte Truppen von Ihrem Heere werden schon bereit sein", und dabei spendete er sowohl diesem Obersten, wie auch allen übrigen Österreichischen Officieren und Soldaten sehr freigebig die verdienten Lobsprüche über ihr muthiges Benehmen in der Schlacht. Einen Österreichischen Husaren-Rittmeister, der sich durch eine kühne Waffenthat besonders ausgezeichnet hatte, umarmte er und küßte ihn im Beisein der ganzen Generalität.

Der republikanische General Macdonald machte zwar mit seinem geschlagenen Heere einen meisterhaften Rückzug, hatte aber einen Suworow hinter sich, der ihn mit großer Energie verfolgte. Mich hatte zu meiner großen Freude der Feldmarschall der Avantgarde zu-

getheilt, und ich befand mich bei einem Pulk Donischer Kosacken. Die rastlose Thätigkeit, die unermüdliche Ausdauer von Pferden wie Menschen und die behende Schlauheit, mit der sie den kleinen Krieg zu führen wissen, lernte ich jetzt bei diesen Söhnen der Steppe schätzen. Zu geschlossenen Attaquen taugen diese Kosacken selten, in das Batteriefeuer wollen sie nicht, und mit zwei tüchtig bedienten Kanonen kann man Tausende von ihnen in angemessener Entfernung halten, für den kleinen Krieg sind sie aber für das Russische Heer von unschätzbarem Werth. Man hat mir von competenter Seite kürzlich gesagt, die Kosacken des Dons seien jetzt lange nicht mehr von gleich großer Brauchbarkeit für den kleinen Krieg, wie früher, und die neue Organisation, die der Kaiser Nicolaus ihnen gegeben, hätte ihren Werth sehr verringert. Es sollte mir dies leid thun, denn gerade ihrer Eigenthümlichkeit und der vielen patriarchalischen Sitten wegen, die man bei ihnen früher in so ungeschwächter Kraft traf, waren mir die Kosacken stets die liebste Truppe des ganzen Russischen Heeres. Gerade von conservativer Seite her sollte man dringend darauf wachen, alle Eigenthümlichkeiten und Volkssitten der einzelnen Stämme und Stände möglichst zu erhalten, statt solche dem allgemeinen Nivellirungsprincip, wie dies die fluchwürdige Französische Revolution erzeugte, aufzuopfern. — Unserer rastlosen Verfolgung gelang es, den sich zurückziehen-

den Republikanern noch mannigfachen Schaden zuzufügen und ihnen sowohl Kanonen und Armeefuhrwerke, als auch viele Gefangene abzunehmen. Bei Piacenza kam es wieder zu einem recht heftigen Gefecht zwischen unserer Avant- und der republikanischen Arrieregarde, in der wir vollständige Sieger blieben und einige Tausend Gefangene, unter denen mehrere Generale waren, machten. Ich hatte bei dieser Gelegenheit das Glück, den republikanischen General Rusca gefangen zu nehmen. Einem Französischen Voltigeur-Capitain, der von einem halben Dutzend Kosacken umringt, mit der äußersten Entschlossenheit und Geschicklichkeit kämpfte und unter keiner Bedingung Pardon annehmen wollte, rief ich in Französischer Sprache zu, sich zu ergeben. „Ah, der Herr ist ein Franzose, das ist eine andere Sache", sprach er bei dem Klange meiner Stimme, parirte sehr geschickt noch den nach ihm gerichteten Lanzenstoß eines Kosacken und überreichte mir dann mit wahrhaft zierlicher Verbeugung seinen Degen. Ich erkannte den Herrn jetzt wieder, er hatte als junger Cadet beim Regiment Flandern in jener bekannten Banketnacht im Herbst 1789, im Schlosse zu Versailles neben mir gesessen. Meinem Grundsatz gemäß, gefangene Republikaner zwar human zu behandeln und jegliche Pflicht der Ritterlichkeit streng gegen sie zu erfüllen, sonst aber jede nähere Berührung mit ihnen zu vermeiden und frühere Bekanntschaften gänz-

lich zu ignoriren, gab ich mich diesem gefangenen Voltigeur-Capitain jetzt nicht zu erkennen, wie er denn mich auch nicht wieder zu erkennen schien. Im Jahre 1814 traf ich ihn als Obersten der Garde wieder in Paris.

Einer der merkwürdigsten Fälle von ganz bestimmter Todesahnung kam am Abend dieses Treffens bei Piacenza vor. Jeder alte Soldat, der viel im Kriege gewesen ist, wird dergleichen Fälle von einer ganz bestimmten Todesahnung wiederholt erlebt haben und mögen auch unverständige Freigeister, die nichts weiter glauben, als was sie sehen, noch so viel darüber spotten, es ist nun einmal sicher, daß solche Ahnungen vorkommen. Allen Menschen verleiht Gott der Herr nicht dies sehr ausgeprägte Ahnungsvermögen, einzelnen giebt er es aber in auffallend hohem Grade.

So befehligte den Kosackenpulk, bei welchem ich mich augenblicklich befand, ein junger Officier, zu dem ich mich gleich in der ersten Stunde unseres Zusammentreffens ungemein hingezogen fühlte. Der Sohn eines reichen und mächtigen Attamans am Don, bekleidete mein Freund trotz seines noch sehr jugendlichen Alters, denn er mochte kaum 22 Jahre zählen, jetzt schon eine verhältnißmäßig hohe Stelle, die er aber durch großen persönlichen Muth, unbedingte Autorität über seine Kosacken und sonstige militairische Fähigkeiten trefflich ausfüllte. Er war ein echter Sohn der freien Natur, offenherzig, ohne Lug und

Trug, voll wahrer Religiosität und vielen poetischen Anlagen, dabei auch stets heiterer Laune und daher bei Allen, die ihn näher kannten, im ganzen Heere beliebt. Gern und viel plauderte er mir von dem schönen freien Leben der Kosacken am Don vor, machte mir reizende Schilderungen von den schnellen Ritten auf feurigen Rossen durch die endlosen Steppen, den ergiebigen Jagden und den frohen Festen und lud mich dringend ein, ihn nach glücklich beendetem Kriege in seiner heimathlichen Stanitza zu besuchen.

Auch auf dieser energischen Verfolgung der geschlagenen Republikaner, wo wir stets bei einander waren, zeichnete sich der junge Officier, sowohl durch unaufhörliche Thätigkeit und Kühnheit, wie sprudelnde Heiterkeit aus. Suworow hatte ihn gelobt, zum Orden vorgeschlagen und durch einen Adjutanten an den alten Attaman schreiben lassen, wie sehr er mit seinem Sohne zufrieden sei; Grund genug daher für Letzteren, sich der frohsten Laune hinzugeben. Am Abend vor dem Treffen bei Piacenza war der junge Officier auf eine Stunde am Bivouakfeuer, was wir uns in einem Olivenhain angezündet hatten, eingeschlafen, als er plötzlich im Schlafe laut auffuhr und mit der Hand an sein Herz griff. Ich glaubte anfänglich, eine giftige Schlange habe ihn gebissen und wollte Hülfe bringen, allein er ergriff meine Hand und sprach mit geisterhaft bleichem Gesicht:

„Es ist keine Schlange, die mich gebissen, sondern ich fühle nur, wie morgen Abend um diese Zeit eine Kugel mir gerade hier“ — und dabei zeigte er mit dem Finger auf eine Stelle seiner Uniform — „durch das Herz fahren wird. Ein Pole, der eine blaue Jacke mit gelbem Kragen trägt, wird mich erschießen.“

Solche ganz bestimmte Todesahnung, die sogar die Uniform des Thäters beschreiben konnte, war mir noch niemals vorgekommen, und erstaunt bat ich meinen Freund um nähere Erklärung. „In unserer Familie ist die Gabe des zweiten Gesichts, welches uns bisweilen, aber nur sehr selten, zukünftige Dinge vorher erkennen läßt, heimisch, und so habe ich auch jetzt meinen Tod sicher vorausgesehen. Es wird so kommen, wie ich Dir sage — Adieu, in diesem Leben sehen wir uns nicht wieder“, antwortete er sichtbar verstört, schwang sich auf sein Roß und jagte zu den äußersten Vedetten der Kosacken hin. Dienstliche Pflichten hielten mich den nächsten Tag von dem Kosackenpulk entfernt, am Abend darauf erfuhr ich den Tod des jungen Officiers, der von einem Soldaten der Polnischen Legion in Französischen Diensten erschossen war, die Kugel hatte ihn gerade auf demselben Fleck, den er mir mit dem Finger bezeichnete, getroffen und lautlos war er vom Pferde gesunken. Die Leiche wurde später auf ausdrücklichen Wunsch des Attamans zu Schiff von Livorno nach Odessa und so weiter an die Ufer des

Dons transportirt. — Im Jahr 1812 traf ich übrigens in Spanien einen eisgrauen Soldaten, der in einem Regiment der Hochschotten diente, an, dem ebenfalls auf wirklich unheimliche Weise die Gabe der Voraussagung von Unglücksfällen zu Gebote stand. Der alte Mac-Gregor, ein ungemein närrischer Mann, konnte aber nur traurige Ereignisse voraussagen und gab sich auch nur höchst ungern, und nur auf dringendes Verlangen seiner Vorgesetzten, mit derartigen Prophezeihungen ab.

Wir hatten jetzt das Heer des Generals Macdonald so geschlagen, daß dieser froh sein mußte, seine zersprengten Truppen hinter den Mauern von Genua zu sammeln. Freilich war das Heer, was Suworow befehligte, auch schon sehr arg zusammengeschmolzen und viele Tausende von Russen hatten bereits ihr Grab auf Italienischem Boden gefunden. Was kümmerte dies aber unseren energischen Heerführer? So lange er nur noch an 25,000 Mann tüchtige Russen in das Feuer bringen konnte, schlug er stets mit seiner altgewohnten Kraft darauf los, „daß Gott erbarm — sprecht in einem Kriege nicht von Menschenverlust, denn ohne Opfer geht es nun einmal nicht ab, und das große Rußland hat noch immer tapfere Söhne genug, die auf ihres Herrn und Kaisers (bei diesem Worte verbeugte er sich tief) Ruf gern für die Ehre der Russischen Fahne sterben", sagte er einmal zu einem hohen Österreichischen General, der

über die großen Verluste der letzten Schlachten sprach. Ein anderes Mal meinte er: „Was ist es denn, sterben müssen wir Alle doch, und es stirbt sich besser auf freiem Feld an einer Kugel, als im engen Bett an einer schmutzigen Krankheit.“

Der Österreichische General Kray hatte nun endlich Mantua erobert und stieß jetzt mit **25,000** Mann zu dem Heere Suworow's, der unweit Novi stand. Am **16.** August kam es hier zu einer ungemein blutigen Schlacht, in der wir nach harten Kämpfen endlich einen vollständigen Sieg gewannen und die Republikaner gänzlich schlugen. Ich selbst kam an diesem Tage nicht recht in das Feuer, sondern war als Adjutant vielfach beschäftigt, entfernten Truppen, namentlich Österreichern, Befehle zu überbringen. So sehr ich dies auch bedauerte, denn mich schmerzte es stets, wenn ich mich nicht persönlich mit den verhaßten Feinden umherschlagen konnte, so durfte ich mich doch dieser Verwendung nicht entziehen, und ritt an diesem Tage drei Pferde müde. Der alte Suworow verstand es, seine Adjutanten in Bewegung zu setzen. So wie er seine kurzen und klaren Befehle gegeben hatte, mußte man gleich in schnellstem Galopp davon sprengen, mochte das Terrain auch noch so ungünstig sein.

„Was ist das, reiten Sie denn eine Schnecke, so ein Faulthier von Adjutanten kann ich nicht gebrauchen.

— Gehen Sie zu Hause und ziehen einen alten Weiberrock an", solche und noch oft viel gröbere Worte schrie er rücksichtslos jedem Adjutanten und Generalstabs-Officier zu, mochte dessen Rang auch noch so vornehm sein, der ihm nicht schnell genug davon jagte. Es mußte Alles von seiner ganzen Umgebung sehr schnell gethan werden, und jegliche Schlaffheit fand ihren strengsten Tadler. Obgleich im Allgemeinen der Feldmarschall Suworow die Österreichischen Officiere ungleich artiger und rücksichtsvoller, als seine Russischen behandelte, so hörte ich doch einmal, daß er einem sehr dicken Österreichischen Obersten, der ungemein langsam mit einer Meldung auf ihn zugetrottet kam, ganz laut zurief: „Daß Gott erbarm, wer einen so dicken Fettbauch hat und so schlecht reitet, wie Sie, der sollte auch lieber eine Capuziner-Kutte statt einer Obersten-Uniform anziehen."

Von den Österreichischen Truppen liebte er die Ungarischen Husaren und Grenadiere, und dann die Tyroler Scharfschützen am meisten, und plauderte häufig ganz unbefangen mit den gemeinen Soldaten dieser Waffengattungen. Einmal traf ich sogar den Feldmarschall, als er sich mit Ungarischen Soldaten um einen Kessel, in dem diese Fleisch mit Zwiebeln und türkischem Pfeffer geschmort hatten, lagerte, und vergnüglich mitspeiste. Ein alter Ungar hatte ihm dazu Messer und Holzlöffel geliehen, während eine Feldflasche mit Branntwein im

Kreise herumging, aus welcher Jeder, so wie die Reihe an ihn kam, einen tüchtigen Zug that. Dem Feldmarschall schmeckte diese Mahlzeit vortrefflich, er schmunzelte behaglich, lobte die Kochkunst der Ungarn, und trank mit den Grenadieren auf gute Kameradschaft. Als er satt war, bedankte er sich für die genossene Gastfreundschaft und lud seine Wirthe am Abend zu sich in sein Hauptquartier ein. Hier gab er ein nach seiner Art glänzendes Abendessen, an dem diese gemeinen Ungarn, wie auch viele eigens dazu eingeladene vornehme Russische und Österreichische Stabsofficiere theilnahmen. Absichtlich hatte er Söhne der höchsten Aristokratie hierzu eingeladen und manche von diesen Herren machten sehr verwunderte Gesichter, als sie plötzlich mit einem Dutzend gemeiner Ungarischer Grenadiere zusammen an einer Tafel essen mußten. Doch was kümmerte den alten, wunderlichen Suworow solch Mißfallen vornehmer junger Aristokraten — besonders wenn diese sich noch keinen berühmten militairischen Namen erworben hatten? Er lachte sie laut aus und trieb seine Possen fort und fort, bis er dann plötzlich wieder der energische, kühne und dabei geniale Oberfeldherr ward, der seine Truppen von Sieg zu Sieg zu führen verstand.

Trotz der vielen Siege, welche die vereinte Österreichisch-Russische Armee während des Feldzuges von 1799 in Italien erfocht, ward unseres alten Feldmar-

schalls Stimmung immer gereizter, und es kostete wirklich nicht geringe Überwindung, täglich mit ihm verkehren zu müssen. Die sich stets vermehrende Spaltung zwischen den Kabinetten in Wien und Petersburg, die ihn mitten in seinem Siegesfluge hemmte, war der begreifliche Grund seiner Mißstimmung. Der Plan eines Einmarsches in das südliche Frankreich war unter diesen Umständen schon längst aufgegeben, und wie sehr meine anfänglich so frohen Hoffnungen dadurch heruntergedrückt wurden, bedarf kaum noch der Erwähnung. Meine düstere Ahnung sagte mir immer mehr, daß auch dieser anfänglich so glänzend begonnene Feldzug schließlich ohne besondere Resultate bleiben werde, und leider bestätigte sich dies nur zu sehr.

Es kam jetzt der Befehl, Suworow solle mit seinen Russischen Truppen, die ungefähr noch 20,000 Mann stark sein mochten — fast eben so Viele hatten ihr Grab schon gefunden, Italien verlassen, um sich mit dem in der Schweiz unter Korsakow stehenden Russischen Heere zu vereinigen. Es war ein harter, sehr harter Befehl für unsern alten Feldmarschall und sein siegreiches Heer, Italien, dies Land ihres Ruhmes, verlassen zu müssen; doch „Gehorsam ist des Soldaten erste Pflicht" und so zogen wir ab. Wer die eigentlichen Urheber dieser Ordre zum Abmarsch, die sich der legitimen Sache so unendlich verderblich erwies, gewesen sind, dürfte nicht schwer

zu ermitteln sein, doch will ich lieber den Schleier der Vergessenheit über diese so wenig erfreuliche Sache ruhen lassen. Geschehene Dinge sind doch einmal nicht mehr rückgängig zu machen. Es mag auch Gottes Wille gewesen sein, daß Europa noch 15 Jahre länger von den blutigsten Kriegen heimgesucht werden sollte.

Wir rüsteten uns nun zu dem berühmten Übergang über den damals noch fast ungebahnten St. Gotthardt; in der That wohl einer der großartigsten und schwierigsten Märsche, den je eine Armee gemacht hat. Nur ein Feldherr wie Suworow konnte den Plan zu einem solchen Marsch fassen, und er allein sein Heer zur Ausführung desselben zwingen.

Schrecken und Zagen ergriff diese armen Russischen Soldaten, als sie, die Söhne der weiten Ebene, zuerst die Gletscher sahen und erfuhren, daß ihr Weg darüber hinweg führen solle. Ungleich lieber wären sie in das tobendste Batterie-Feuer gestürmt, als daß sie in dies Labyrinth von Felskuppen und Eisbergen, was in seiner ganzen großartigen Wildniß vor uns lag, hineindrangen. Doch der Feldmarschall Suworow befahl, und blindlings gehorchte der Soldat, und wenn er auch wußte, daß es sein sicherer Untergang war; so wollte es die gute Disciplin des Russischen Heeres.

Am 15. September trafen wir in Lugano ein, um uns zum Marsch über die Alpen vorzubereiten. Alles

nur irgend entbehrliche Gepäck wurde verbrannt, um die Armee so leicht beweglich wie nur möglich zu machen, und mit schonungsloser, aber dringend gebotener Strenge überwachte der Feldmarschall die unbedingte Ausführung dieses Gebotes. Kein Officier, und selbst nicht der höchste General, durfte mehr als so viel Gepäck, daß zwei Maulthiere es bequem tragen konnten, bei sich führen. Ich habe selbst im Auftrag des Feldmarschalls durch Kosacken die Koffer und Kisten, welche einige höhere Stabsofficiere und Armeebeamten doch noch mitzuführen versuchen wollten, ohne Weiteres verbrennen lassen. Auch die Tornister der Soldaten wurden streng untersucht, und außer einem Hemde, einem Paar Schuhen und einer Hose, Alles fortgeworfen, oder verschenkt und verkauft. Alles Silbergeld mußte in Gold umgesetzt werden, und es wurden zuletzt für einen Ducaten 15 bis 18 Gulden geboten, so selten war Gold zu bekommen. Die Krämer, Juden und Wucherer in Lugano, Bellinzona und anderen Orten am Fuß des Gebirges verdienten in diesen Tagen ungeheure Summen. Einer dieser Kerle hatte gemeinen Russischen Soldaten Rechenpfennige von Messing statt der Ducaten gegeben. Der Feldmarschall erfuhr es, ließ das Haus des Betrügers ausplündern und anzünden, und steckte ihn selbst unter die Mauleseltreiber mit dem Befehl, den Kantschuh bei der geringsten Faulheit und Widersetzlichkeit nicht zu

schonen. Auch sonst zwang die unbedingte Nothwendigkeit uns zu manchen Härten. Alle Zug- und Saumthiere der ganzen Umgegend mußten gewaltsam requirirt und ebenso auch Lebensmittel, wo man solche finden konnte, genommen werden. Jeder Soldat erhielt Brod und Branntwein auf vier Tage zum Tragen, und es stand die allerstrengste Strafe darauf, von diesen Vorräthen das Geringste zu genießen, bevor der Befehl dazu gegeben war. Die unbedingte Nothwendigkeit zwang hiezu, denn hatte das Heer nicht für unvorhergesehene Fälle auf einige Tage Lebensmittel in Vorrath, so hätte es mitten auf den Hochalpen leicht verhungern können. Wiederholt hat der Feldmarschall Kosacken und auch andere Soldaten, die beim Stehlen von Lebensmitteln ihrer Kameraden getroffen wurden, ohne Weiteres erschießen lassen.

Von Bellinzona bis auf die Höhe des St. Gotthard's gebrauchten wir drei Tage, voll der größten Anstrengungen und Entbehrungen. Viele Soldaten und noch mehr Pferde und Maulesel gingen dabei schon zu Grunde, und es kostete unsägliche Mühe, wenigstens einige leichte Feldbatterien mit der nöthigen Munition auf diese Höhen zu bringen. Die Geschützröhre lagen in hohlen Baumstämmen, und 60—80 Soldaten spannten sich an langen Seilen vor solche Schleife, um ein Rohr auf eine steile Anhöhe hinaufzuziehen. Manchmal riß

ein solches Tau, das schwere Rohr rollte mit entsetzlicher Geschwindigkeit wieder zurück, verwundete und tödtete die Soldaten, die es traf, oder schleuderte solche mit zerschmetterten Gliedern in die Abgründe. Gewiß jede Russische Kanone, die auf diese Weise über die Alpen gebracht wurde, hat viele Opfer von Menschen wie Thieren gekostet, und doch gebrauchten wir diese Geschütze und die Munitionskarren ganz nothwendig, denn wir mußten nicht allein die Gletscher erklimmen, sondern auch den Feinden wiederholt die blutigsten Gefechte dabei liefern. Gefangene wurden bei diesen Gefechten während des Marsches durch die Alpen nur sehr selten von beiden Seiten gemacht, sondern in erbitterter Wuth Alles getödtet und die Leichen in die Abgründe geschleudert. Die Adler und Geier und andere Raubthiere der Alpen müssen reiche Beute in diesem Herbst gefunden haben!

Am 24. September langten wir bei dem berühmten St. Gotthardt's Hospiz an. Mitten zwischen diesen mit Eis und Schnee bedeckten Felsgipfeln lag auf unwirthbarer Höhe diese bescheidene Wohnung der frommen Mönche, deren ganzes Leben hier nur eine fortgesetzte Reihe der aufopferndsten Thaten ist. Ermüdet, verfroren und halb verhungert waren die Reihen der vordersten Soldaten, bei denen sich auch der Feldmarschall befand, als wir bei dem Hospiz anlangten. Neue

Stärke verlieh der Anblick desselben unseren ermüdeten und erstarrten Gliedern. In vollem Ornate empfing uns der Prior des Klosters mit seinen Mönchen an der Thüre; ein so freundlicher Anblick, daß ich ihn niemals wieder vergessen habe.

Ein hoher siebzigjähriger Greis, mit grauem Haar und einem langen silberfarbenen, bis auf die Brust herabhängenden Bart geschmückt, feurig glänzenden Augen und schöner, Ehrfurcht gebietender Stirn war es, ein würdiger Repräsentant unserer erhabenen katholischen Kirche. Mit freundlichen Worten empfing er uns, spendete den Segen der Religion und lud dann den alten Feldmarschall ein, einige einfache Erquickungen, so gut das arme Kloster solche liefern konnte, im Speisesaal einzunehmen. Zwar war unser greiser Feldmarschall, der den ganzen Tag unaufhörlich in Bewegung gewesen war, und sich bald vorn an der Spitze, bald hinten am Ende unseres Zuges befunden hatte, um die Säumigen und Schwachen mit kräftigen Worten vorwärts zu treiben, ungemein ermüdet, und sehnte sich nach Speise und Ruhe. Seine Frömmigkeit bezwang aber die Begierden des Körpers, wie dies stets bei ihm der Fall war.

„Nein, ehrwürdiger Vater", rief er aus, dabei von seinem kleinen Kosacken-Rößlein springend, „ich und meine Kameraden hier, die wir für die von den Republikanern so schändlich entweihten Altäre gekämpft haben

und ferner kämpfen werden, sind wohl hungrig und müde, doch bevor wir unsere Leiber stärken, wollen wir erst unsere Seelen erquicken; laßt uns also zuerst einen Lobgesang anstimmen und Gottes Gnade, die uns bis hieher auf diese eisigen Höhen geführt hat, preisen."

Voller Andacht sanken wir Alle auf unsere Kniee, und der Prior sang einen Lobgesang, in den wir, so gut es gehen wollte, mit einstimmten, und sprach dann den Segen des Himmels über uns aus. Ein feierlicher Augenblick, der auch in das verstockteste Gemüth fromme Gefühle bringen mußte!

Neu gestärkt erhoben wir uns dann, und traten in den Speisesaal des Klosters, wo eine einfache Mahlzeit von Erbsen, Kartoffeln und Stockfisch unserer harrte. Mit dem besten Appetit von der Welt verzehrten wir diese kräftigen Speisen, wobei Suworow sich mit den Mönchen auf das Freundlichste unterhielt und den ehrwürdigen Prior wiederholt umarmte und küßte. In solchen Stunden zeigte er nichts von den Narrheiten und Grimassen, die er sonst oft auf so auffallende Weise zur Schau zu tragen liebte.

Auf mächtigen Feuern hingen unterdeß in der geräumigen Klosterküche große Kessel, in denen für die Truppen, die allmählich in immer größeren Colonnen anlangten, warme Erbsensuppe gekocht wurde. Jeder Soldat erhielt seinen Feldkessel damit angefüllt, dazu

etwas Branntwein und ein Stück Brod. Es war ein bewegtes Schauspiel, wie nach und nach mehrere Tausend Russische Soldaten hier mitten zwischen diesen ewigen Eisfeldern von den unermüdlich thätigen Mönchen gespeist wurden. Alle Lebensmittel bezahlte Suworow dem Kloster nach dessen Forderung mit Bons, und gab außerdem noch die Summe von **1000** Ducaten, die unser Kriegszahlmeister sogleich baar aufzählen mußte, zur beliebigen Verwendung. Leider mußten wir aber einige Hundert Kranke, Verwundete oder total Erschöpfte, die sich nur mühsam noch bis hieher fortgeschleppt hatten, der Sorgfalt der Mönche zurücklassen.

Neu gekräftigt und mit frischem Muthe erfüllt, verließen wir das Hospiz nach einigen Stunden der Rast und zogen neuen Gefahren und Strapazen entgegen. Beim Abschiede küßte Suworow den ehrwürdigen Prior auf das Herzlichste und rief aus: „Ihr seid wahrhafte Kloster-Helden, die zur Rettung der leidenden Menschheit ihr Leben nicht schonen. Über das Erdenleben erhaben ist Eure Seele, wie Euer Wohnort dem Himmel nahe; der Allmächtige erhalte Euch!"

Beim Herunterklimmen vom St. Gotthardt hatten wir sogleich ein heftiges Gefecht mit den Republikanern, die uns die Straße verlegen wollten, und die wir aus Urseren vertreiben mußten. Der Angriff unserer Truppen, die erbittert waren, selbst hier in so grausiger Na-

tur kämpfen zu müssen, geschah mit solcher Wuth, daß die Franzosen nicht Stand hielten und zurückwichen. Es kamen furchtbare Scenen des Kampfes, der oft auf engen Pfaden unmittelbar an unergründlichen Abgründen statt fand, hier vor. Wer verwundet wurde, war auch in der Regel verloren, denn ein einziger Schritt seines schwankenden Fußes konnte ihn in den Abgrund stürzen. Oft packten Verwundete in letzter Kraft der Verzweiflung ihre Besieger und stürzten sich mit ihnen zusammen in den Abgrund, um so vereint den Tod zu finden, wie ich dies wiederholt mit eigenen Augen gesehen habe.

Vielfach kämpften unsere Soldaten auch mit großen Felsstücken, die sie mit vereinten Kräften losrissen und auf die tiefer stehenden Feinde, die ihnen das Hinabklettern verwehren wollten, herunterrollen ließen, um sie zu zerschmettern.

Wir hatten uns endlich, obgleich mit nicht geringen Opfern, den Weg gebahnt, als wir die Schreckenskunde erhielten, daß das Heer unter Korsakow in einer zweitägigen, furchtbaren Schlacht bei Zürich von dem Republikanischen General Massena endlich besiegt worden sei. Gerade auf die Vereinigung mit diesem Heere war aber der ganze Plan des Feldmarschalls begründet gewesen. Wir hatten uns von Glarus aus, wo wir am 26. September einrückten, mit dem Österreichischen General v. Lünken vereinigen und nun gegen Zürich mar-

schiren wollen, und dies war durch diese Niederlage vereitelt. Unsere Lage war sehr gefährlich, gänzlicher Untergang drohte uns und sehr viele andere Oberanführer wären verzweifelt. Doch wir hatten einen Suworow an der Spitze und der wußte nicht, was Verzweiflung und Furcht war, und zeigte, je mehr die Verhältnisse uns drängten, desto großartiger die Genialität seines Geistes, wie die Unbezwingbarkeit seines Muthes.

„Jetzt gilt's", rief er, als seine Adjutanten ihm meldeten, daß der Österreichische General, wegen der Niederlage von Zürich, Glarus geräumt habe und alle Thäler von den Franzosen besetzt seien, „das alte Rußland muß sich nun allein helfen. Siegen wir, bringt uns dies unsterblichen Ruhm, fallen wir, keine Schande; aber ergeben dürfen wir uns nicht." Mit der größten Schnelligkeit verbreiteten sich diese Worte des Feldmarschalls in den furchtbar zusammengeschmolzenen Reihen seiner treuen Soldaten. „Nichts von Ergeben, lieber sterben!" riefen die Soldaten aus, und die Grenadiere vom Förster'schen Regiment, welches sich schon an der Trebbia so sehr ausgezeichnet hatte, sandten eigens eine Deputation zum Feldmarschall, um ihm zu versichern, daß sie bis zum letzten Mann kämpfen wollten. Suworow küßte den Sprecher dieser Deputation öffentlich und sprach: „Sage Deinen Kameraden, daß so lange ein Suworow lebt, von Ergebung Russischer Soldaten

gar keine Rede sein kann." — Die wenigen Österreichischen Truppen, welche wir hier in der Schweiz noch fanden, kämpften wie immer mit unerschütterlicher Tapferkeit. Auf Befehl Suworow's drängte der Österreichische Feldmarschall-Lieutenant Rosenberg die Französischen Truppen aus dem Muttenthal zurück und verfolgte solche bis Schwyz. Unsere sehr hart mitgenommenen und stark decimirten Soldaten erholten sich unterdeß einigermaßen in Glarus und der Umgegend, die wir besetzt hatten, und flickten besonders ihre Schuhe und Kleider wieder, die theilweise nur noch in Fetzen umherhingen. Leider fehlte es uns nur sehr an Munition und diese war hier mitten in der Schweiz selbst bei der allergrößten Anstrengung nicht wiederherzustellen. Es gab Compagnien, in denen der Mann nicht mehr wie vier bis fünf brauchbare Patronen noch besaß, und auch die wenigen Kanonen, die wir wirklich über den St. Gotthardt mit herübergeschleppt hatten, — fast die Hälfte war verloren gegangen, oder man hatte sie absichtlich vernichten müssen, da die wenigen halb erschöpften Zugthiere sie nicht fortschleppen konnten, hatten auch nur noch sehr unzureichende Kartuschen. Es war eigentlich des Feldmarschalls Plan gewesen, durch das Muttenthal vorwärts zu stürmen, den General Massena, koste es was es wolle, zurückzudrängen, und sich jenseits desselben bei Wallenstädt mit den dort stehenden Österreichischen Trup-

pen wieder zu vereinigen. Der Mangel an Munition hinderte ihn aber an der Ausführung dieser Idee, denn ohne Patronen und Kanonen wäre es geradezu Wahnwitz gewesen, einen General wie Massena anzugreifen. Wie ein grimmiger Löwe, der im Käfig steckt, und nicht durchbrechen kann, tobte der alte Feldmarschall, und wenn er auch nach wie vor der Tapferkeit der einzelnen Österreichischen Truppen die verdiente Gerechtigkeit angedeihen ließ, so war seine Wuth gegen die Leiter des Ganzen in Wien doch eine grenzenlose. Einen Brief des Hof-Kriegsraths verwandte er öffentlich zu dem schmutzigsten Gebrauch, zu dem man nur Papier verwenden kann, und schwur, er wolle niemals seine Hunde in Rußland anders, als mit den Namen einiger Österreichischen Minister nennen. Auch über den Russischen General Korsakow, der freilich durch den schnellen Abmarsch des Erzherzogs Carl aus der Schweiz nach Mannheim in eine sehr gefährdete Stellung gekommen war, schalt er nicht wenig, daß er sich hätte schlagen lassen und so unvorsichtig gewesen sei. Bei dieser Gelegenheit kam folgende, seinen ganzen inneren Stolz so recht charakterisirende Äußerung aus seinem Munde: „Ich selbst kann wohl das Äußerste wagen und den Feind unter allen Umständen angreifen, denn ich bin Suworow und verstehe zu siegen. Wer aber nicht die Kraft und das Talent wie ich besitzt und nur ein mittelmäßiger General

ist, der muß mich auch nicht nachahmen wollen, sondern vor allen Dingen vorsichtig sein. Kühnheit ist gut, aber Klugheit ist unter manchen Verhältnissen doch noch besser; dies hätte auch Korsakow bedenken sollen."

Übrigens war der Feldmarschall jetzt stets in so gereizter Stimmung und besonders auch gegen seine Adjutanten so heftig, daß es wirklich Selbstüberwindung kostete, mit ihm zu verkehren. Er sagte einem — oft ohne die geringste Ursache — die allergrößten Grobheiten und die empfindlichsten Bosheiten, und selbst die ältesten Generale empfanden großes Unbehagen, wenn der Dienst sie zwang, sich dem alten, grimmigen Mann zu nähern. Nur gegen die gefangenen Franzosen war er, wie immer, sehr freundlich und erlaubte ihnen in der Regel gegen das Versprechen, ein Jahr lang nicht wieder zu dienen, nach Hause zurückzukehren. Der Feldmarschall hatte jetzt selbst schon die Hoffnung, noch ferner entscheidende Erfolge gegen die Feinde erreichen zu können, aufgegeben und sagte einst zu mir: „Es thut mir leid, Marquis — aber das Beste wäre, wenn unser Kaiser seine Russen wieder nach Rußland zurückriefe, denn um den Herren in Wien die Kastanien aus dem Feuer zu holen, dafür sind wir doch zu gut."

In dem Inneren der Schweiz konnten wir nicht länger stehen bleiben, die Feinde ohne Pulver zu schlagen, vermochte selbst ein Suworow nicht; es galt also, ei-

nen baldigen Entschluß zu fassen. Ganz seinem energischen Charakter angemessen, wählte der alte Feldmarschall einen Weg, den Niemand für möglich gehalten hätte; er führte sein tapferes und gehorsames Heer mitten durch die Graubündner Gebirge, über Matt, Elm und Wihler, ließ uns den Flimserpaß überklettern und brachte uns zwischen Ilanz und Chur glücklich in die Ebene.

„Besser, unsere Gebeine bleichen dort oben im ewigen Schnee, als wir marschiren als Gefangene in Frankreich ein", antwortete er einigen Generalen, die ihm Vorstellungen über die Gefährlichkeit, ja selbst Unmöglichkeit dieses Marsches machen wollten. In solchen Augenblicken war der alte Feldmarschall nicht der wunderliche, mürrische Greis, den man floh, sondern der bewundernswürdige Held, dem die unbedingteste Verehrung gezollt werden mußte.

Die Wege, die wir einschlugen, waren häufig nur enge Saumpfade, auf denen kaum bisher das sichere Saumpferd geführt war, und doch sollten an 15,000 Russen, denn so viel mochte unser Heer von den 40,000 Mann, die den Italienischen Boden betreten hatten, noch zählen, ihren Marsch hierüber nehmen. Doch es mußte sein und so ging es auch. Der Russische Soldat hat ein bezeichnendes Sprüchwort: „Die Bien die muß!" und demgemäß folgt er dem „Muß" unbedingt. Hätte Suworow seine Bataillone in das Meer geführt, sich selbst

an die Spitze gestellt und Marsch befohlen, ich bin fest überzeugt, weit über die Hälfte aller Soldaten wäre willig ihm gefolgt und ruhig ertrunken, und so folgten seine getreuen Schaaren ihm auch jetzt wieder über die unwegsamsten Graubündnerischen Alpen. Gemsenjäger, die reich bezahlt wurden, waren die Führer der Avantgarde, bei der sich einige hundert Sappeurs und Freiwillige befanden, um mit Äxten und Gräbern die allerschlechtesten Stellen der Wege einigermaßen zu ebnen. Ich befand mich bei dieser Avantgarde, und es war oft ein beschwerlicher und gefährlicher Posten, wie denn auch über ein Drittheil der wackeren Soldaten derselben das Leben einbüßte. Auch ich stürzte in eine Schlucht und wurde nur mit großer Anstrengung an einem Strick wieder herausgezogen. Den kleinen Finger der linken Hand hatte ich mir bei diesem Fall so arg beschädigt, daß ich solchen in Lindau später abnehmen lassen mußte und so ein lebenslängliches Andenken an diesen Alpenübergang behielt. Wie immer, war Suworow auch jetzt wieder unermüdlich thätig, scherzte und lachte mit den Soldaten, oder trieb auch, wenn dies nicht mehr helfen wollte, die Müden mit strengen Worten zur äußersten Aufbietung ihrer Kräfte an. Die wenigen Pferde, die das Heer noch gehabt hatte, verlor es bis auf einzelne Kosackengaule und in der Schweiz gekaufte Maulthiere gänzlich, und auch unsere geringe Munition mußte auf

den Rücken von Mauleseln transportirt werden. — Endlich kamen wir aus dem Hochgebirge heraus und in die Gegend von Chur, wo wir wieder einigermaßen gebahnte Wege fanden. Zwei Ochsen, die ein Bauer trieb, fielen den halbverhungerten Soldaten zuerst in die Hände. Im Augenblick wurden sie getödtet, das Fleisch in kleine Stücke zerrissen, diese an schnell angezündeten Feuern auf der Spitze der Bajonnette oder Säbel gebraten und dann mit der Gier des größten Hungers verschlungen. Auch der Feldmarschall selbst verzehrte sein Stücklein Fleisch mit dem größten Behagen. Wir waren kaum mit diesem, uns so köstlich schmeckenden Mahl fertig, als ein altes Hirtenpaar, Mann und Frau, dem die Ochsen gehört hatten, weinend vor Suworow erschienen und den Raub bejammerten.

„Nein, nein, rief der Feldmarschall, wir sind keine Räuber, sondern nur arme, fast verhungerte Soldaten, die seit **14** Tagen nicht mehr gesättigt waren. Da hast Du **100** Dukaten für Deine beiden Ochsen, aber nenne die Russen keine Räuber. Gott wird unser Aller Richter sein, seine grenzenlose Güte schenkt uns Gnade." Damit umarmte der Feldmarschall den ebenso erstaunten, wie erfreuten Bauer.

Als wir erst hinter Chur in die Ebene kamen, hörten unsere unerhörten Strapazen allmählich auf. Wir marschirten nun zuerst nach Lindau, und nahmen dann

Erholungsquartiere in den reichen Gegenden zwischen Iller und Lech. Unser Heer war der größten Ruhe bedürftig, denn es litt an Allem Mangel und war für den Augenblick kaum noch kampftüchtig. Wohl an 28,000 Mann so brave und tüchtige Soldaten, wie nur je der Russischen Fahne folgten, hatten während dieses Feldzuges in Italien und der Schweiz den Heldentod gefunden. Unsterblichen Ruhm hatte sich Suworow und sein treues und muthiges Heer erkämpft, der legitimen Sache dieser Feldzug aber wieder keinen bleibenden Nutzen verschafft. Es war dies ein trauriges, unbeschreiblich bitteres Gefühl nicht allein für mich, sondern für alle wahren Anhänger des Princips der Legitimität.

Sechstes Capitel.

Rückmarsch des Russischen Heeres. Austritt aus demselben. Gerührter Abschied von dem Feldmarschall Suworow. Seine richtige Beurtheilung der Zukunft. Gescheiterte Aussicht auf eine abermalige Erhebung der Vendée. Eintritt als Ordonnanz-Officier bei dem Österreichischen General Baron Melas in Italien. Verderbliche Täuschung des Hofkriegsraths in Wien und des Baron Melas. Schlechte Aufstellung des Österreichischen Heeres. Übergang Bonaparte's über die Alpen. Gefechte bei Piacenza und Montebello. Entscheidungsschlacht bei Marengo. Schwere Verwundung in derselben. Herstellung in Botzen. Kämpfe an der Etsch und dem Mincio. Friede von Lüneville.

Wie ich es längst befürchtet hatte, so geschah es jetzt; der erzürnte Suworow verweigerte ganz entschieden, je wieder Befehle von Wien aus anzunehmen und der Kaiser Paul rief bald darauf sein ganzes Heer nach Rußland zurück und gab den Kampf gegen die Franzö-

sische Republik auf. Ich will hier keine politischen Betrachtungen niederschreiben, sondern ganz einfach meine Erfahrungen mittheilen und somit auch die Gründe, die den Kaiser von Rußland zu diesem Schritte bewogen haben, unerörtert lassen. Daß Rußland von seinen Bundesgenossen, sowohl England wie Österreich, vielfach treulos behandelt und in Stich gelassen war, konnte nicht geläugnet werden.

Ich begleitete den Feldmarschall Suworow bis Prag, denn ich hegte noch die leise Hoffnung, der Kaiser Paul möge sich am Ende doch noch zur Fortsetzung des Kampfes bewegen lassen. Als das Heer aber sich wirklich von Prag aus zum Rückmarsch nach Polen anschickte, bat ich um meine Entlassung aus dem Russischen Dienst, die mir auch alsbald mit einem für mich höchst ehrenvollen Abschied, dem ein Ordenskreuz beigefügt war, bewilligt wurde. Man hatte mir das Anerbieten gemacht, definitiv in Russische Dienste einzutreten, doch schlug ich dies aus. Ich wollte gegen die Revolution fechten, so lange mir dies möglich war, aber kein Friedensofficier in irgend einer Russischen Garnison sein. Außer im Kriege und dann unter Suworow's Befehl, möchte ich nimmermehr Officier in der Russischen Armee, wenigstens wie solche auch noch **1814** war, sein. Die Behandlung, die man nur zu häufig dem Subaltern-Officier angedeihen läßt, würde mein Ehrgefühl stark be-

leidigen und auch das rohe, brutale Benehmen mancher Officiere mich hindern, in der guten Kameradschaft, wie solche in jedem tüchtigen Officiercorps dringend erforderlich ist, mit ihnen zu leben. Um im Gardecorps mit Annehmlichkeit zu dienen, bedarf es aber bedeutender pecuniärer Mittel und auch selbst dann würde mir das frivol-üppige Benehmen und der hochmüthige Stolz mancher Officiere desselben nicht sonderlich behagen.

Der Abschied von dem Feldmarschall Suworow war für mich wehmüthig. Gar oft hatte er mich zwar auf das Empfindlichste verletzt und mir Sachen gesagt, die mir die Röthe des Zorns und der Beschämung zugleich in das Gesicht jagten und mein Blut in Wallung brachten, und doch ehrte und achtete ich diesen alten wunderlichen und dabei doch wieder so großartigen Mann in hohem Grade.

Der Feldmarschall frug um meine weiteren Pläne und ich sagte ihm, daß ich mich bemühen würde, wieder als Officier, und ginge dies nicht, sogar als Gemeiner in die Österreichische Armee einzutreten, um fort und fort gegen das Princip der Revolution in Frankreich zu kämpfen. Da legte er mir seine beiden mageren Hände auf die Schultern, sah mich mit seinen blitzenden Augen eine Weile an, und sprach dann mit ungemeiner Herzlichkeit in seiner Stimme, wie ich solche nur äußerst selten von ihm bisher gehört hatte: „Junger Freund,

Sie thun Recht, denn Gottesfurcht ist aller Weisheit Anfang. Helfen wird es Ihnen aber nicht, denn diese Coalition, wie sie jetzt beschaffen ist, besiegt Frankreich nun und nimmermehr. Will man mit den Franzosen Krieg führen, so muß dies mit voller Energie und Aufbietung aller irgend verfügbaren Mittel geschehen, sonst bringt solcher Krieg denen, die ihn führen, nur Schaden, großen Schaden, aber keine Vortheile. Diese Thugut's und Cobenzl's und wie diese Herren in Wien weiter heißen, haben aber keinen Funken von Energie, sondern nur nichtsnutzige Intriguen in ihren leeren Köpfen, und so brav die Österreichischen Truppen sich auch im Einzelnen schlagen, im Ganzen wird die Französische Republik doch siegen. Ich fürchte, Sie werden noch manche Jahre vergebens kämpfen müssen, bis Sie Ihren legitimen Herrn wieder in Paris einziehen sehen. Denken Sie nur an den alten Suworow, der dies nicht mehr erleben wird." Dabei umarmte er mich herzlich und küßte mich nach seiner Gewohnheit. Gerührt schied ich von ihm. Wie tausendfach sind mir diese wahrhaft prophetischen Worte des großen Feldherrn in späteren Jahren noch in das Gedächtniß zurückgerufen worden!

Wellington, der Erzherzog Carl und Suworow waren unbedingt die drei größten Feldherren, unter denen ich zu dienen die Ehre hatte. Ehre sei dem Andenken dieser drei Männer.

Der Abschied von manchen Kameraden des Russischen Heeres war mir ebenfalls schmerzlich. Ich hatte viele wahrhaft ritterliche Officiere unter denselben gefunden, an die ein zehnmonatliches Feldleben mit allen seinen Freuden und Leiden mich festgekettet. Viele davon ruhten damals schon in Italien und der Schweiz. Manchen konnte ich aber noch recht herzlich die Hand drücken, und Einzelnen bin ich noch später während meines vielbewegten Lebens wieder begegnet. Es war uns dann stets eine Freude, uns wiederzusehen und in die Erinnerung die glorreichen Thaten dieses ewig denkwürdigen Feldzuges des Russischen Heeres in Italien und der Schweiz zurückzurufen. Jetzt, wo ich diese Zeilen schreibe (Frühling 1841), dürften nur wenige dieser alten Veteranen noch am Leben sein.

Meinem Herrn und Könige Ludwig XVIII., der damals in Warschau residirte, hatte ich meinen Entschluß, wo möglich wieder als Officier in Österreichische Dienste einzutreten, gemeldet und um seine Genehmigung gebeten. In einem sehr huldvollen Handschreiben ertheilte mein edler Monarch mir solche gnädigst. Ende Januar verließ ich Prag und fuhr auf den damals sehr schlechten Postwagen nach Donaueschingen, wo der Erzherzog Carl sein Hauptquartier hatte. Diesen hochherzigen Feldherrn, der mir früher schon wiederholt Beweise seiner huldvollen Gewogenheit gegeben hatte, wollte ich um

die Erlaubniß, im Österreichischen Heere fernerhin kämpfen zu dürfen, ersuchen. Leider legte bald nach meiner Ankunft der Erzherzog den Oberbefehl über das Heer in Deutschland nieder, was ein größerer Verlust, als der einer verlorenen Schlacht, für ganz Österreich war. Es ward zwar öffentlich der geschwächte Gesundheitszustand des Erzherzogs als Grund dieses Abganges angegeben, doch war es allgemein bekannt, daß Zerwürfnisse mit Thugut und den anderen damals in Wien sehr mächtigen Herren, solchen allein herbeigeführt hatten. Mehr als die ärgsten Jacobiner hat die Unfähigkeit und Ränkelust dieser damaligen Leiter der Geschäfte in Wien dem monarchischen Princip in Europa geschadet. Ich gestehe offen, daß ich bei der Nachricht von dem Rücktritt des Erzherzogs Carl sehr die Absicht hegte, von meinem Plan, in Österreichische Dienste zu treten, abzustehen. Ich wußte nur nicht, wo ich sonst Gelegenheit finden sollte, gegen das revolutionäre Princip in Frankreich zu fechten. Es waren zwar von den Engländern Emigrantencorps errichtet worden, die größtentheils zu Feindseligkeiten gegen Neapel verwandt wurden, und man hatte mir hier eine Compagnie angeboten. Meine bei der Landung von Quiberon und später auf der Insel Dieu gemachten Erfahrungen flößten mir aber eine große Abneigung sowohl gegen diese Corps, in denen die gemeine Mannschaft größtentheils aus undisciplinirtem, zu-

sammengelaufenem Gesindel bestand, als auch gegen den Englischen Dienst überhaupt, ein. Es gab keine mir bekannte Armee, in der ich persönlich so gern diente, als in der des Kaisers von Österreich und kein Subaltern-Officiercorps sagte mir so zu, als das Österreichische.

Die Österreichische Armee in Italien befehligte damals der Baron Melas, ein zwar sehr tüchtiger, leider aber nur zu bejahrter Mann, mit dem ich während meiner Dienstleistungen beim Feldmarschall Suworow längere Zeit in tägliche Berührung gekommen war. Ich schrieb an diesen Ehrenmann, theilte ihm meinen Wunsch mit und bat um seine Verwendung und Erlaubniß, die er mir auch sehr huldvoll gewährte. Durch seine Vermittelung erhielt ich Ende März 1800 vom Hofkriegsrath in Wien die Genehmigung, vorläufig als Volontair-Officier im Hauptquartier von Melas den Krieg in Italien mitmachen zu dürfen. So lange ich im Dienst war, erhielt ich alle Gebühren eines Hauptmanns zweiter Classe, hatte aber weiter kein Anrecht auf Versorgung. Meinen sehr bescheidenen Ansprüchen genügte dies, ich wollte ja nur kämpfen, nicht avanciren oder gar Geld verdienen, und so begab ich mich denn durch Vorarlberg und Tyrol über Botzen in das Österreichische Hauptquartier in Italien. Ich ward bei dieser Reise schon zur Bedeckung eines Pulvertransports verwendet, was mir den Vortheil freier Fortschaffung und Verpfle-

gung brachte; bei meiner sehr geschwächten Casse nicht ohne Wichtigkeit für mich. So trug ich denn abermals das Officierportepée des Kaisers von Österreich, um solches, während der nächsten neun Jahre nicht wieder abzulegen. Verweigerte mir ein hartes Schicksal die Gunst, gerade während meiner kräftigsten Lebenszeit die Uniform eines Französischen Officiers tragen zu dürfen, dann war mir die eines Österreichischen die liebste.

Bevor ich übrigens mich entschloß, wieder in das Österreichische Heer einzutreten, hatte ich sorgfältige Erkundigungen eingezogen, ob der neuerdings wieder in der Vendée und Bretagne entflammte Aufstand gegen die republikanische Gewaltherrschaft wohl einige Hoffnung zu günstigem Erfolge haben könnte. Wäre dies der Fall gewesen, so hätte ich natürlich keinen Augenblick gezögert, mich in diese Gegenden zu begeben, um hier auf dem altbekannten Terrain den rechtmäßigen Kampf für meinen Königlichen Herrn fortzusetzen. Im Herbst 1799 waren vielfach wieder einzelne Kämpfe zwischen den Republikanern und den alten tapferen Royalisten dieser treuen Gegenden vorgefallen, und es konnte fast den Anschein haben, als ob der Krieg hier eine Bedeutung erlangen würde. Zwei alte, bewährte Männer aus der Vendée und Bretagne, auf deren Zuverlässigkeit wie richtiges Urtheil ich mich unbedingt verlassen konnte, riethen mir aber entschieden ab, zu kommen, da der Kampf

keine Aussicht auf ein glückliches Gelingen haben könne und werde. Der Kern der Bevölkerung dort sei entweder gefallen oder des Kampfes, der bisher unerhörte Opfer gefordert hatte, müde und sehne sich wenigstens für die nächsten Jahre nach Ruhe. Hatte man 1793 bis 1795 keine dauernden Erfolge erzwingen können, so war dies leider 1799 — 1800 noch weniger möglich. Als Bandenführer der Chouans wieder ein Räuberleben zu führen, ohne das Gefühl zu haben, der Sache meines Königs einen Nutzen dadurch zu gewähren, fühlte ich keine Neigung. Es lief bei der Chouanerie zu Vieles mit dazwischen, was meinem militairischen Gefühle widerstrebte, und man mußte manches dulden, was man gern verhindert hätte, wenn dies möglich gewesen wäre.

Der Ausgang dieser letzten Anfänge zu neuen Kämpfen in der Vendée und Bretagne bewies die vollkommene Richtigkeit des Urtheils meiner Freunde. Es kam nichts Wesentliches dabei mehr heraus, und zumal seit Napoleon das unfähige Directorium abgesetzt und sich zum ersten Consul der Republik gemacht hatte, unterwarfen sich fast alle Häuptlinge der Vendée im Gefühl ihrer Ohnmacht. Daß in Napoleon der gefährlichste Feind der Wiederherstellung der Legitimität in Frankreich erkannt werden mußte, ward allen Einsichtsvollen allmählich immer klarer. Es gab zwar noch immer Menschen, die in dem Wahn beharrten, dieser ausgezeichnete Feld-

herr zermalme die Demokratie in Frankreich nur, um alsdann das Land gereinigt den Bourbons zurückgeben zu können; allein solch' schöner, aber leider nur zu trügerischer Wahn mußte immer mehr schwinden. Ich habe ihn niemals getheilt, sondern im Gegentheil von dem Augenblick an, wo Bonaparte die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu lenken begann, diesen Mann als den gefährlichsten Usurpator bitter gehaßt. Seinen glänzenden militairischen Fähigkeiten lasse ich stets die vollste Gerechtigkeit wiederfahren und bedaure aufrichtig, daß mir das Schicksal nicht vergönnte, unter einem so großartigen Feldherrn fechten zu dürfen; sonst ist es meine Pflicht als strenger Legitimist, ihn zu hassen. Daß so viele Deutsche, ja selbst Europäische Fürsten schwach genug waren, dem Usurpator Bonaparte großartige Huldigungen darzubringen, hat dem Princip der Legitimität in Europa Wunden geschlagen, von denen es sich — wie ich nur zu sehr fürchte — niemals wieder ganz erholen wird.

Ein Mann wie Bonaparte war der Legitimität ungleich gefährlicher, als Danton, Robespierre und die übrigen Blutmenschen. Einzig und allein die Erinnerung an den Bonapartismus und die vielen Soldaten des Bonaparte'schen Heeres haben 1830 die schmachvolle Juli-Revolution herbeigeführt; der elende Lafayette mit seiner liberalen Pariser Bourgeoisie wäre wahrlich nicht im

Stande gewesen, die Macht des legitimen Königsthums zu erschüttern.

Der Baron Melas, bei dem ich mich in den ersten Tagen des Mai's 1800 meldete, empfing mich mit der unbefangenen Höflichkeit, welche die Österreichische Aristokratie so sehr auszeichnet. Auch meine neuen Kameraden, unter denen die meisten mir schon von früheren Feldzügen her persönlich bekannt waren, nahmen mich auf das Herzlichste auf, und das wohlthuende Gefühl, wieder dem ritterlichen Österreichischen Officiercorps anzugehören, erfreute mich auf's Neue. So angenehm auch in dieser Hinsicht meine persönlichen Verhältnisse waren, so konnte ich doch nicht ohne gerechte Besorgnisse auf den Ausgang des Krieges blicken. Unser Befehlshaber, Baron Melas, so sehr ich ihn als Mensch und Soldat achtete, war als Feldherr einem Bonaparte doch lange nicht gewachsen. Die Gebrechen des hohen Alters stellten sich schon bei ihm ein; er war ängstlich, oft ungemein mißtrauisch, dann aber wieder zu sorglos und leichtgläubig, und schwankte daher zwischen den verschiedensten Plänen hin und her. Dazu kam, daß er den unheilvollen Wiener Einflüssen nur zu viel Beachtung schenkte, ja als abhängiger Österreichischer Feldherr auch wohl schenken mußte. Was der Hofkriegsrath in Wien auf viele hundert Stunden Entfernung vorschrieb, das galt dem Baron Melas als etwas Unverletzliches, was

er streng befolgte, wenn ihm auch seine eigene Vernunft bei nur einigem Nachdenken das Unrichtige dieser Anordnungen sagen mußte. In den höheren Stellen des Heeres befanden sich einige gänzlich unfähige Officiere, die mehr ihrer Geburt oder Protection, wie ihren Verdiensten diese wichtigen Posten verdankten, und leider gab der alte Feldzeugmeister oft ihren unheilvollen Rathschlägen Gehör. Auch sein Ansehen bei mehreren Befehlshabern der einzelnen Corps war nicht groß genug, und manche dieser Herren horchten mehr nach Wien hin, als auf die Befehle ihres Oberfeldherrn. Es fehlte die kräftige Energie Suworow's, der seine Untergenerale dahin gebracht hatte, seinen Befehlen für den Augenblick zu gehorchen, mochten sie ihn auch noch so sehr hassen.

Auf solche Weise konnte man wohl noch einen Gegner, wie den unfähigen republikanischen General Scherer, besiegen, nun und nimmermehr aber einen Bonaparte. Das Heer in Italien schien dies selbst zu fühlen, denn es war zwar muthig, wie Österreichische Truppen stets gewesen sind, und auch sicherlich für alle Zeiten bleiben werden; aber nicht von dem Vertrauen auf Erlangung des Sieges begeistert, was den Sieg selbst stets zu sichern pflegt.

Unser Operationsplan, der, wie man mir sagte, von Wien aus vorgeschrieben sein sollte, war der ungünstigste, der nur erfunden werden konnte. Wir hat-

ten uns aufgestellt, als sollten wir gegen einen Feind fechten, der einen methodischen, vielleicht von irgend einem Wiener Hofkriegsrath an seinem grünen Tische ausgearbeiteten Plan langsam ausführte, aber nicht gegen einen Bonaparte, den Feldherrn der größten Genialität und kühnsten Energie. Unser Heer stand in Sardinien unnütz zersplittert, theils mit der Belagerung von Genua, welches Massena mit gewohnter Energie vertheidigte, theils mit den Angriffen auf die befestigte Brücke über den Var beschäftigt. Daß uns der Feind von der Seite, auf der wir es am Wenigsten erwarten konnten, nämlich von den Alpen her, angreifen würde, wollte dem Wiener Hofkriegsrathe gar nicht einleuchten. Zwar ward immer mehr bekannt, daß Bonaparte bei Dijon ein bedeutendes Corps sammle, allein der Hofkriegsrath beharrte nun einmal in dem Wahn, es sei dort nur ein Rekruten-Depot, was uns nicht im Mindesten gefährlich sein würde. Bonaparte war schlau genug, diesen Wahn auf alle Weise zu bestärken. Er ließ heimlich spöttische Bemerkungen über dies Corps in Dijon in Deutsche und Italienische Zeitungen einrücken, ja selbst Carricaturen darüber zeichnen und verbreiten. Als eine Sammlung tölpelhafter Rekruten, welche die ersten Handgriffe mit dem Gewehr noch nicht kannten, oder krüppelhafter Invaliden mit Stelzfüßen und Krücken, wurde dies Dijoner Corps hierin dargestellt. Ich ent-

sinne mich noch, daß der Befehlshaber desselben als ein alter Invalide ohne Beine, der auf einem Rollstuhl mühselig von einem halbverhungerten Esel fortgeschleppt wurde, auf einem Blatte dieser Carricaturen sehr gelungen abgebildet war. Die gänzliche Erschöpfung Frankreichs sowohl an gesunden und tüchtigen Soldaten, wie an brauchbaren Reit= und Zugpferden, sollte dadurch dargestellt werden. Solche absichtlich verbreitete Carricaturen circulirten vielfach im Österreichischen Heer und wurden stark belacht. Dies hätte nun weiter nichts geschadet; leider glaubte aber ein großer Theil der Officiere auch an die Wahrheit derselben und in gewissen Kreisen war es förmlich Mode geworden, über dies sogenannte Dijoner Lager zu spotten und es auf alle Weise herabzusetzen. Wie bald sollte dies bestraft werden!

Als in der zweiten Hälfte des Mai's von allen Seiten die Nachrichten sich mehrten, daß die Franzosen die Alpen überschreiten würden, wurde der Feldzeugmeister Melas, trotz der täglich von Wien aus eintreffenden Versicherungen vom Gegentheil, doch bedenklich. Er sandte mehrere Officiere, unter denen auch ich mich befand, nach den verschiedenen Alpenpässen aus, um genaue Recognoscirungen anzustellen; eine Maßregel, die er nur schon vor Wochen hätte ausführen sollen. Was sowohl ich, wie auch meine anderen Kameraden sahen und schleunigst meldeten, mußte den Baron Melas die Gefähr=

lichkeit seiner Stellung immer klarer erkennen lassen. Er sträubte sich dennoch auch jetzt noch lange, solche in ihrem ganzen Umfange zu erkennen. Wir meldeten zwar übereinstimmend, daß über die verschiedenen Pässe, wie den St. Gotthard, den großen Bernhard und den Mont Cenis zahlreiche Französische Truppen marschirten, aber mit einer mir unbegreiflichen Hartnäckigkeit bestand man im Österreichischen Hauptquartier noch immer darauf, daß dies nur einzelne Streifcorps ohne Geschütz und Heeresgeräth wären. Man glaubte irrthümlicher Weise, diese Corps hätten nur den Zweck, die Österreichische Hauptmacht von der Belagerung von Genua und der Überschreitung der Var-Brücke abzuhalten und konnte sich nicht entschließen, anzunehmen, daß Bonaparte gerade von den Alpen her den Hauptschlag führen werde. Ich wagte mich bis in die mir so wohlbekannten Thäler des St. Gotthard's, und Alles, was ich hier sah und hörte, überzeugte mich immer mehr, daß Bonaparte ein sehr starkes Heer über die Alpen marschiren lasse. Ich meldete täglich meine Wahrnehmungen in unser Hauptquartier, allein man hielt solche für übertrieben und schenkte ihnen nicht große Beachtung.

Bei diesen Recognoscirungen sah ich viele Gräber meiner früheren Russischen Kameraden und gar traurige Erinnerungen wurden dadurch wieder bei mir erweckt. Die Anhänger Bonaparte's haben diesen Alpenüber-

gang als das kühnste Wagniß gepriesen, und auf alle mögliche Weise zu verherrlichen gesucht, und hiebei sehr häufig die Grenzen der Wahrheit weit überschritten. In rein strategischer Hinsicht ist dieser Plan auch ein Meisterstück und eines Feldherrn, wie Bonaparte, würdig, wie auch alle dazu getroffenen Vorbereitungen unübertrefflich waren. In Allem waren die Anstalten ebenso trefflich erdacht, wie sorgfältig ausgeführt, und auch hierin zeigte Napoleon seine glänzenden Talente und die unerhörte Arbeitskraft, die ihn zum ersten Soldaten vieler Jahrhunderte erhoben. Was aber die Schwierigkeiten, welche die einzelnen Colonnen zu bestehen hatten, anbelangt, so waren diese zwar groß, aber nicht übermäßig, und sind von vielen Französischen Schriftstellern weit überschätzt worden. Der Marsch Suworow's über den St. Gotthard, und gar über den Flimser in Graubünden, war für das Heer selbst ungleich beschwerlicher und gefährlicher und erforderte bei seiner Ausführung eine weit größere Energie. Bonaparte hatte sich Monate lang vorher zu diesem Alpenübergang rüsten können, Suworow mußte ihn, von der Nothwendigkeit gedrängt, auf der Stelle unternehmen. Ersterem standen die reichen Hülfsmittel des ganzen mittäglichen Frankreichs, die Arsenale von Lyon, Dijon, Grenoble, ja selbst Straßburg zur freien Verfügung, Letzterer hatte gar keine Hülfsquellen, sondern

mußte ohne Weiteres fortmarschiren. Die Franzosen konnten den Übergang mit aller Gemächlichkeit ausführen und kein Feind beunruhigte sie dabei; wir hingegen mußten uns fast unaufhörlich, oft auf den gefährlichsten Stellen, schlagen, und muthige und geschickte Feinde zuvor vertreiben, bis wir die Pässe überschreiten konnten. Die Französischen Truppen kamen zudem aus einem bequemen Lager und waren wohlausgeruht und gerüstet, die Russen hingegen aus einem sehr angestrengten blutigen Feldzuge, in dem die Hälfte des Heeres schon gefallen war. Vergleicht man diese beiderseitigen Verhältnisse, so wird man, was die Energie in der Ausführung dieser Alpenübergänge anbelangt, unbedingt Suworow und seinen Russen den Vorzug einräumen müssen.

Die Französischen Truppen, von kühnen Generalen geführt, ergossen sich gleich reißenden Bergströmen schon aus den verschiedenen Alpenpässen in die Ebene, als man im Österreichischen Hauptquartier endlich einzusehen anfing, daß man sich einer gewaltigen Täuschung hingegeben und die Gefahr weit unterschätzt hätte.

Die klugen Herren in Wien freilich, die Alles besser wissen wollten, meldeten noch immer an Melas, er möge sich nicht irreführen lassen, es sei dies Alles nur eine Scheindemonstration. An demselben Tage, wo der General Bonaparte unter dem Jubel des bethörten Volkes in Mailand seinen Einzug hielt, kam noch eine

Depesche des überklugen Hofkriegsraths in unser Hauptquartier, mit der bestimmten Nachricht, man habe durch sichere Kundschafter in Erfahrung gebracht, Bonaparte weile noch in Grenoble und werde von der Provence aus den Hauptangriff gegen unser Heer beginnen. Ein alter Österreichischer Oberst, der sein ganzes Leben lang fast nur von diesem Hofkriegsrath zu verschiedenen Arbeiten benutzt worden war, schenkte dieser Depesche auch jetzt noch den vollsten Glauben. Er setzte mir sehr weitläuftig auseinander, der Hofkriegsrath könne niemals irren, und die Franzosen hätten in Mailand nur eine schlau ausgedachte Maskerade getrieben und einen verkleideten Bonaparte statt des echten, der noch in Frankreich weile, einziehen lassen.

Leider sollten wir bald durch eine Reihe der trefflichst angelegten und pünktlichst ausgeführten Manöver zu unserem größten Schaden erfahren, daß wir den wirklich echten Bonaparte uns gegenüberstehen hatten. Zwar war unterdeß Genua nach einer sehr hartnäckigen Belagerung, bei der beide Theile mit großer Tapferkeit gefochten hatten, durch Capitulation in unsere Hände gefallen, was als ein großer Vortheil angesehen werden mußte. Wir hatten dadurch die Truppen des Feldmarschall-Lieutenants Ott, die vor Genua gestanden, wieder zur freien Disposition, und so hätte es trotz der schädlichen Zersplitterung seiner einzelnen Corps, dem Baron

Melas doch noch gelingen können, einige 60,000 Mann zu vereinigen. Jetzt flogen die Adjutanten unaufhörlich nach allen Seiten umher, um die einzelnen kleinen Corps zusammenzubringen; allein es war theilweise zu spät damit. Große Schnelligkeit lag überhaupt nicht in dem Wesen der damaligen Österreichischen Heeresorganisation, und ein Bonaparte war schneller und energischer als ein Melas, selbst nachdem Letzterer seine bisherigen Fehler vollständig erkannt hatte. Wir hatten jetzt zwei Sammelplätze für unsere verschiedenen Truppen, nämlich Alessandria für alle Corps, welche bisher im oberen Piemont standen, Piacenza für alle anderen. Auf den Besitz des letzten Ortes kam sehr viel an, das erkannte jetzt sowohl der Österreichische wie Französische Generalstab, und Jeder bestrebte sich, dem Anderen darin zuvorzukommen. Vorläufig hatten wir zwar noch eine schwache Besatzung daselbst, aber diese war nicht stark genug, dem Französischen Corps, welches unter dem bekannten General Murat dahin eilte, auf die Länge Widerstand zu bieten.

Ich befand mich gerade mit Aufträgen bei dem Cavallerie-Corps des Feldmarschall-Lieutenants Oreilly, als ich am 7. Juni in diesem Feldzuge zuerst Gelegenheit hatte, mit den verhaßten Feinden in das Gefecht zu kommen. Ich freute mich ungemein hierauf, denn ich hatte es schon bedauert, daß ich noch immer mit

Depeschen hin- und herjagen mußte, während unsere einzelnen Corps schon wiederholt sich tüchtig herumschlugen.

Wie es immer der Fall sein wird, wenn sie nur eine einigermaßen gute Anführung hat, so schlug sich die Österreichische Reiterei an diesem Tage wieder vortrefflich und zeigte sich der Französischen überlegen. Es war mir bei Piacenza ein wohlbekanntes Terrain, denn noch im vorigen Jahre hatte ich als Russischer Officier hier tüchtig gefochten. Da ich den Ausgang des Kampfes abwarten sollte, um dann erst wieder dem Baron Melas Depeschen zu überbringen und nicht gern ein bloßer Zuschauer bleiben wollte, so bat ich den Feldmarschall-Lieutenant Oreilly, mich einem einhauenden Regimente anschließen zu dürfen.

„Sind Sie denn gar so begierig nach Franzosenblut?" frug mich der Feldmarschall-Lieutenant bei dieser Bitte.

„Die Republikaner dort haben mir Eltern und Geschwister ermordet und mein ganzes Erdenglück für immer vernichtet, und ich habe darum ein Gelübde gethan, jedwede Gelegenheit, wo ich gegen sie kämpfen kann, zu benutzen", antwortete ich.

„Dann begreife ich Ihren Haß, und so hauen Sie denn nur immer mit drein und schonen Ihre Klinge nicht", lautete seine Antwort. Das that ich denn auch nach besten Kräften und es war mir eine wahre Freude,

an der Seite Österreichischer Reiter meine schwere Pallaschklinge auf diese Republikaner darniedersausen zu lassen. Die Russische Armee ist gewiß trefflich und ihre Infanterie bewährt in allen Verhältnissen die musterhafteste Standhaftigkeit; eine recht kühne Attaque habe ich aber Russische Reiterei niemals ausführen sehen. Das verstanden die Ungarischen Husaren und einige altbewährte andere Reiter-Regimenter des Kaisers von Österreich und dann auch mehrere Cavallerie-Regimenter der Englisch-Deutschen Legion in den Spanischen Feldzügen am Besten, wie ich auch **1792** einmal ein Preußisches Husaren-Regiment vortrefflich attaquiren sah. Mir altem Greis pocht jetzt noch das Herz in rascheren Schlägen, wenn ich mir die Erinnerung an diese schönen Reiter-Attaquen, an denen ich wiederholt theilnehmen konnte, so recht in das Gedächtniß zurückrufe.

Piacenza konnten wir mit unserer Cavallerie nun zwar gegen das weit überlegene Corps Murat's nicht halten, sonst aber schlugen wir die Feinde zurück, bahnten uns einen Weg und retteten einen großen Artillerie-Park, der nahe daran war, in feindliche Gewalt zu gerathen. So konnte der Feldmarschall-Lieutenant Oreilly mit dem, was er an diesem Tage geleistet hatte, schon zufrieden sein.

Die meisterhaften strategischen Operationen des Generals Bonaparte waren inzwischen leider von einem

sehr günstigen Erfolge gekrönt worden; er hatte sich der ganzen Po-Linie bemächtigt, und uns in immer engerem Kreise von allen Seiten eingeschlossen.

Ein sehr energischer Feldherr wie Suworow hätte wahrscheinlich jetzt den Plan gefaßt, über Tortona und Novi ins Trebbia-Thal einzudringen, bei Parma den Übergang über den Po zu forciren und so Mantua zu erreichen. Die besseren Köpfe in unserem Hauptquartier wünschten dies dringend, und unser guter Baron Melas hatte auch schon einmal den Entschluß hiezu gefaßt. Leider ließ sein Schwanken und Zaudern solchen nicht zur Ausführung kommen, und es war sichtbar, daß jetzt, wo die Schwierigkeiten sich täglich, ja stündlich häuften, der Obergeneral den Kopf immer mehr verlor.

Am 9. Juni kam es abermals bei Montebello zu einem sehr heftigen Gefecht, in dem unsere Truppen nach einer hartnäckigen und blutigen Gegenwehr, die fast den ganzen Tag anhielt, endlich doch zurückgedrängt wurden. Ich selbst hatte keine Gelegenheit, an diesem Kampfe theilzunehmen, weiß aber, daß der Eindruck von dem ungünstigen Ausgang desselben im Allgemeinen auf unsere Truppen ein sehr niederschlagender war. Trotz meiner gedrückten Stimmung konnte ich mich nicht enthalten, jenen alten Obersten, der früher behauptete, es sei nur ein verkleideter Bonaparte in Mailand eingezogen, zu fragen, ob er nun glaube, daß es der echte gewesen

sei. „Der Schlauferl ist doch halt a Pfiffikus; wer hät's glauben sollen, daß er sogar schlauer als unser Hofkriegsrath in Wien sein würde", antwortete dieser etwas beschämt. Der brave, aber geistig sehr beschränkte Mann starb bald darauf bei Marengo den Heldentod.

Das Netz war jetzt immer enger und kunstreicher um uns zusammengezogen und die Entscheidungsschlacht mußte bald folgen, dies fühlten wir Alle. Freudig und begeistert war zwar die Stimmung unserer Truppen nicht, aber doch ruhig und pflichtbewußt, und Alle waren entschlossen, tapfer zu kämpfen, um, wenn der Sieg nicht errungen werden konnte, doch den altbewährten Waffenruhm, dies köstlichste Kleinod jedes Heeres, zu bewahren. Wie bei jeglicher Gelegenheit, hat die Österreichische Armee dies auch wieder in der berühmten Schlacht bei Marengo vollständig gethan.

Baron Melas, kein großer Stratege, aber ein braver Soldat, entschloß sich endlich, die entscheidende Schlacht zu liefern. Die unheilvollen Zersplitterungen des Heeres und die oft wirklich unentschuldbare Langsamkeit in der Herbeiziehung desselben, hatten unser Hauptcorps so geschwächt, daß Melas höchstens 38,000 Mann unter den Waffen am Schlachttage vereinigen konnte. Es waren aber lauter Kerntruppen, bewährt und tüchtig, und besonders zeigte sich unsere zahlreiche Cavallerie vortrefflich und der republikanischen an Ausbildung weit

überlegen. Die Artillerie war zahlreich und schoß sicher, konnte aber in der Schnelligkeit ihrer Bewegungen und in der geschickten Benutzung des Terrains, der Französischen nicht gleich gestellt werden.

Mit einem solchen Heere läßt sich bei energischer Leitung ein Schlag wagen und wir brauchten deshalb noch nicht die Hoffnung auf den Sieg aufzugeben, wenngleich wir schon viele Vortheile verloren hatten. Der Entschluß, eine Hauptschlacht zu wagen, um uns den Weg nach Mantua zu bahnen, erregte im ganzen Heer allgemeine Freude. — Ich selbst war vor Kampfeslust und Erwartung ungemein aufgeregt, wozu der Gedanke, daß ich jetzt zum ersten Mal gegen den berühmten und von mir so bitter gehaßten Bonaparte kämpfen sollte, viel beitrug.

Wäre der Baron Melas schneller gewesen, so hätten wir schon am 13., statt wie jetzt am 14. Juni die Schlacht liefern können, und ich glaube, der Vortheil davon wäre für uns nicht gering gewesen. Diese entsetzliche Langsamkeit in allen Bewegungen, der Fluch des Österreichischen Heeres jener Zeit, raubte uns aber auch hier wieder einen kostbaren Tag.

Die Nacht vom 13. auf den 14. Juni brachte ich größtentheils im Sattel zu, um den verschiedenen Corps Befehle zu überbringen. Die Stimmung der Mannschaft war gut, wenn auch nicht enthusiastisch. Alle sahen ein, daß eine Entscheidungsschlacht unumgänglich nothwendig

sei und wollten sich lieber muthig schlagen, als unrühmlich die Waffen strecken.

„Sagen Sie nur Seiner Excellenz, auf uns könne er sicher zählen", riefen mir noch die Grenadiere eines früheren Wallonischen Grenadier-Bataillons nach, denen ich einen Befehl überbracht hatte.

Der Feldmarschall-Lieutenant Oreilly ging noch bei Tagesgrauen über die eine Brücke der Bormida, und die Truppen seiner Division eröffneten zuerst den wirklichen Kampf, nachdem die Vorposten schon die ganze Nacht hindurch mit einander herumgeplänkelt hatten. So vielen Schlachten ich in meinem Leben beiwohnte, so machten doch die ersten Kanonenschüsse, die ich bei dem Beginn eines Kampfes hörte, stets einen ungemein ernsten Eindruck auf mich. Vergönnte es mir die Zeit, so pflegte ich dann stets ein stilles Gebet für mich an den Lenker aller Heerschaaren zu richten, und seiner Gnade die unsterblichen Seelen aller derjenigen, welche bald aus dem Leben scheiden mußten, anzuempfehlen.

Dies that ich denn auch heute, als ich an der Bormida-Brücke hielt, und der erste Österreichische Kanonenschuß, der die Schlacht von Marengo eröffnete, an mein Ohr dröhnte. In wirklich prächtiger Haltung, fest und sicher, stürmten unsere braven Truppen vorwärts gegen das von den Franzosen stark besetzte Dorf Marengo. Eine Französische Division, die sich widersetzen

wollte, wurde geworfen und floh in wilder Unordnung, wie sich denn überhaupt ein Theil des feindlichen Heeres an diesem Tage nur mittelmäßig schlug. Es waren unter den Truppen, die Bonaparte über die Alpen geführt hatte, manche neu formirte Bataillone, die heute zum ersten Mal in das Feuer kamen, und man konnte diesen ihre Unerfahrenheit sehr deutlich anmerken. Freilich war ein anderer Theil des Französischen Heeres desto besser, und es gab alte Bataillone, die für sich allein größeren Widerstand leisteten, als drei neue.

Den Truppen Oreilly's folgten die Corps der Generale Haddik und Kaim und so wurden unsere Streitkräfte, die wir jenseits der Bormida hatten, immer beträchtlicher. Ein tiefer Bach, die „Fontanone", dessen Ufer die Franzosen mit ihrer altgeübten Geschicklichkeit besetzt hatten, hemmte bald unser Eindringen in Marengo. Aber nicht lange währte es, so hatte der Muth unserer über alles Lob tapferen Soldaten sowohl dies Hinderniß des Bodens, wie auch die Gegenwehr der Feinde besiegt. Bis an die Brust stiegen unsere Soldaten in das Wasser des Grabens, und drangen so jenseits desselben vor. Ein heißer Kampf entspann sich hier und der Donner der Österreichischen und Französischen Geschütze übertäubte fast das Geknatter der Flintenschüsse, mit denen sich die Streitenden aus großer Nähe begrüßten. Die republikanischen Generale Victor und Lannes, die

hier uns gegenüber standen, wußten, daß von der Behauptung des Dorfes Marengo das Schicksal der ganzen Schlacht abhinge, und boten deshalb Alles auf, sich darin festzusetzen. Leider ward in diesem Augenblick der tapfere Feldmarschall-Lieutenant Haddik schwer verwundet, so daß er aus dem Gefecht gebracht werden mußte. Ich befand mich gerade in seiner unmittelbaren Nähe, als er die tödtliche Wunde empfing, und stürzte fast in demselben Augenblick ebenfalls zu Boden, da mein Pferd erschossen war. Bald stand ich jedoch wieder auf den Beinen und konnte ein Französisches Beutepferd besteigen.

Leider vermochten die Truppen Haddik's die Fontanone nicht zu behaupten und wurden durch das zu starke feindliche Flintenfeuer, was besonders viele Officiere tödtete oder verwundete, zurückgedrängt. Der Baron Melas, der jetzt, wo er in der Schlacht war, große Energie und seltene Kaltblütigkeit entwickelte und stets den Überblick über das Ganze behielt, ließ den General Kaim vorrücken, während unsere Cavallerie den linken feindlichen Flügel umgehen mußte. Alle unsere Bewegungen griffen jetzt vortrefflich in einander, und wenn auch langsam, so rückten wir doch sicher vorwärts. Gegen 10 Uhr Morgens schien es, als sei der Sieg uns gesichert, denn die tapferen Grenadiere des Generals Lattermann hatten endlich auf einer Blockbrücke

die Fontanone überschritten, die Feinde durch einen unwiderstehlichen Angriff zurückgedrängt und sich sogar schon des Dorfes Marengo bemächtigt. Es war ein furchtbarer Kampf, der hier von beiden Seiten auf sehr engem Raume geführt wurde; das Geschützfeuer betäubte förmlich die Ohren, der dicke Pulverdampf ließ die Gegend kaum auf einige Schritte Entfernung erkennen, und die hohen Haufen der Leichen und Verwundeten versperrten dem Pferde förmlich den Weg. Wir Ordonnanz-Officiere hatten hier eine schwierige Arbeit, und dazu war das Beutepferd, welches ich ritt, schon so abgetrieben, daß ich es nur durch die heftigsten Spornstöße noch im Trabe erhalten konnte. Ich sprang endlich ab, denn ich kam zu Fuß schneller fort, bis es mir wieder gelang, ein lediges Ungarisches Husarenroß, das noch rüstig war, zu besteigen.

Bisher war Bonaparte noch nicht auf dem Schlachtfelde erschienen, da er unseren Angriff hier nicht vermuthet hatte; jetzt aber stürmte er gleich einem Adler mit neuen Truppen heran. Der ganze Kampf erhielt sogleich einen anderen Charakter, als dieser Feldherr kam. Die Feinde waren bisher mehr defensiv geblieben und hatten nur hie und da versucht, unseren Angriffen durch eigene zuvorzukommen; jetzt aber änderte sich dies plötzlich. Mit schneller Energie stürmten starke republikanische Colonnen keilförmig vorwärts, und die Franzosen ergriffen

überall die Offensive. Es kam gleich ein ganz anderes Leben in die uns gegenüberstehenden Truppen, und es hätte des Rufes „vive le géneral Bonaparte!“ der mitunter durch den Schlachtlärm zu uns drang, nicht bedurft, um zu zeigen, daß der erste Feldherr seiner Zeit persönlich erschienen sei.

Aber fest und unerschütterlich waren auch unsere Truppen und das Erscheinen von Bonaparte mit seinen neuen Verstärkungen lähmte nicht im Mindesten ihren Muth. Baron Melas erkannte mit richtigem Blick, daß auch wir uns nicht auf die Defensive beschränken müßten, und so brachen wir denn unverzagt aus dem eroberten Dorfe Marengo hervor. Der Feldzeugmeister, der noch genug Ordonnanz-Officiere hatte, gab mir die Erlaubniß, mich einem Reiter-Regiment anschließen zu dürfen, das zum Einhauen kam. Meine Stelle nahm ein junger Rittmeister ein, dem die rechte Hand verwundet war, so daß er den Säbel nicht mehr führen und somit zum persönlichen Einhauen nicht gebraucht werden konnte. Er wollte aber gern noch Dienste leisten, und bat, für die fernere Zeit als Ordonnanz-Officier verwandt zu werden, wozu er sich auch gut eignete, da er noch ein schnelles und ausgeruhtes Pferd besaß.

Mit dem schönen Dragoner-Regiment „Fürst Lobkowitz“ machte ich die erste] Attaque, und hatte zu dem Zweck einen derben Dragoner-Gaul, dessen Reiter schon

erschossen war, bestiegen. Wir versuchten auf das Bataillon der Consular-Garde, was allein in der Ebene aufmarschirt stand, einzuhauen. An der unerschütterlichen Festigkeit dieser Truppe, welche mit unübertrefflicher Ruhe ihr Feuer abgab, scheiterten aber unsere Bemühungen. Wir verloren viele Leute und Pferde, konnten aber dies felsenfeste Quarree nicht zersprengen. Andere Reiter-Schwadronen hatten hier ebenso wenig Erfolg. Desto besser gelang uns aber ein Gefecht, was wir mit Französischer Cavallerie (reitende Grenadiere mit hohen Bärenmützen) hatten. Es kam zu lebhaftem Kampfe und die Feinde wurden nach hartnäckiger Gegenwehr zurückgedrängt. Schon schien der Sieg uns vollständig gelungen zu sein, denn die gesammte Französische Armee befand sich in vollem Rückzug, den selbst die Gegenwart Bonaparte's nicht aufzuhalten vermochte. Eine große Freude nicht allein für mich, sondern für unser ganzes Heer, auch den General Bonaparte gleich am ersten Tage, wo er sich uns gegenüberzustellen wagte, geschlagen zu haben. Mit jubelndem Zurufe drangen wir vor und zermalmten die sich noch widersetzenden Feinde, wie denn die republikanische Division Chamberlac vollständig von uns vernichtet wurde. Auch die Consular-Garde stand jetzt nicht mehr fest, sondern trat ruhig und gutgeschlossen den Rückzug an. Der Sieg schien dem Baron Melas jetzt schon so sicher zu sein, daß

er einen Adjutanten mit dieser frohen Botschaft nach Wien sandte. Leider übertrug er dann auch dem Chef seines Stabes, dem General Zach, den Oberbefehl, um selbst nach Alessandria zu reiten. Er fühlte sich körperlich zu angegriffen, um noch länger zu Pferde zu bleiben. Der schon schwache Greis hatte bis dahin das Mögliche gethan, um seine Hinfälligkeit zu besiegen — jetzt, wo er glaubte, daß der Erfolg des Tages vollständig gesichert sei, forderte die Natur gebieterisch ihr Recht.

Wir glaubten jetzt, gegen 3 Uhr Nachmittags, im ganzen Österreichischen Heer, daß der Sieg uns gesichert sei und hielten die vielen Opfer, die solcher gekostet, für nicht verloren. Der General v. Zach, ein persönlich tapferer, aber nicht sehr umsichtiger Führer, wollte eben unser Heer für den beabsichtigten Marsch nach Piacenza aufstellen, als plötzlich der Rückzug der geschlagenen Feinde aufhörte. Der republikanische General Desaix, ein tüchtiger Soldat, war mit einem frischen Corps so eben auf dem Schlachtfelde erschienen und ein neuer Kampf begann jetzt. Unsere braven Truppen, die fast Alle schon vom frühen Morgen an im heftigsten Kampfe gestanden und mehr oder minder bedeutende Verluste erlitten hatten, sahen sich ganz unerwartet von einem völlig ungeschwächten Feinde mit dem größten Nachdruck angegriffen. Ein plötzlicher Kartätschenhagel aus einer

Batterie von 18 Geschützen, die der republikanische General Marmont sehr geschickt aufgestellt hatte, empfing die Spitze unserer Colonne. Bestürzt machte sie Halt und einige Verwirrung kam in die vordersten Reihen. Zahlreiche republikanische Schaaren stürzten plötzlich hinter einem kleinen Hügel, der sie bisher unseren Blicken verborgen hatte, im Sturmschritt auf uns zu. Die Grenadiere des Generals Lattermann empfingen diesen neuen Feind mit altbewährter Kaltblütigkeit und gaben in größter Nähe eine sichere Salve ab, die den Weitermarsch der Republikaner hemmte. Starke feindliche Cavalleriemassen stürmten nun in vollem Galopp gegen diese Grenadiere vor. Die wenige Österreichische Reiterei, die sich gerade hier auf diesem Platze befand, ging der Französischen muthvoll entgegen und suchte sie aufzuhalten. Wüthend über meine gescheiterte Hoffnung des sicheren Sieges, schloß ich mich unseren Dragonern an, und hieb mit auf die Republikaner ein. Das gemeine Thier, was ich ritt, war plump und schwer zu lenken, so daß ich fühlte, im Einzelkampf gegen einen gewandten Feind unterliegen zu müssen; allein meine Kampfbegierde war zu groß, als daß mich dies abgehalten hätte. Ein republikanischer Stabsofficier auf hohem Rosse, der in der ersten Reihe seiner Dragoner kämpfte, schien mir ein würdiger Gegenstand meines Angriffes zu sein, und ich drängte mein plumpes Pferd an ihn heran. Mein Feind

sah diese Absicht und kam mir im Angriff zuvor, so daß er meine linke Seite gewann. Wie fast alle Französische Officiere, wußte auch dieser seine Klinge sehr gewandt zu führen und ich erhielt von ihm einen Hieb über den Kopf, daß ich sogleich zurück in den Sattel sank und das aus der Stirnwunde herausstürzende Blut mir die Augen blendete. Sicher wäre ich verloren gewesen, wenn nicht zwei muthige Dragoner, die meine Verwundung gesehen, meinen Feind sogleich angegriffen und ihm das Pferd getödtet hätten, so daß er für den ferneren Kampf unfähig ward. Ein leicht verwundeter Artillerist kletterte zu mir in den Sattel, umfaßte mich mit einem Arm, denn ich schwankte schon vor Schwäche hin und her, und jagte dann aus dem Getümmel fort, um so mich und sich zu retten. Was in den nächsten Tagen mit mir vorging, weiß ich nicht, da ich das Bewußtsein verloren hatte. Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich in einer kleinen reinlichen Zelle auf einer Strohmatte liegen, und neben meinem Lager saß der alte Mönch, dem ich am Abend vor der Schlacht gebeichtet hatte. Mein Kopf war dick verbunden, und ich fühlte einen dumpfen Schmerz und erst nach und nach kehrte das klare Bewußtsein bei mir zurück. Acht Tage waren seit meiner Verwundung vergangen, und so lange hatte ich theils bewußtlos, theils in wirren Fieberträumen redend, verbracht. Meine Kopfwunde war nicht so gefähr-

lich, da der dicke Filz des Hutes, den ich trug, die Kraft des Hiebes geschwächt hatte, und nur der Umstand, daß theilweise die frühere Narbe, die ich im Herbst 1789 bei der Vertheidigung des Versailler Schlosses erhielt, wieder aufgehauen war, erschwerte die Heilung. Man hatte mich anfänglich in das Lazareth von Alessandria gebracht, wo der fromme Mönch mich zufällig fand, und nicht eher ruhte, bis er die Erlaubniß erhielt, mich in seine Zelle aufnehmen zu dürfen. Ein Österreichischer Militairarzt besuchte mich bisweilen; das meiste bei der Heilung that aber der Pater, der wie manche Mönche medicinische Kenntnisse besaß, und sich meiner Pflege mit der größten Menschenfreundlichkeit annahm.

Nach und nach theilte man mir auch den vollständigen Verlust der anfänglich für uns so siegreichen Schlacht von Marengo, den Rückzug unseres Heeres und die bekannte Convention von Alessandria, die fast ganz Ober-Italien in die Gewalt der Republikaner brachte, mit. Mehr wie meine Wunden schmerzte mich diese Kunde, und es gab wieder eine Zeit, wo ich mich moralisch ungemein niedergebeugt fühlte. So war an diesem einzigen Tage die Frucht der beiden blutigen Feldzüge von 1799 und 1800 in Italien wieder gänzlich verloren gegangen, und die Hoffnung, die Bourbons auf dem Throne Frankreichs zu sehen, lag jetzt ferner denn je. Wie oft stand in den einsamen Stunden, die ich auf

meinem Lager zubrachte, der kleine greise Suworow vor meinen Augen, und die prophetischen Abschiedsworte, die er mir beim Scheiden zurief, wiederholten sich mir beständig. Hätte dieser große Feldherr mit unumschränkter Macht das vereinigte Österreichisch-Russische Heer befehligt, und kein Thugut und Hofkriegsrath in Wien ihn in Allem gelähmt, wir waren unbedingt schon in Paris; diese Überzeugung fühlte ich immer mehr, je länger ich Alles erwog. Von unendlicher Wohlthat war für mich jetzt der fromme Zuspruch des Paters, mit dem ich manche Stunde vereint betete, und der mein Gemüth, so oft es sich allzu traurigen Gedanken hingeben wollte, wieder aufrichtete. Welche Segnungen eine wahre Religiosität zu bringen vermag, das empfand ich, wie so oft schon in den wechselvollen Lagen meines bewegten Lebens, auch jetzt wieder recht. Innigen Dank brachte ich meinem Schöpfer dar, daß seine Gnade mir ein so gläubiges Gemüth verliehen, und meinen Eltern, daß sie durch die mir gegebene Erziehung meinen Glauben noch mehr befestigt hatten. Welch unsäglich elender Mensch wäre ich oft gewesen, wenn mich die Religion nicht immer wieder gestärkt hätte. Jetzt konnte ich niemals ganz unglücklich werden, denn mein Glaube gab mir stets eine feste Stütze.

Die in Alessandria anwesenden Österreichischen Officiere besuchten meine Zelle oft und handelten als brave

Kameraden gegen mich. Bald aber sollte dieser Waffenplatz in Folge der Convention an die Republikaner übergeben werden, und obgleich ausgemacht war, daß alle verwundeten Österreichischen Soldaten bis zu ihrer gänzlichen Heilung unbelästigt dort bleiben durften, so wollte ich mit den bitter gehaßten Feinden doch nicht in demselben Orte verweilen. Meine Wunde gestattete zudem einen langsamen Transport, und so ließ ich mich denn zuerst nach Peschiera und dann nach Botzen bringen, wohin mein Freund, der Mönch, sich ebenfalls in ein dortiges Kloster begeben hatte. In dem Hause einer wackeren Bürgerfamilie von echt patriarchalischen Sitten und wahrer Frömmigkeit, fand ich hier eine sehr sorgfältige Aufnahme. Meine vollständige Heilung verzögerte sich lange, und es vergingen mehrere Monate, bis ich wieder eine schwere und feste Kopfbedeckung tragen durfte. Eine sehr breite, dicke Narbe, die mit der früheren Stirnnarbe fast zusammenlief, zog sich jetzt quer über meine Stirn hin und gab mir ein wildes, nichts weniger wie schönes Ansehen. Allmählich verwuchs dieselbe zwar mehr, ganz aber niemals, und auf irgend welche Schönheit durfte ich fortan keinen Anspruch mehr machen. Auch ein leichtes Zucken im Fuß war mir von meiner Schußwunde im Vendéekrieg übrig geblieben und so taugte ich für den Parademarsch nicht sonderlich. Als ich später definitiv im Österreichischen Heer diente, gab

mir ein General, der unser Bataillon inspicirte und mich weiter nicht kannte, öffentlich einen sehr scharfen Verweis über mein schlechtes Marschiren und meinte, „ich müsse wieder Cadet werden, um erst zu lernen, wie man Tact hielte.“ Natürlich schwieg ich still, aber ich entsinne mich noch, welche bittere Gefühle dieser Vorwurf in meiner Brust erregte. Unser Bataillons-Commandeur war nach beendigtem Parademarsch an den General herangeritten, und hatte ihm den Grund meines schlechten Marschirens gesagt. Der General, ein Ehrenmann durch und durch, kam nun sogleich auf mich zu, reichte mir die Hand und sagte laut: „Es thut mir in der Seele leid, vorher diese unbedachtsamen Worte gegen Sie gesprochen zu haben. Ich weiß jetzt den Grund Ihres Fehlers und achte und ehre Sie nun desto mehr.“ Solche Genugthuung konnte mich schon befriedigen, und gern nahm ich die Einladung, ein Gast des Generals bei seinem Mahl zu sein, an. Mit großer Güte behandelte derselbe mich stets, und war mir, so lange ich im Österreichischen Heere diente, ein warmer Gönner.

Ich blieb nun den ganzen Herbst des Jahres 1800 in Botzen und stärkte meinen sehr strapazirten Körper durch den Gebrauch der Traubenkur, die mir gute Dienste leistete. Besonders der Adjutanten-Dienst beim Feldmarschall Suworow hatte mich hart mitgenommen, und ich konnte einige Ruhe gebrauchen. Auch war die

Gegend um Botzen so paradiesisch schön, die Herbstluft so klar und milde, alle Bewohner zeigten sich so wacker und brav und bewiesen mir eine so aufrichtige Theilnahme, und die herrlichen Trauben mundeten so süß, daß ich es mir in dieser Hinsicht gefallen lassen konnte.

Einen eigenthümlichen Vorfall, der leicht meinem ganzen ferneren Leben eine andere Richtung hätte geben können, erlebte ich jetzt in Botzen. Es lebte daselbst ein alter Italienischer Graf ....., der auch im südlichen Tyrol große Güter besaß, und jetzt aus Mailand geflüchtet war. Ich verkehrte gern und viel in seinem Hause, da mir das ganze ritterliche Wesen des Alten und die Anmuth seiner einzigen Tochter, einer verwittweten Gräfin B., sehr zusagten. Der Mann der Letzteren, ein wackerer Officier, war vor einigen Jahren im Kampfe gegen die Revolution auf dem Felde der Ehre geblieben, und seine junge Wittwe schien ihn noch innig zu betrauern, denn ihr Wesen war ernst und der Ausdruck ihrer edlen Gesichtszüge oft voll großer Traurigkeit. Ich hatte viel mit der schönen Frau gesprochen und ein herzlicheres Vernehmen, als es sonst in der großen Welt üblich ist, herrschte zwischen uns, ohne daß jedoch jemals ein Wort in Betreff der Liebe gewechselt war.

Eines Morgens kam mein Gönner, der alte Graf, in sehr feierlicher Stimmung zu mir und bat um eine

ungestörte und unbelauschte Unterredung. Er theilte mir nun mit, wie besondere Familienverhältnisse es sehr wünschenswerth machten, daß seine Tochter wieder einen Edelmann aus alter katholischer Familie heirathe und wo möglich einen männlichen Erben bekomme, da sonst der größte Theil seines Vermögens nach seinem Tode verloren gehe. Nun wisse er keinen Mann, den er so gern sich zum Schwiegersohn wünsche, als gerade mich und auch seine Tochter sei nicht abgeneigt, mir ihre Hand zu reichen, da sie mich von ganzem Herzen achte und ehre. Eben so freimüthig, wie er mir diesen Antrag gemacht habe, möge auch meine Antwort sein, wie es sich denn von selbst verstehe, daß die ganze Sache tief verschwiegen bleiben müsse.

Diese freimüthigen Worte des Grafen ehrten mich eben so sehr, wie sie mich überraschten, und ich bat um eine 24=stündige Bedenkzeit, bevor ich ihm meine entscheidende Antwort geben würde. Ich will nicht läugnen, daß in dem Antrag viel Anziehendes für mich lag. Die schöne Wittwe war edel und anmuthig, besaß ein treffliches Herz und wahre Weiblichkeit und ich hätte an ihrer Seite ein glückliches Leben führen können; dazu war sie von altem Adel, streng katholisch erzogen und besaß große Reichthümer. Ich selbst hatte für den Augenblick kaum einige Hundert Gulden noch im baaren Vermögen, und konnte nur meinen Namen und meine

unbefleckte Ehre in die Wagschaale legen. Die Aussichten, ob überhaupt und wann dann, es gelingen würde, meinen legitimen König auf den Thron seiner Väter zurückzuführen, wurden immer schwankender und die prophetischen Worte des alten Suworow's drängten sich immer von Neuem mir wieder auf. Meine zehnjährigen unaufhörlichen Kriegs- und Wanderfahrten hatten mich schon sehr mitgenommen, und mir oft eine unendliche Sehnsucht nach Stetigkeit und einem häuslichen Heerd eingeflößt; meine vielen und zum Theil schweren Wunden zeigten ihre bösen Nachwirkungen, und Strapazen und mehr noch Kummer und Sorgen hatten frühzeitig mein Haar ergraut und scharfe Falten in das Gesicht gezogen. Dies Alles erwog ich wohl und es war nicht ohne Einfluß für mich.

Da aber trat der Gedanke an mein freiwilliges Gelübde, das Schwert so lange nicht aus der Hand zu legen, bis die weiße Fahne der Bourbons wieder auf dem Palaste der Tuilerien wehte, in seiner vollen Kraft wieder hervor. War ich erst verheirathet, dann hatte ich auch andere Pflichten zu erfüllen, als immer nur dort zu kämpfen, wo ich dem Princip der Legitimität von Nutzen zu sein hoffen durfte, und ich war nicht mehr unbedingt freier Herr meines Willens. Tiefe Scham fühlte ich in meinem Inneren, daß ich auch nur einen Augenblick in meinem Entschlusse wankend sein konnte,

und unwiderruflich fest stand es wieder bei mir, dem lockenden Anerbieten zu entsagen und mein ganzes ferneres Leben hindurch ein fester Kämpfer der Legitimität zu bleiben. Ich theilte am anderen Morgen offenherzig dem Grafen meinen Entschluß der Nichtannahme seines Anerbietens, und die Gründe, die mich dazu bewogen hatten, mit. Der wackere Mann billigte diese vollkommen, umarmte mich gerührt und sagte: „Noch mehr bedaure ich das Schicksal, was mir nicht gestattet, Sie meinen Sohn nennen zu dürfen.“ Auch seine schöne Tochter sah ich noch beim Abschied und durfte einen Kuß der innigsten Verehrung auf ihre Hand drücken. Sie schenkte mir ein kleines Crucifix von Ebenholz, in dem eine kostbare Reliquie war, was ich lange Zeit an einer dünnen Kette um den Hals trug. Zwei Jahre darauf ist sie unvermählt gestorben.

Gerade als solle ich den baldigen Lohn für meine Entsagung erhalten, so fand ich bei der Rückkehr aus dem Hause des Grafen in meiner Wohnung einen Brief mit der frohen Nachricht, daß die Friedensunterhandlungen aufgehört und die Feindseligkeiten wieder begonnen hätten. Welche bangen Sorgen hatten diese Friedensunterhandlungen zwischen Österreich und der Republik Frankreich während des Herbstes 1800 mir oft bereitet.

So wie ich die Botschaft fand, daß am Mincio der Kampf auf's Neue beginnen würde, reiste ich noch am

selben Abend von Botzen ab, denn jede Stunde, die ich jetzt versäumte, dünkte mir verloren.

Der Feldzeugmeister Graf Bellegarde, der jetzt den Oberbefehl über die am Mincio und der Etsch stehenden Österreichischen Armee führte, nahm mich mit großer Freundlichkeit auf. Er war ein muthiger und umsichtiger Feldherr und gehörte unbedingt zu den besten Österreichischen Generalen, unter deren Befehlen ich zu stehen die Ehre gehabt habe.

In den ersten Tagen des Decembers **1800** kam ich bei den Truppen an und versah sogleich meinen Dienst als Ordonnanz-Officier im Hauptquartier. Die Witterung war sehr rauh und erschwerte für unsere braven Truppen die Strapazen dieses Winterfeldzuges ungemein. Mit großer Ausdauer ertrugen die Soldaten aber alle diese vielen Beschwerden und die musterhafte Disciplin der Österreichischen Armee, welche dieser selbst auch im Unglück eine solche innere Kraft giebt, zeigte sich jetzt wieder recht vortheilhaft. Ich selbst war fast unaufhörlich im Sattel, um Befehle zwischen den einzelnen Corps hin- und herzubringen, und meine noch nicht ganz vollständig wieder geheilte Wunde machte mir bei diesen nächtlichen Ritten im Sturm und Schneegestöber viele Schmerzen und große Belästigungen. Doch an so etwas war ich nach gerade gewöhnt und konnte einen tüchtigen Puff aushalten. Wenn der Mensch will und eine in-

nere moralische Kraft ihn dabei unterstützt, kann er viel ertragen. — Kleinen Vorpostengefechten, die theilweise auf engen Bergstraßen statt fanden, hatte ich schon mehrfach wieder beigewohnt; so recht in das Feuer kam ich aber erst am 25. December bei Pozzolo.

Der republikanische General Brune, der uns gegenüber stand, war ein sehr mittelmäßiger Feldherr, hatte aber tüchtige und energische Divisionsgenerale. Von einem ungemein dichten Nebel begünstigt, war am 25. December der republikanische General Dupont über den Mincio gegangen und hatte das Dorf Pozzolo mit echt Französischem Ungestüm angegriffen. Es war von Österreichischer Seite ein entschiedener Fehler, diesen Übergang nicht verhindert zu haben, und der hier befehligende General hätte die strengste Strafe dafür verdient. Wir hatten an den Ungarischen Husaren und den Grenz-Regimentern die besten leichten Truppen von der Welt, so fern man sie nur richtig benutzen wollte, und doch gelangen den Franzosen häufig dergleichen kühne Unternehmungen, blos weil die Sorglosigkeit, Bequemlichkeit und starre Pedanterie mancher Österreichischen Generale unbegreiflich war.

Der Graf Bellegarde war wüthend, daß den Feinden dieser kühne Übergang über den Mincio geglückt war, und sandte sogleich bedeutende Verstärkungen ab, sie wieder auf das rechte Ufer zurückzuwerfen. Mit altbewähr-

tem Muthe kämpften unsere Soldaten und der Sturm unserer Grenadiere vertrieb die Feinde wieder aus dem besetzten Dorfe Pozzolo. Es war ein heißer Kampf und es gewährte mir eine lebhafte Freude, mich bei den vorstürmenden Grenadieren befinden zu dürfen. Ich entsinne mich noch, daß mir der Wind meine Feldmütze entführte, und ich mir nun zum Schutz gegen die Kälte aus einem rothen Tuche eine Art Turban machte und solchen aufsetzte, so daß ich einen komischen Anblick gewährt haben mochte. In einem heftigen Gefecht achtet man aber nicht auf dergleichen Kleinigkeiten. Immer wüthender entspann sich jetzt hier der Kampf, denn mit großer Schnelligkeit und Geschicklichkeit warfen die Feinde immer bedeutendere Truppenmassen über den Mincio. Sechsmal erstürmten unsere Soldaten Pozzolo und eben so oft vertrieb das starke feindliche Feuer uns wieder daraus. Schon war die Sonne längst hinter der hohen Alpenkette untergegangen und der Mond beleuchtete mit seinem bleichen Lichte das weite Schneefeld, als der wilde Kampf noch immer forttobte. Gänzliche Ermüdung und großer Mangel an Munition geboten endlich am späten Abend, als die Mitternachtsstunde nicht mehr fern war, die Beendigung des Gefechtes, nachdem von jeder Seite über 5000 Todte und Verwundete mit ihrem Blute den Schnee geröthet hatten. Die nun folgende Nacht vom 25. bis 26. December ist mir bis jetzt in der Erinnerung als eine der

unangenehmsten meines Lebens haften geblieben, und das will viel sagen, denn ich zählte deren gar manche. Die Wunde an meinem Kopfe war theilweise wieder aufgegangen und schmerzte fürchterlich; ich selbst war so steif im Sattel gefroren, daß ich mich kaum rühren konnte, und vor Ermüdung schwankte ich hin und her und schlief immer wieder ein, bis ich mich dann gewaltsam emporraffte. Auf einem ermüdeten, steifen Pferde mußte ich auf theilweise verschneiten, ungebahnten Wegen fast die ganze Nacht umherreiten, um verschiedenen Truppentheilen Befehle zu überbringen, und konnte erst am Morgen auf einige Stunden etwas Ruhe finden. Grenzsoldaten erquickten mich dann mit einer warmen Weinsuppe, die neue Wärme in meine fast erstarrten Glieder brachte.

Am 26. December begann der Kampf von Neuem und die Franzosen setzten unter der Deckung eines furchtbaren Artilleriefeuers noch an einer zweiten Stelle über den Mincio. Der Graf Bellegarde wollte nicht mehr lebhaften Widerstand leisten lassen und so marschirten wir langsam und in sehr guter Ordnung bis an die Etschlinie zurück.

Es kam noch zu wiederholten Gefechten ohne große Bedeutung, an denen ich jedoch persönlich keinen Antheil mehr nehmen konnte, da mich der Aufbruch meiner Kopfwunde in das Militairlazareth von Verona geführt hatte. Ich mußte bis Ende Januar krank daniederliegen und

noch eine sehr schmerzhafte Operation aushalten, da sich ein Kopfgeschwür gebildet hatte. Wie gern hätte ich alles dies und noch viel mehr ertragen, wenn mich nicht die Kunde von dem Friedensschluß zu Lüneville Mitte Februar 1801 getroffen.

Siebentes Capitel.

Feste Anstellung im Österreichischen Heer. Reformen in demselben. Ihre Anhänger und Gegner. Kriegserklärung gegen Frankreich. Der Feldzeugmeister Baron Mack. Seine Unentschlossenheit. Unglückliche Wahl der Aufstellung bei Ulm. Charakteristik des Fürsten Schwarzenberg. Erstes Gefecht bei Wertingen. Gefährliche Sendung mit Depeschen zum Russischen Heer. Fürst Kutusow und dessen Charakteristik. Gehässige Stimmung der Russen gegen die Österreicher. Blutiges Gefecht bei Dürstein. Rückzug der Armee nach Mähren.

Der Friede von Lüneville war geschlossen, ganz Europa hatte die Waffen gegen das Princip der Revolution niedergelegt, und als vollständige Siegerin ging abermals die Republik aus dem gegen sie geführten Kampfe der Coalition hervor. Nächst der verderblichen Uneinigkeit zwischen den verschiedenen Cabinetten, den elenden Intriguen mancher einflußreichen Diplomaten, die nur stets an sich, nie aber an das Wohl des Ganzen dachten,

so wie der entschiedenen Unfähigkeit vieler Generale, hatte die Französische Republik besonders dem militairischen Genie des Generals Bonaparte dieses glänzende Resultat zu verdanken. Immer mehr schwang sich dieser gewaltige Soldat zu Macht und Ansehen empor, immer mehr verdrängte seine Herrschaft die Hoffnung auf baldige Wiederherstellung des legitimen Königthums in meinem unglücklichen Vaterlande. Ich hätte jetzt, wo Bonaparte anfing, den alten Adel zu begünstigen, sehr leicht straffreie Rückkehr, ja selbst eine Stelle im Heere erlangen können. Ein Vetter und früherer Kamerad von mir bei der Garde du Corps, der jetzt als Oberst im republikanischen Heer diente und persönlich viel bei Bonaparte galt, schrieb mir, daß ich durch seine Vermittelung leicht eine Stelle als Französischer Officier erhalten könne. Ich antwortete ihm, mich nicht durch solche Zumuthungen zu beleidigen, denn außer der Treue, die ich dem Könige Ludwig XVIII. schuldig sei, stände das Schaffot meiner Eltern zwischen mir und der Revolution und ihrem glücklichsten Sohne, Bonaparte.

Sehr viele adelige Emigranten kehrten jetzt nach Frankreich zurück und huldigten der steigenden Macht Bonaparte's, der sie gewöhnlich mit großer Freundlichkeit aufnahm. Ich will mich nicht zum Richter über diese Herren aufwerfen und entscheiden, inwiefern die Gründe, die sie zur Aufgebung ihres Princips vermochten, gerecht-

fertigt waren. Großes Vertrauen auf die Charakterfestigkeit solcher Männer habe ich nie gehabt, und mit Freundesdruck vermochte ich ihnen die Hand nimmermehr zu reichen. Die Rückkehr nach Frankreich war wohl bei manchen adeligen Emigranten eine Nothwendigkeit, ein Buhlen um die Gunst Bonaparte's aber unter allen Umständen eine erbärmliche Schwäche.

Der Friede von Lüneville, der mir auf ungewisse Zeit jede Gelegenheit raubte, gegen das Princip der Revolution mit dem Schwerte zu kämpfen, gebot mir auch, an eine künftige Sicherung meiner Lebensstellung zu denken. Baares Vermögen hatte ich nicht mehr, sondern sogar von einem reichen Österreichischen Kameraden noch einige hundert Gulden geliehen, und nur das Silbergeschirr unserer Familie, was noch in der Bretagne an einem sicheren Orte vergraben war, bildete mein einziges Hab und Gut. Mein rechtmäßiger König und Herr, Ludwig XVIII., lebte selbst in der Verbannung, und ich hätte es nicht über das Herz bringen können, bei seinen ohnehin schon äußerst beschränkten Mitteln als ein Bittender vor ihm zu erscheinen.

Von allen größeren Armeen, die ich kennen gelernt hatte, war mir die Österreichische die einzige, in der ich auch im Frieden als Soldat hätte dienen mögen, da mir besonders der Geist des Österreichischen Officier-Corps sehr zusagte. Ich bewarb mich nun um eine be-

finitive Anstellung als Officier, nachdem ich bisher stets als Volontair-Officier gedient hatte. Die unglücklichen Erfolge des letzten Krieges, der Verlust mancher Landestheile und die Erschöpfung der Staatscassen machten jetzt, wo der Friede wieder hergestellt war, eine möglichste Beschränkung des Militair-Etats dringend nothwendig. Aus den abgetretenen Landestheilen und besonders aus den Belgischen Provinzen waren eine Menge tüchtiger Officiere, welche ihre Fahne nicht wechseln mochten, im K. K. Heere geblieben, daher dieses einen großen Überfluß an Subaltern-Officieren besaß. Unter solchen Verhältnissen durfte ich auf ein gutes Avancement nicht hoffen, und konnte es überhaupt als eine Gunst ansehen, eine definitive Anstellung zu erhalten. Die Gnade des Erzherzogs Carl, an den ich mich gewandt hatte, gewährte mir eine Anstellung als jüngster Ober-Lieutenant in einem Infanterie-Regiment, denn um bei der Cavallerie zu dienen, reichten meine Geldmittel nicht mehr aus. Eine brillante Lebensstellung für einen 31-jährigen Mann, der schon acht Campagnen mitgemacht, drei Orden sich auf dem Schlachtfelde erworben, und viele Wunden geholt hatte! Doch sie war für einen Edelmann passend und für meine bescheidenen Ansprüche genügend. Die Hoffnung auf einen baldigen, abermaligen Kampf gegen die Revolution verließ mich selbst jetzt nach dem Lüneviller Frieden nicht und bewog

mich, dem Waffendienst treu zu bleiben. Wäre dies nicht der Fall gewesen, so hätte ich wahrscheinlich den Entschluß gefaßt, in ein Kloster zu treten und mein ferneres Leben als Mönch zu beschließen. Ich fühlte oft eine tiefe Sehnsucht nach der friedlichen Ruhe eines Klosters und dem Gott wohlgefälligen Leben eines frommen Mönches. Das Schicksal wollte es anders!

Bevor ich mich zu meinem zukünftigen Regimente, was in und um Linz garnisonirte, verfügte, unternahm ich eine Reise nach England, um dort mein Silbergeschirr in Empfang zu nehmen. Die Reise durch Deutschland, die ich theils auf den schlechten Postwagen, theils auch meiner Gewohnheit nach zu Fuß machte, war langweilig und ermüdend. In Hamburg schiffte ich mich nach London auf einem Packetschiff ein und ging dann nach der Insel Guernsey, wohin sichere Schiffer aus der Bretagne mir getreulich die zwei Kisten mit Silbergeschirr, die mein einziges Vermögen ausmachten, brachten. Die Freude dieser braven Bretagner, mich nach mehrjähriger Abwesenheit wieder zu sehen, und die treue Anhänglichkeit, die sie mir, dem Sohn ihres früheren Herrn, auch jetzt noch bewiesen, rührten mich tief. Obgleich die Schiffer jetzt freie Republikaner waren, sagten sie mir doch wiederholt, wie ungleich besser der frühere Zustand gewesen sei, als noch die Bourbons das schöne Frankreich regiert hätten. Viele warme Grüße trug ich den wackeren

Leuten an die theure Heimath auf, der ich vielleicht für immer jetzt entrückt sein sollte, und es ward mir gar weh um das Herz, als ich beim Abschied ihnen die Hände noch einmal recht kräftig drücken konnte.

Die Nothwendigkeit, jetzt das alte Silbergeschirr meiner Familie verkaufen zu müssen, war mir schmerzlich — und doch mußte es so sein. Es waren einzelne alte kostbare Gefäße von wirklichem Kunstwerth darunter, die gewiß von Liebhabern theuer bezahlt worden wären. Ich wollte aber nicht, daß Sachen mit dem Wappen unserer Familie in den Schacherhandel kommen und von reich gewordenen Emporkömmlingen benutzt werden sollten, und ließ daher fast Alles in meiner Gegenwart einschmelzen. Einige kostbare Pokale und eine goldene Gnadenkette, die Franz I. einst einem meiner Ahnherren verliehen hatte, deponirte ich in dem Familiengewölbe eines vornehmen Englischen Hauses, von dem ich den zweiten Sohn früher bei der Expedition nach Quiberon kennen gelernt hatte. Die Summe, welche ich jetzt in London erhielt und in sicheren Papieren auf Wien mitnahm, betrug ungefähr 8000 Gulden Münze.

Ich nahm nun den Rückweg wieder über Hamburg und von dort über Magdeburg, Leipzig und Prag nach Linz, wo ich den 4. September 1801 eintraf und mich zum Dienst bei meinem Regimente meldete. Ich kannte das Regiment, welches größtentheils in Deutschland ge-

fochten und die Schlacht bei Hohenlinden mitgemacht hatte, noch nicht, ward aber von dem Officiercorps sehr artig empfangen und fühlte mich bald in dessen Mitte heimisch. Das Officiercorps eines Regiments soll möglichst eine Familie bilden, und alle einzelnen Glieder wahre Kameradschaft für einander fühlen; und wenn dies der Fall ist, kann ein guter echt militairischer Geist herrschen. In dem Regimente, in dem ich jetzt zu dienen die Ehre hatte, war dies in hohem Grade der Fall, wozu besonders unser trefflicher Oberst sehr viel beitrug. Wir Officiere in demselben waren aus fast allen Ländern Europas und an Geburt, Bildung und Vermögen theilweise sehr von einander verschieden. Diese Verschiedenartigkeit aber hinderte unsere gute Kameradschaft nicht, sondern brachte im Gegentheil eine gewisse Mannigfaltigkeit in solche. Wir waren in dem Wesentlichen einander gleich, daß wir uns Alle mit Leib und Seele als getreue Officiere des Kaisers von Österreich, unsere Schärpe als unseren höchsten Schmuck, und den Platz, wo unsere Fahne wehte, als unsere Heimath ansahen; mehr bedurfte es ja nicht. Mein Compagniechef, der mich stets mit großer Freundlichkeit behandelte und mir bald ein wahrer Freund ward, war ein Graf Salis aus dem bekannten Grafengeschlecht der Schweiz, ein wahrer Edelmann durch und durch; der Unter-Lieutenant der Compagnie ein armer Tischlersohn aus Unter-

Österreich, ein braver und intelligenter Mensch, der sich durch eigenes Verdienst später bis zum Stabsofficier emporschwang. Ich habe stets sehr viel von ihm gehalten, und er war mir in dem kleinen Compagniedienst, den er als früherer Corporal und Feldwebel sehr genau kannte, ein guter Lehrmeister.

Im Allgemeinen lebte ich sehr eingezogen, da mein durch die harten Schicksalsschläge ernst gewordener Sinn an den lauten Vergnügungen meiner Kameraden keinen Geschmack fand. Ich rauchte, spielte und tanzte gar nicht, trank nur mäßig, kannte gar keine hübschen Mädchen, durch welche Linz mit Recht so berühmt war, und paßte daher für manche Kreise wenig. Meine Erholung fand ich in vielen Spaziergängen, zu denen die schöne Gegend hier sehr einlud; sonst zeichnete ich viel, spielte Schach, las geschichtliche Bücher, und hatte außer mit meinen Kameraden, auch näheren Verkehr mit einigen gebildeten und frommen Geistlichen.

Auf diese Weise vergingen die zwei Jahre, die ich in und um Linz mit einigen Unterbrechungen zubrachte, auf ruhige und ganz angenehme Weise. Ich hatte im Sommer **1802** eine achtwöchentliche Badekur in Töplitz gebraucht, die meinen Wunden und besonders auch meiner Wunde am Fuß die besten Dienste leistete, wie ich mich überhaupt körperlich sehr wieder erholte. Meinen Dienst trieb ich mit großem Eifer und fand selbst im

Frieden an dem Militairstande viel Gefallen. Ein tüchtiger Officier, wenn er wirklich will, hat auch im Frieden ein großes und segensreiches Feld der belohnendsten Thätigkeit vor sich. Er muß sich nicht damit begnügen, seine Soldaten auf dem Paradeplatz mechanisch abzurichten und im Dienst streng zu überwachen, sondern soll ihnen auch ein freundlicher Rathgeber sein und sie in moralischer Hinsicht zu belehren und bessern suchen. So kann er Sittlichkeit, wahre Frömmigkeit, Treue und Anhänglichkeit für den angestammten Monarchen in die untersten Schichten des Volkes, aus denen die Soldaten meist stammen und in die sie wieder zurückkehren, verbreiten helfen, und auch im Frieden die scheußlichen Lehren der Demokratie nachdrücklich bekämpfen. Wenn ein Officier diese Pflichten mit einigem Eifer erfüllt, wird er bald dafür durch ein ungemein befriedigendes inneres Gefühl reich belohnt werden, und das leere Geschwätz über die Langweiligkeit des Friedensdienstes verstummen müssen.

Während der Zeit, daß ich in Linz garnisonirte, wurden manche Reformen in der Organisation des Österreichischen Heeres vorbereitet und theilweise auch durchgeführt; leider aber nicht immer in der Weise, wie es wünschenswerth gewesen wäre. Zwei Parteien, die des Neuen und des Alten, standen sich ziemlich schroff hierin gegenüber. Die Seele der neuen Partei, sowohl durch

seine hohe Stellung, wie durch seine große Begabung und gründliche militairische Kenntnisse, war unbedingt der Erzherzog Carl. Sein Scharfblick hatte längst erkannt, daß der Österreichischen Armee, trotz aller ihrer vielfachen Vorzüge, doch manche Gebrechen anklebten, und sie einer bedeutenden Reform bedürfe, wenn sie in einem zukünftigen Kriege den von einem Bonaparte befehligten Französischen Truppen mit Erfolg entgegentreten solle. Sie mußte vor Allem leichter und beweglicher gemacht und von manchem unnützen Ballast befreit werden. Besonders unsere Infanterie war viel zu langsam und schwerfällig, und unser Exercier-Reglement veraltet und mit manchen Vorschriften versehen, die nicht nur nichts nützten, sondern sogar noch schadeten. Die Französische Infanterie, obgleich deren Soldaten in vielen Dingen schlechter ausgebildet waren, als die der Österreichischen, marschirte und tiraillirte ungleich schneller als Letztere. Unser Gepäck war zu schwer, unsere Bewaffnung zu plump, unser Manöver-System zu langsam; kurz es fehlte immer noch Manches. Dem Erzherzog Carl hatte sich nun eine mächtige Partei, besonders von jüngeren Generalen, Stabs- und Subaltern-Officieren angeschlossen, die jedes Wort aus seinem Munde wie einen Orakelspruch verehrten, und ganz in seinem Sinne zu handeln strebten. Gerade das Regiment, bei dem ich zu dienen die Ehre hatte, besaß fast

ausschließlich Officiere dieser Richtung und so viel es irgend anging, wurde ganz im Geiste des Erzherzogs bei uns gehandelt. Leider war aber eine starke und mächtige Partei, die im Hofkriegsrathe selbst ihre Hauptstütze fand, allen diesen Reformen entgegen und suchte sie möglichst zu hintertreiben. Viele alte und einflußreiche Generale und Stabsofficiere gehörten zu diesen Gegnern, und so kam gar manches, was der Erzherzog dringend wünschte, entweder gar nicht, oder so verkümmert, daß es seinen Zweck fast gänzlich verfehlte, zur Ausführung. Bequemlichkeit, Vorliebe für das Althergebrachte, Scheu vor jeder Neuerung, geistige Unfähigkeit, oder auch Neid auf die glänzenden Verdienste des Erzherzogs, und Sucht, solche möglichst zu verringern, bildeten die verschiedenen Triebfedern dieser Gegner. Letztere übele Eigenschaften bewogen besonders den Feldzeugmeister, Baron Mack, ein Hauptgegner des Erzherzogs zu sein. Der Zufall wollte, daß ich im Jahre 1805 mehrere Wochen mich in der näheren Umgebung Mack's befand und ihn daher genau kennen lernte. Er war ein Mann von großem Muthe im Gefecht, aber äußerst geringer moralischer Kraft, wankelmüthig in seinen Entschlüssen und sein Ohr nur zu leicht verschiedenen Rathgebern öffnend. Große Kenntnisse und lebhafter Geist waren ihm nicht abzusprechen, und manche seiner Pläne waren großartiger und geistreicher, als

durchführbar und praktisch angelegt. Stieß er bei der wirklichen Durchführung dessen, was er auf dem Papier sehr schön ausgearbeitet hatte, auf einzelne unvorhergesehene Schwierigkeiten, so verlor er gleich die Besonnenheit und gab das Ganze lieber auf, als daß er das Einzelne beseitigt hätte, was oft sehr leicht gewesen wäre. Eine grenzenlose persönliche Eitelkeit, die wirklich oft in kindische Schwäche überging, bildete einen Hauptzug seines Charakters. Aus diesem Grunde konnte er nicht vertragen, daß irgendwie ein Österreichischer Befehlshaber sich besonderen Kriegsruhm erwarb und war der Feind jedes hervorragenden, der Freund jedes mittelmäßigen Generals. Schmeicheleien liebte er sehr, und sein Geist erlahmte ganz, wenn sein Ohr durch wirklich oft alberne Lobeserhebungen gekitzelt wurde. Sonst war er guthmüthig, gefällig, persönlich rechtschaffen, sobald seine Eitelkeit nicht dabei im Spiel war, und besonders gegen die Soldaten und armen Subaltern-Officiere sehr human und wohlwollend. Seine Beredsamkeit, und er liebte es sehr, durch kunstvolle, lang ausgearbeitete Reden zu glänzen, war bombastisch, ohne Saft und Kraft und wurde von den Truppen entweder gar nicht verstanden oder nur verlacht. Für die Rednerbühne einer modernen constitutionellen Kammer, in welcher der größte Phrasenmacher auch für den tüchtigsten Mann gilt, war der Baron Mack sehr geeignet; zum selbstständigen Feld-

herrn eines Heeres paßte er aber durchaus nicht. Es ist nicht allein mir, sondern sehr vielen Österreichischen Officieren rein unbegreiflich gewesen, wie man gerade diesen General, der schon in Neapel so schlagende Beweise seiner Unfähigkeit im Heerescommando gegeben hatte, nochmals den Oberbefehl über ein Hauptcorps in Deutschland verleihen konnte. Doch was war bei manchen einflußreichen Persönlichkeiten des damaligen Hofkriegsrathes in dieser Hinsicht nicht möglich!

Der Wiederbeginn des Krieges zwischen Frankreich und England erfreute mich ungemein, denn die Hoffnung, daß sich bald wieder eine Coalition gegen die Revolution bilden und ich somit wieder Gelegenheit zum Kampfe finden würde, war dadurch um Vieles näher gerückt. In Englische Dienste jetzt zu gehen, schien mir in vieler Hinsicht nicht räthlich. Der Krieg war mehr ein See- als Landkampf und so hätte ich doch nicht allzugroße Gelegenheit zur persönlichen Thätigkeit gefunden. Einen Augenblick dachte ich daran, nach der Insel Sicilien zu gehen, wo besondere Corps im Englischen Solde gebildet wurden, gab aber diesen Plan bei reiferer Überlegung bald wieder auf. Der Dienst in solchen geworbenen Corps, die vielfach aus Deserteuren und Vagabunden aller Länder bestehen, hat stets viel Unangenehmes. Man kann seinen eigenen Soldaten nicht recht trauen, muß stets vor Diebereien und De-

sertionen auf seiner Hut sein und hat auch selten viele Gelegenheit zur persönlichen Auszeichnung. Ebenso enthalten die Officiercorps häufig nicht immer lauter Männer von untadeligem, ritterlichem Charakter, und eine wahre Kameradschaft kann fast gar nicht statt finden. Auf die Italiener als Soldaten, mit Ausnahme der Savoyarden, hielt ich auch nicht viel, und es wollte mir nicht recht in den Kopf, daß von Sicilien aus die Herrschaft eines Bonaparte gestürzt werden könnte. Das Ganze schien mir wieder eine der verfehlten Unternehmungen zu sein, wie solche die Engländer so viele gemacht haben, und so gern ich auch mein Leben für den Sieg des legitimen Princips geopfert hätte, so wollte ich doch nicht nutzlos meine Haut zu Markte tragen. Der Erfolg bewies, wie wenig ich mich geirrt hatte.

Im Jahre **1804** erhielt ich, zwar noch in der Charge als Ober-Lieutenant, die Führung einer Grenadier-Compagnie, deren Hauptmann einen einjährigen Urlaub aus Gesundheitsrücksichten bekommen, und kam nach Wien in Garnison. Das glänzende Leben der vergnügungssüchtigen Residenz berührte mich wenig und ich lebte eigentlich noch zurückgezogener, als in Linz, da die enge Kameradschaft hier mehr in den Hintergrund trat.

Die Erhebung Bonaparte's auf den Thron Frankreichs mußte mich und alle wahren Freunde der Legitimität, gleich viel, welcher Nation sie angehörten, mit

gerechtem Zorn erfüllen. Es war mir unbegreiflich, daß die Monarchen Europas solche Usurpation duldeten und Bonaparte wirklich als Kaiser anerkannten, ja ihm sogar huldigten. Die strengen Strafen für die Uneinigkeit und Ungeschicklichkeit, mit der bisher alle Coalitionen den Kampf gegen das revolutionäre Frankreich geführt hatten, sollten sich jetzt immer mehr erfüllen. Welch' ein Joch der unerhörten Tyrannei vermochte dieser Bonaparte dem geknechteten Europa nun durch eine lange Reihe von Jahren aufzulegen!

Die schändliche Ermordung des jungen ritterlichen Herzogs von Enghien, dieses echten Sprößlings des alten ruhmreichen Hauses Bourbon-Condé, war ein bemerkbares Zeichen, welche Thaten Europa von dieser Herrschaft Bonaparte's erwarten durfte. Ich kann die tiefe Entrüstung, die mich bei dieser Trauerkunde ergriff, gar nicht schildern, die ganze Scheußlichkeit der Revolution trat auf's Neue mir klar vor die Seele und die alten traurigen Erinnerungen, die allmählich durch die Zeit etwas in den Hintergrund getreten waren, drängten sich mit vermehrter Kraft wieder hervor. Bisher hatte ich Bonaparte nur als das Haupthinderniß der Rückkehr der Bourbons nach Frankreich gehaßt; seit dieser Mordthat hegte ich aber die wüthendste persönliche Erbitterung gegen ihn. Hätte ich diesen Mann im offenen Kampfe jemals gefangen nehmen können, ohne Weiteres

wäre er eigenhändig von mir zusammengehauen worden, das stand fest bei mir. Das Gute hatte dieser Mord aber, daß manche legitimistische Edelleute, die seit 1800 als Officiere in der Französischen Armee dienten, wieder zur Besinnung kamen und sogleich ihren Abschied forderten. Unter dem Befehl des Mörders des Herzogs von Enghien noch fernerhin zu dienen, verbot ihnen wenigstens ihr Ehrgefühl.

Im Mai des Jahres 1805 wurde ich Capitain-Lieutenant und erhielt eine eigene Compagnie. Ich freute mich ungemein über dies Avancement, denn die Wirksamkeit eines Compagnieführers ist in der Österreichischen Armee eine sehr ausgedehnte und ersprießliche, wenn anders der Betreffende wirklich Neigung wie Zeit dazu hat, sie gehörig auszufüllen. Er kann in der That ein wahrer Vater seiner Compagnie sein und Hunderte von braven Soldaten wahrhaft beglücken, ohne der Strenge des Dienstes selbst nur im Allergeringsten dadurch zu schaden.

Mehr aber noch, wie meine Ernennung zum Compagniechef, erfreuten mich jetzt die immer mehr steigenden Aussichten zu einem baldigen Ausbruch des Krieges zwischen Österreich und Frankreich. Ich habe mich sonst selten viel mit dem Lesen der Zeitungen befaßt, jetzt aber erwartete ich täglich mit der größten Spannung alle Blätter, welche irgend sichere Nachrichten über die neuesten Vorgänge in der Politik bringen konnten.

Die Coalition zwischen Österreich, Rußland, England und noch einigen anderen Staaten zweiten Ranges, kam endlich zum Abschluß, der Ausbruch des Krieges mit Frankreich war fast unzweifelhaft. Seit Jahren hatte ich keinen so frohen Tag mehr gehabt, als den, da ich die sichere Kunde erhielt, bald wieder gegen Bonaparte und seine Schaaren kämpfen zu können. Die ungemein schwächliche Politik, die damals in Berlin herrschte, hatte Preußen leider davon abgehalten, sich diesem Bunde anzuschließen und mit vereinten Kräften gegen den gemeinsamen Feind aller legitimen Regenten Europas zu kämpfen. Eine sehr empfindliche, aber vielleicht nicht ganz unverdiente Strafe sollte der Preußischen Regierung dafür zu Theil werden, als sie ein Jahr später den Krieg gegen Bonaparte, den Sieger von Austerlitz, unternahm.

Das Bataillon, bei dem ich eine Compagnie führte, stand während des Sommers 1805 in dem großen Lager bei Wels unweit Linz, wo ein bedeutendes Corps des Österreichischen Heeres vereinigt wurde. Wir waren auf Kriegsfuß gesetzt, erhielten neue Verstärkungen und exercirten sehr fleißig. Die Stimmung des Heeres war muthig und kräftig, aber gerade nicht begeistert. Der größte Theil des Österreichischen Kaiserstaates hatte bisher von den Franzosen noch nicht die vielen Demüthigungen erlitten, und so herrschte gegen diese im Allgemeinen lange nicht der gleiche Haß, wie z. B. beim Ausbruch des Krie-

ges von 1809. Manche Rekruten, die bei den Regimentern eintrafen, wären lieber zu Hause in ihren friedlichen Beschäftigungen geblieben und auch von den älteren Soldaten gab es viele, denen die Beschwerden der früheren Feldzüge auch gerade keine so angenehme Rückerinnerungen gelassen hatten, daß sie sich nach deren Wiederholung sehr sehnten. Eine gleiche Stimmung der Ruhe herrschte bei vielen älteren Officieren, die für die Lockungen des Ehrgeizes schon abgestorben waren, während hingegen der jüngere Theil des Officiercorps die Kriegserklärung mit lautem Jubel begrüßte.

Auf unser Corps bei Wels wirkte die Nachricht, daß nicht der Erzherzog Carl, wie wir anfänglich gehofft, sondern der Baron Mack den Oberbefehl übernehmen würde, sehr niederschlagend. Wir beneideten unsere Kameraden in Italien, denen das Glück zu Theil werden sollte, unter dem Befehl des erlauchten Erzherzogs fechten zu dürfen, um diesen Vorzug nicht wenig und manche Officiere wandten alle Mittel an, um zu den in Ober-Italien stehenden Truppentheilen transferirt zu werden; daß der Hauptkampf diesmal in Deutschland statt finden werde, war leicht vorauszusehen, und um so unbegreiflicher mußte man es finden, einen Mack, statt eines Erzherzogs Carl, mit dem Oberbefehl zu betrauen; Doch was konnte man in dieser Hinsicht von einigen leider nur zu einflußreichen Persönlichkeiten in Wien nicht alles

erwarten! — Was nun den Zustand der Österreichischen Armee betraf, so war dieser nicht gleichmäßig, denn manche Regimenter hatten eine ungleich größere Kriegstüchtigkeit, als andere. Der Wille des Regiments-Inhabers war von großem Einfluß bei der Zusammensetzung des Officiercorps, und so zeigte sich hierin ein bemerklicher Unterschied in den einzelnen Regimentern. Manche hatten sehr viele treffliche Subaltern-Officiere, die sich den Reformen des Erzherzogs Carl mit großem Eifer gewidmet hatten; von anderen Regimentern, deren Inhaber eingenommene, pedantische und sehr dem Protectionsunfug ergebene Generale waren, konnte man leider nicht ein Gleiches rühmen und es gab viele Officiere in diesen, die ihre Stellen nicht genügend ausfüllten. Auch die verschiedenen Nationalitäten, aus denen die einzelnen Regimenter rekrutirt waren, verliehen solchen einen mehr oder minder hohen Grad von Kriegstüchtigkeit. Im Allgemeinen durfte man aber annehmen, wie dies stets in dem Heere des Kaisers von Österreich bisher der Fall war, daß die Cavallerie sich als die bestausgebildetste und manövrirfähigste aller Waffengattungen zeigte. Strenge Disciplin und ein echt monarchischer Sinn herrschten aber im ganzen Heere, und jedes Regiment kämpfte willig gegen jeden Feind, den der Wille seines Herrschers ihm bestimmte. In der zweiten Hälfte des August **1805** marschirte mein Bataillon von Wels aus und verfolgte den Lauf

der Donau stromaufwärts. Wir hatten allgemein gehofft, die schöne und tapfere Bayrische Armee würde sich uns anschließen, wie sie dies auch gern gethan hätte; leider war dies aber nicht der Fall und sie mußte gezwungen dem Usurpator Bonaparte folgen. Die ränkevolle Schlauheit der Diplomaten dieses Mannes hatte auch diesmal wieder, wie leider so häufig, die Schwäche der meisten mittleren und kleineren Cabinette besiegt, und solche dem Princip der Legitimität abtrünnig gemacht. Für einige elende Fetzen Land, die sie mehr erhielten, opferten manche dieser Fürsten ohne Weiteres das Princip der Legitimität und dienten folgsam einem Bonaparte. In ihrer kurzsichtigen Verblendung dachten sie nicht daran, welche böse Drachensaat sie dadurch in ihrem eigenen Lande ausstreuten, die ihnen später selbst nur zu übele Früchte tragen sollte. Wenn die verderblichen revolutionären Tendenzen, die der ersten Französischen Revolution ihren Ursprung verdanken, in dem sonst so loyalen Deutschland auch in den letzten Jahren sich immer tiefer eingefressen haben, so trägt das enge Bündniß so mancher Fürsten mit Napoleon, dem Sohn der Revolution, die Hauptschuld davon.

Unser Corps stellte sich nun in und um Ulm auf, um hier die Franzosen, welche aus ihren verschiedenen Lagern am Canal aufgebrochen und in Eilmärschen über den Rhein gegangen waren, zu erwarten. Der Baron

Mack hatte sich eingebildet, Bonaparte werde nach einer gewöhnlichen Schablone, etwa wie ein Officier, der sein Examen für den Generalstab machen muß, seine Manöver ausführen, und so blieben wir denn nutzlos bei Ulm stehen. Es war mit einigen Abänderungen fast wieder die gleiche Täuschung, wie in Italien vor der Schlacht bei Marengo, wo man Bonaparte auch keine kühnen außergewöhnlichen Pläne zutraute, weil man selbst nicht im Stande war, solche zu unternehmen. Die Mittelmäßigkeit, welche sich in unserem Hauptquartier und mehr noch bei den aus Wien gesandten Instructionen nur zu breit machte, traute auch dem Gegner nur Mittelmäßiges zu, und so mußten wir einem Bonaparte gegenüber freilich unterliegen. Dies gänzlich nutzlose, müßige Umherstehen bei Ulm brachte nicht allein mich, sondern auch sehr viele andere Officiere jeden Grades zur Verzweiflung und schien uns mit Recht ein übeles Vorzeichen für den kaum begonnenen Feldzug. Selbst die gemeine Mannschaft hatte genug Einsicht, um zu erkennen, daß vieles wieder verfehlt sei, und die Soldaten äußerten oft unverholen ihren Mißmuth, daß wir nicht vorwärts gegen den Feind marschirten.

„Wir müssen die Franzosen angreifen, statt uns immer von diesen Kerls erst umzingeln und dann angreifen zu lassen“, sagte ein alter Grenadier-Corporal meiner Compagnie, der schon alle Italienischen Feldzüge

mitgemacht hatte. Der einfache gesunde Sinn dieses erfahrenen Veteranen traf das Richtige besser, wie die schulmäßigen Combinationen mancher unserer gelehrten Strategen, die in ihrer Überklugheit den Wald vor lauter Bäumen nicht wachsen sahen. Bonaparte, ein Meister jeder Täuschung, täuschte uns eben so wieder, wie er den Baron Melas 1800 in Piemont getäuscht hatte. Sein Feldzugsplan war meisterhaft angelegt, wurde mit der ganzen Kraft und Schnelligkeit, welche alle Bewegungen der damaligen Französischen Armee so sehr charakterisirt, auch ausgeführt und mußte daher gelingen. Wir standen noch ruhig in und um Ulm und schauten auf die große Straße nach Württemberg hinunter, als ob dies der einzige Weg sei, auf dem ein Französisches Hauptcorps daher marschirt kommen konnte, als die Feinde schon in unserem Rücken waren und uns immer enger umzingelten. Ebenso, wie vor Marengo, ließ Bonaparte uns absichtlich durch falsche Spione täuschen, und der gute Mack war einfältig genug, dem Geschwätz dieser abgefeimten Schurken unbedingtes Vertrauen zu schenken. Wirklich fabelhafte Geschichten von der Leichtgläubigkeit auf der einen, albernen Hochmüthigkeit auf der anderen Seite mancher Österreichischen Generale wurden in unseren Lagern erzählt und leider geglaubt. Freilich hatten wir auch wieder ausgezeichnete Generale unter uns, welche mit Recht über das, was geschah, sehr

erzürnt waren. Unter diesen befand sich besonders der Fürst Schwarzenberg, der **1813—1814** als Ober-Feldherr der Hauptarmee sich so unsterbliches Verdienst bei der Besiegung Bonaparte's erwarb. Der Fürst Schwarzenberg hatte damals noch keine so hervorragende Stellung, daß seine Meinung von entschiedenem Einfluß sein konnte, und es war dies ein Unglück für unser Corps, denn man durfte ihn unbedingt zu den besten Österreichischen Generalen zählen. So genial und großartig in seinen Plänen, wie der Erzherzog Carl, war er nicht; aber ungemein vorsichtig, alle möglichen Folgen klug erwägend und dabei nicht im mindesten eigensinnig, sondern jeder guten Einsicht völlig sein Ohr öffnend. Sein Charakter war ungemein edelmüthig, Wohlwollen gegen Jedermann einte sich bei ihm mit der nöthigen Strenge, ohne welche ein Officier und gar ein General keinen Schuß Pulver werth ist. Den geborenen vornehmen Aristokraten, der es im Gefühl seiner Würde verschmäht, sich durch falschen Schein ein erhöhtes Ansehen zu geben, stellte er auf die edelste Weise dar und gehörte unbedingt zu den ritterlichsten Erscheinungen, die mir in meinem ganzen Leben vorgekommen sind. Für junge Officiere war er ein nachahmungswerthes Beispiel und ich glaube, daß sein später sehr mächtiger Einfluß ungemein förderlich für die Officiercorps der Österreichischen Armee gewirkt hat.

Anfangs October, als es schon fast zu spät war, schien dem Baron Mack endlich eine Ahnung aufzugehen, daß außer dem Corps des Generals Bernadotte, was aus Norddeutschland gekommen war, auch andere Französische Truppentheile schon in unserem Rücken angekommen sein müßten. Unter dem Befehle des Barons Auffenberg wurden neun Infanterie-Bataillone und einige Cavallerie-Schwadronen ausgeschickt, um zu erforschen, was denn eigentlich im Bairischen Schwabenland hinter uns vorginge.

Am 8. October hatte ich unweit Wentingen Gelegenheit, in diesem Feldzuge zuerst mit den Feinden in das Gefecht zu kommen. Es ging blutig dabei her und ich konnte meine Kampfeslust befriedigen. Starke Französische Dragonermassen attaquirten unsere Aufstellung mit wildem Hurrahgeschrei und größerer Kühnheit, als Geschicklichkeit. Es kam zu einem Handgemenge, in dem ich mich zu Fuß mit meinem Säbel gegen einen Französischen Rittmeister vertheidigen mußte, was mir auch trefflich gelang. Ich stach seinem Pferde in's Herz, so daß es zusammenbrach und seinen Reiter abschleuderte, der nun mit leichter Mühe von meinen Grenadieren gefangen genommen werden konnte.

Die Angriffe der Französischen Reiterei hielten wir standhaft auf; als aber jetzt der General Oudinot mit seinen Grenadieren und Murat mit einem ganzen Corps

auf uns eindrang, mußten wir den Rückzug in guter Ordnung antreten. Wir hatten an diesem Tage über **1000** Mann verloren, konnten aber dem Feldzeugmeister Mack dafür auch die sichere Kunde bringen, daß Bonaparte mit seiner großen Armee, die an **150,000** Mann der besten Truppen der Welt zählte, in unserem Rücken aufmarschirt stände. Da verzog man freilich in unserem Hauptquartier gar lange Gesichter, und manche unserer gelehrten Strategen konnten gar nicht begreifen, wie Bonaparte solche Überflügelung möglich gemacht habe, da sie ja gegen alle ihnen bekannten Lehren der Strategie verstoße. Solche dumme und dabei doch gelehrt und weise sein wollende Generale konnten einen wirklich zur Verzweiflung bringen, und der gewöhnlichste Corporal besaß mehr gesunden Menschenverstand, wie sie. Es war jetzt ein gräulicher Zustand in unserem Hauptquartier und ein wahres Chaos von Niedergeschlagenheit, Dummheit, Hochmuth und Verblendung zeigte sich.

Noch stand dem Baron Mack bei nur einiger Thatkraft der Weg auf das linke Donau-Ufer und von dort nach Böhmen offen. Es bedurfte nur eines kräftigen Entschlusses hiezu, und wir hätten uns entschieden noch durchzuschlagen vermocht. Bonaparte, der seine Gegner kannte, hatte Mack gar keine Energie zugetraut, und daher das linke Donau-Ufer nur schwach besetzen lassen, so daß wir mit den **60,000** Mann, die unser

Corps noch zählte, ganz entschieden den Durchbruch unternehmen konnten. Der Erfolg bewies leider, wie richtig Bonaparte einen Feldherrn wie Mack beurtheilt hatte, wenn er ihm nicht die mindeste Energie im Augenblick der Gefahr zutraute und ihn keines kühnen Entschlusses für fähig hielt. Der Erzherzog Ferdinand und andere Generale, unter denen besonders der Fürst Schwarzenberg erwähnt werden muß, drangen zwar auf das Bestimmteste darauf, diesen Durchbruch zu versuchen, allein vergebens. Dummheit und Schwäche siegten auch diesmal wieder über Kühnheit und Genialität und so mußte einem General wie Bonaparte, der beide letzteren Eigenschaften in so hohem Grade besaß, sein Plan freilich gelingen.

Wir schlossen uns in dies unglückliche befestigte Lager von Ulm ein, als wenn Gott ein Wunder thun und uns hier ohne unsere eigene Beihülfe retten werde. Es fehlte wirklich nicht viel, so wäre es zum Aufstand gegen den Baron Mack gekommen; eine solche wüthende Stimmung herrschte sowohl unter den Officieren wie Soldaten.

Ich erhielt jetzt urplötzlich den Befehl, die Führung meiner Compagnie einstweilen einem anderen Officier anzuvertrauen und mit Depeschen an die Russische Armee, die unter dem Feldmarschall Kutusow durch Böhmen anmarschirt kam, abzugehen. Es war mir unangenehm,

meine brave, mir treu ergebene Compagnie in diesem Augenblick, wo ein Kampf bevorstand, abgeben zu müssen und doch freute ich mich auf der anderen Seite wieder, einen so unheimlichen Aufenthalt, wie das Lager bei Ulm darbot, verlassen zu können. Der Umstand, daß ich früher in der Russischen Armee gedient, die Bekanntschaft vieler Officiere derselben gemacht und die Russische Sprache einigermaßen erlernt hatte, mochte den Baron Mack bewogen haben, gerade mich zu diesem Auftrage auszusuchen. Ich mußte übrigens, um nach Böhmen zu gelangen, mitten durch ein Französisches Corps hindurch und der Weg war sehr gefährlich. Wohlbewaffnet, mit Geld reichlich versehen, gut beritten und von drei muthigen und gewandten Chevauxlegers begleitet, verließ ich in einer dunklen Regennacht Ulm.

Unser Ritt war voller Beschwerden und Abenteuer und wiederholt waren wir in der allergrößten Gefahr, von den Feinden gefangen genommen zu werden. Nur die große Nachlässigkeit, mit der die Franzosen gewöhnlich ihren Vorposten- und Wachtdienst zu versehen pflegen, machte es uns stets möglich, durchzukommen. Häufig konnten wir aber nur bei der Dunkelheit der Nacht reiten und mußten am Tage uns mit unseren Pferden in den dichten Wäldern jener Gegenden verbergen. Auch wurden wir einmal von einer Französischen Schildwache angerufen und nur mein fertiges Französisch täuschte die-

selbe. Es war ganz eine Expediton, die mich an meine früheren Streifzüge als Häuptling der Chouans erinnerte, und mir in dieser Hinsicht manches Interesse gewährte. — Glücklich kam ich nun durch Baiern in den Böhmerwald, wo jede weitere Gefahr für uns aufhörte. Hier ließ ich meine Leute langsam nachreiten und nahm selbst Courierpferde, um so schnell wie möglich den Fürsten Kutusow und seine Russische Armee zu erreichen.

Der Fürst Kutusow empfing meine Depeschen und sandte mich dann mit neuen Briefen nach Wien. Hier erhielt ich den Befehl, wieder in das Russische Hauptquartier zurückzueilen und vorläufig dort zu bleiben, um dem Fürsten bei seinem Verkehr mit den Österreichischen Behörden behülflich zu sein. Mir war dieser Auftrag, in dem eine endlose Reihe aller möglichen Verdrießlichkeiten lag, gar nicht angenehm; doch unbedingter Gehorsam ist ja eine der wichtigsten Pflichten des Soldaten. Komisch fast kam mir übrigens der Wechsel in meinen Verhältnissen vor. Vor sechs Jahren hatte ich als Russischer Officier mit Österreichischen Militairbehörden verhandeln müssen, und jetzt als Österreichischer Officier mit Russischen.

Die Russische Armee und Kutusow fand ich nicht so gut, als die, welche ich unter Suworow kennen gelernt hatte. Überall vermißte man den Einfluß dieses großen Feldherrn, der seine Soldaten zu einer Kühnheit

zu entflammen wußte, wie solche sonst den Russischen Soldaten, so tüchtig sie auch in der Defensive sind, nicht eigen zu sein pflegt. Es waren viele Rekruten jetzt in den Bataillonen und die alten Veteranen jener Suworow'schen Schaaren vermißte man schmerzlich. Dabei kam es mir vor, als ginge die Mannschaft nur ungern in den Krieg. Besonders kamen Desertionsfälle ungleich häufiger vor, obgleich die Disciplin streng war und manche Officiere ihre Mannschaft tyrannischer behandelten, wie Suworow dies jemals geduldet haben würde. Unter den Officieren, mit denen ich in Berührung kam, befanden sich zwar viele ehrenwerthe und kriegstüchtige Männer, aber leider auch eine große Zahl jener rohen, nur mit äußerem glatten Firniß überzogenen Gecken, wie sie die vornehme Russische Aristokratie häufig besitzt, und wie der alte Suworow sie so trefflich niederzudrücken verstand. Es waren dies häufig arrogante und suffisante junge Burschen mit den Manieren Französischer Tanzmeister, deren oberflächliche liberale Phrasen, die sie in schlechten Romanen aufgelesen hatten, mit der brutalen Härte gegen ihre Untergebenen auf die widerlichste Weise im Contrast standen. Nur durch ein sehr gemessenes, ruhiges Wesen konnte man am Besten mit diesen jungen Herren durchkommen; da ich zwei Russische Orden und darunter einen sehr geachteten trug, so hielten diese Herren mich auch für so Russisch gesinnt, daß sie

glaubten, ihrer Abneigung gegen Österreich in meiner Gesellschaft gar keinen Zwang anlegen zu dürfen. Gleich am ersten Abend bei einem gemeinschaftlichen Essen spöttelten mehrere Adjutanten vornehmer Geburt in Russischer Sprache über die Österreichische Armee und belustigten sich, alberne Anecdoten über diese zu erzählen. Das war mir denn doch zu viel und vor gerechtem Zorn rötheten sich meine Wangen. Ich stand auf und sagte diesen Herren in festem Tone, ich hätte jetzt die Ehre, die Officierschärpe des Kaisers von Österreich zu tragen und würde daher jeden Spott, der in meiner Gegenwart über die Österreichische Armee geäußert würde, als persönliche Beleidigung ansehen und nicht dulden. Sowohl jetzt gleich, oder auch nach beendetem Kriege, sei ich dafür zu jeglicher Genugthuung mit den Waffen bereit. Diese Sprache wirkte und fortan wurden wenigstens in meiner Gegenwart beleidigende Äußerungen über die Österreichische Armee vermieden. Ob der Ruf, den ich von früherer Zeit her im Russischen Heere hatte, ein besonders guter Fechter zu sein, hiezu beitrug, will ich nicht entscheiden. Diese Abneigung gegen Österreich war übrigens damals in der ganzen Russischen Armee tief verbreitet und erschwerte mir nicht allein meine Thätigkeit auf das Äußerste, sondern bereitete mir auch sonst wahren Kummer. Leider konnte ich nicht läugnen, daß das frühere Benehmen des Wiener Cabinets gegen Su=

worow gerade nicht geeignet gewesen war, lebhafte Sympathien für Österreich unter den Russischen Truppen zu erwecken. So trägt jede böse That auch stets ihre bösen Folgen, unter denen leider nur zu oft dann auch Unschuldige mitleiden müssen.

Persönlich konnte ich mich nicht über den Feldmarschall Kutusow beklagen, denn er war stets ganz artig gegen mich; sonst habe ich aber niemals zu seinen Verehrern gehört. Gar eine Parallele zwischen ihm und Suworow ziehen zu wollen, wie man es hie und da versucht hat, erschien mir stets als eine große Albernheit, da Letzterer Ersteren in jeder Hinsicht weit überragte. Kutusow war ein kleines unscheinbares Männchen, von krummer Haltung, dem ein Auge im Kopfe fehlte. Er war so schlau und verschmitzt, wie nur ein echter Russe es sein kann, von großer Thätigkeit und festem Willen, auch nicht ohne militairische Talente, wenn auch ohne jegliche Genialität in der Entwerfung von Plänen und ohne kühne Energie in der Ausführung derselben. Seine Hauptstärke war eine zähe, unerschütterliche Defensive, worin auch die Hauptkraft der Russischen Soldaten besteht, wie er denn überhaupt in vieler Hinsicht als wahrer Vertreter derselben mit allen ihren guten und schlechten militairischen Eigenschaften, z. B. großer Langsamkeit, angesehen werden durfte. Daß er in der Schule Suworow's gedient hatte,

konnte man Kutusow in vielen Dingen auffällig anmerken, obgleich er sich leider die rücksichtslose Energie dieses großen Feldherrn nicht im Mindesten angeeignet. In dem großen Haß gegen alles Fremde und in der festen Überzeugung, das alte Rußland sei das erste Land der Welt, glichen sich diese beiden Männer vollkommen. Suworow wollte, Rußland sollte als Eroberer den ersten Platz in Europa einnehmen; Kutusow hingegen, es solle stets nur in der Defensive bleiben und sich möglichst streng von allen übrigen europäischen Völkern abschließen.

Zu einem Führer des Russischen Heeres im Jahre **1805** war Letzterer daher sehr schlecht geeignet; für den Feldzug von **1812**, wo Rußland stets nur Defensiv-Schlachten schlug, paßte er ganz vortrefflich.

Ein bemerkenswerther Russischer General, der im Heere großes Ansehen hatte, war Miloradowitsch, ein geborener Serbe. Tapferkeit und Energie konnte man ihm nicht absprechen, sonst aber hatte er so rohe Manieren wie ein Stallknecht und war brutal, jähzornig und im höchsten Grade grausam. Ich ging ihm aus dem Wege, so weit ich nur konnte, und es war mir stets widerlich, wenn ich in dienstlichen Angelegenheiten ihm eine Meldung machen mußte. Sehr gern verkehrte ich hingegen mit dem General Doctorow, einem ebenso braven und tüchtigen Soldaten, wie liebenswürdigen

und edelen Mann. Er hat mir vielen Verdruß erspart und es war mir stets eine Freude, wenn ich mich in seiner Gesellschaft befinden konnte. Überhaupt hatte ich mehrere wahre und treue Freunde im Russischen Heere, mit denen ich während des Feldzuges unter Suworow herzliche Waffenbrüderschaft geschlossen hatte. So ein Bund, im feindlichen Schlachtenfeuer zusammengeschmiedet, pflegt auch für das Leben festzuhalten.

Eine mich wahrhaft betäubende Nachricht war die der Capitulation Mack's bei Ulm. Wie ein Feldherr mit 32,000 Mann trefflicher, muthiger, reichlich mit Artillerie und Munition versehener Truppen, so ohne Weiteres die Waffen strecken, und nicht vielmehr das Äußerste versuchen konnte, um sich durchzuschlagen, oder mit Ehren unterzugehen, war eine Sache, die ich gar nicht fassen konnte. Da war der alte Melas, so thöricht er auch sonst gehandelt haben mochte, doch bei Marengo ein anderer Mann gewesen. Als mir zuerst ein Russischer Officier mit spöttischem Lächeln die Nachricht von dieser schmählichen Capitulation bei Ulm mittheilte, wollte ich solche gar nicht glauben, hielt das Ganze nur für eine hämische Erfindung und stritt sehr bestimmt dagegen. Leider bestätigte sich bald darauf diese Schmach. Der Übermuth vieler Russischer Officiere stieg jetzt nicht wenig und sie empfanden wirklich eine hämische Freude über das Unglück ihrer Waffenbrüder. Daß es auch

viele edle und ritterliche Charaktere unter diesen Russischen Officieren jeglichen Grades gab, die das, was bei Ulm geschehen war, schon im Interesse des gemeinsamen Bündnisses tief beklagten, bedarf kaum einer besonderen Erwähnung.

Schmerzlich lag mir auch das Schicksal meiner braven und kriegstüchtigen Compagnie am Herzen, die jetzt fast gänzlich aufgerieben war. Bei all diesem Unglück erfreute mich nur, daß meine Compagnie nicht zu den Truppen gehörte, welche bei Ulm auf Befehl die Waffen strecken mußten, sondern den Abzug unter dem Erzherzog Ferdinand mit unternommen hatte. Zwar war die Compagnie in den wiederholten Gefechten, die das Corps des Erzherzogs noch zu bestehen hatte, größtentheils aufgerieben oder zersprengt worden, doch war dies immer besser, als jene fluchwürdige Capitulation. Ungefähr die Hälfte meiner treuen Grenadiere hatten sich, häufig in einzelnen Trupps, bis nach Böhmen durchgeschlagen und fochten an dem blutigen Tage bei Austerlitz schon wieder in den Heeresreihen ihres Kaisers und Herrn.

Am 5. November hatte ich bei Amstetten unweit St. Pölten zuerst Gelegenheit, einem Zusammenstoß der Russen mit den Franzosen beizuwohnen. Da mein Geschäft hauptsächlich darin bestand, die Quartier-Angelegenheiten der Russischen Truppen ordnen zu helfen, so hätte ich

an diesem Gefechte gar nicht theilzunehmen brauchen. Um viele Tausend Gulden hätte ich mir aber jetzt diese Gelegenheit zum Kampf nicht entgehen lassen.

Die Französische Cavallerie, welche der General Murat, der zwar ein wahrer Comödiant, aber auch ein persönlich sehr muthiger Reiter-Officier war, befehligte, attaquirte mit ihrem gewöhnlichen Ungestüm. Die Kerle baumelten zwar nur so auf ihren abgehetzten Gaulen, aber jagten wie das Donnerwetter gegen die Russische Artillerie vor. Diese schoß äußerst ungeschickt, und ihre Schüsse gingen mehr in die Baumgipfel des Waldes, wie in die Glieder der Französischen Dragoner. So wurden denn die Russischen Kanonen bald genommen und die zur Bedeckung derselben aufgestellte Cavallerie, die auch keine rechte Kraft zeigte, geworfen. Wie eine Mauer so fest stand aber die Russische Infanterie, und hier brach sich machtlos der Französische Reitersturm. Die Grenadiere des Generals Oudinot, wahre Elite-Bataillone der Armee Bonaparte's, mußten sich nun mit gefälltem Bajonnett auf die Russische Infanterie werfen. Ein wüthender Kampf, Mann gegen Mann, begann, und die größere Gewandtheit der Franzosen im Einzelkampf gegen die zwar standhaften, aber ungeschickten Russen, entschied dabei endlich zu Gunsten Ersterer. Wir leisteten aber den hartnäckigsten Widerstand, und zogen uns dann mit der strengen Ordnung,

die das Russische Heer beim Rückzug stets beobachtet, langsam zurück.

Zwei Tage verfolgten nun die Französischen Generale Murat und Lannes die Russen, konnten aber diesen weiter keinen Abbruch thun. Ich selbst ward während dieser Zeit abermals mit Depeschen nach Wien gesandt. Ich traf hier Alles in der größten Bestürzung, denn man befürchtete schon sehr, daß die Franzosen die Stadt einnehmen würden. Leider vermißte ich — so weit ich dies in den 24 Stunden, die ich mich jetzt in Wien aufhielt, beurtheilen konnte, Kühnheit und Einheit in den oberen Stellen. Gerade manche dieser hochweisen Herren vom Hofkriegsrath, die aus der Ferne so überkluge Operationen anbefehlen konnten, hatten jetzt, als die Gefahr sich wirklich nahte, am allermeisten den Kopf verloren. So ist es mir unbegreiflich, warum man nicht Anstalten traf, die werthvollen Vorräthe des reich ausgestatteten Wiener Arsenals nach Ungarn zu retten, was bei einiger Energie immer möglich gewesen wäre. Man that hierin, wie überhaupt in Allem, gar nichts, und machte es Bonaparte überaus bequem, sich möglichst reicher Beute zu bemächtigen. Es war eine heillose Confusion und man hätte viele einflußreiche Persönlichkeiten lieber in ein altes Weiberspital, wohin sie gehörten, einsperren sollen, als an der Spitze wichtiger Geschäfte lassen. Ich mag keine Namen nennen, sonst könnte ich

eine Menge wirklich charakteristischer Anecdoten über die Kopflosigkeit und Erbärmlichkeit vieler Personen, die vorher und auch sogar nachher sich ein gewaltig wichtiges Ansehen zu geben verstanden, hier anführen. Ein alter Hofkriegsrath, so recht ein Perückenstock von Kerl, mit dem ich dienstliche Geschäfte zu besorgen hatte, schien am meisten zu befürchten, daß die Franzosen bei ihrem Einrücken seinen grünen Arbeitstisch und seinen Sessel beschädigen würden. Der Verlust dieses Gerumpels lag dem Kerl mehr am Herzen, als die Ehre der Österreichischen Armee. Wirklich zur Verzweiflung müssen solche Herren jeden braven Officier bringen.

Lauter Kanonendonner dröhnte mir aus der Ferne am Abend des **11.** Novembers entgegen, als ich wieder zum Russischen Heere zurückkehrte. Mit heftigen Spornstößen trieb ich mein ermüdetes Roß zur größten Eile an, denn ich konnte ein heftiges Gefecht zwischen den Russen und Franzosen erwarten und strebte danach, wenn es irgend möglich war, noch daran theilzunehmen. Bei Dirnstein am linken Donauufer fand dasselbe auch statt, und mit großer Erbitterung hatten Russen und Franzosen schon mehrere Stunden gegeneinander gekämpft, als ich selbst am Platze anlangte. Ich gab meine Depeschen ab, machte die Meldungen und sprang dann von meinem sehr ermüdeten Roß, um zu Fuß zu den theilweise noch kämpfenden Russischen Truppen zu eilen. Der Fran-

zösischen Division Gazan war es hier sehr schlimm ergangen, und die Russen nahmen derselben eine große Zahl von Gefangenen ab. Ein wildes Nachtgefecht fand beim Flammenschein einer brennenden Ortschaft noch statt, als ich mich in das Kampfgetümmel mischte.

Die Franzosen schlugen sich mit großer Gewandtheit und obgleich wir in bedeutender Überzahl waren, so wußten sie sich doch meisterhaft zu vertheidigen. Den Russen fehlte aber die kühne Energie im Angriffe, die sie unter Suworow so oft ausgezeichnet hatte, und so war denn auch diesmal unser Erfolg lange nicht so vollständig, wie er dies eigentlich unseren sehr bedeutenden Mitteln nach hätte sein sollen. Ich selbst nahm übrigens in der Nacht noch zwei Französische Officiere gefangen, die sich in den engen Bergschluchten der Gegend verirrt hatten.

Ein sehr empfindlicher Verlust sowohl für das ganze Heer, wie auch besonders für mich, war der des Österreichischen Generals Schmidt, der bei diesem Gefecht blieb. Er befand sich als erster Österreichischer Commissarius im Russischen Heere und hatte diesen Überfall der Division Gazan wesentlich mit geleitet. Wenige Officiere habe ich in meinem Leben kennen gelernt, für welche ich eine so große Verehrung empfand, wie für diesen Schmidt. Er war das Muster eines braven, erfahrenen, durch und durch ritterlichen Soldaten, voller Kühn-

heit und klugen Vorsicht, biederen Aufrichtigkeit und weisen Verschwiegenheit. Hätte das Österreichische Heer nur einen Mann wie Schmidt zum Oberbefehlshaber gehabt und der Hofkriegsrath seine Canzlei dann auf einige Monate gänzlich geschlossen, ich bin fest überzeugt, daß nun und nimmermehr von den Franzosen jemals die Grenzen des Reichs überschritten wären.

Die Nachricht von der Einnahme Wiens durch die Feinde betrübte mich zwar sehr, kam mir aber nicht unerwartet, denn ich war längst darauf vorbereitet. Bei der kläglichen Rathlosigkeit, die theilweise in den höheren Österreichischen Kreisen herrschte, und der immer stärker hervortretenden Abneigung der Russen, auch nur das Mindeste für ihre Verbündeten zu thun, konnte man nichts anderes mehr erwarten. Betäubender als die längst schon erwartete Nachricht von der Besetzung Wiens traf mich jetzt die Botschaft, der General Auersperg habe den Franzosen die Donaubrücke bei Wien ohne Weiteres überlassen, so daß diese mit ihrem ganzen Heere nun einen ungehinderten Übergang auf das linke Ufer des Flusses hätten. Der freche, aber gewandte und unternehmungslustige General Murat hatte wirklich die fast unglaubliche Kopflosigkeit seines Gegners nur zu richtig beurtheilt und durch eine plumpe Kriegslist und schnelle Überraschung eine Brücke gewonnen, die Bonaparten für seine ferneren Operationspläne von der allergrößten

Wichtigkeit war. Was konnte da wohl alle Treue, Ausdauer und todesmuthige Aufopferung, an der es die braven Österreichischen Truppen auch jetzt niemals fehlen ließen, nutzen, wenn die Erbärmlichkeit mancher hochstehender Anführer in einer einzigen Stunde Alles wieder verdarb! Es war mir jetzt förmlich peinlich, in der Gesellschaft Russischer Officiere zu verweilen, denn nur zu sehr waren fast Alle von dem Gefühl des Hohnes über diese gleich feige, wie dumme Übergabe der Donaubrücke durchdrungen. Die feindselige Stimmung im Russischen Hauptquartier gegen Österreich hatte jetzt einen so hohen Grad erreicht, daß viele Officiere gar kein Hehl aus ihrem Wunsch machten, sich sogleich mit den Franzosen gegen die Österreicher zu verbünden. Mein Bursche, ein sehr braver und gewandter Soldat, ein echter Sohn der lustigen Wiener Stadt, klagte mir wiederholt mit Thränen in den Augen, welche Spötteleien er von den Russischen Soldaten über die Österreicher jetzt mit anhören müsse. Meine Stellung ward mir immer peinlicher, und mit Freude hätte ich in dem Österreichischen Heere, welches unter dem Befehl des Erzherzogs Carl bei Caldiero eine so blutige Schlacht gewann, jetzt als Corporal gedient, wenn ich nur um diesen Preis aus dem Russischen Hauptquartier erlöst worden wäre.

In guter Ordnung zwar, aber doch ziemlich schnell, traten wir jetzt den Rückmarsch nach Mähren an. Der

Besitz der großen Donaubrücke bei Wien erleichterte es Bonaparte sehr, seine Truppen gegen uns zu senden, und so hatten wir denn wiederholt mehrere heftige Arrieregarde-Gefechte. Wir wiesen das Andrängen der Feinde zwar stets ab, verloren aber doch viele Menschen dabei, was die gereizte Stimmung der Russischen Truppen noch immer mehr steigerte.

Daß dieser so ungeschickt begonnene Krieg abermals kein günstiges Resultat für die Rückkehr der Bourbons nach Frankreich herbeiführen würde, war mir schon längst klar geworden. Ich will nicht läugnen, daß meine Begeisterung für diesen Kampf dadurch ungemein abgekühlt wurde, und ich mich jetzt mehr aus militairischem Pflichtgefühl, wie aus Interesse für den Zweck des Krieges schlug. Selbst im Fall eines etwaigen Sieges — und dieser ward mir immer zweifelhafter — wäre unter den jetzigen Verhältnissen Rußland das einzige Land gewesen, was wirklich reelle Früchte davongetragen hätte. Für Rußland sebst aber, wenn es nicht wirklich als Vorkämpfer für die Rechte des legitimen Princips in die Reihen trat, wie dies 1799 entschieden der Fall war, habe ich Zeitlebens äußerst geringe Sympathien gefühlt.

Bewunderung erregte bei mir in diesem Feldzug die ungemein große Kriegstüchtigkeit der Französischen Armee. Ich glaube, es hat niemals ein Heer gegeben, welches in jeder Hinsicht so vollkommen ausgebildet für den Krieg

war, als die sogenannte „große Armee", die Napoleon in diesem Feldzug über den Rhein führte. Ich mußte diese stete Tüchtigkeit der so bitter gehaßten Feinde sehr beklagen, denn der so dringend gewünschten Rückkehr der Bourbons stand dadurch ein immer größeres Hinderniß entgegen; aber in rein militairischer Hinsicht konnte ich meine Bewunderung darüber nicht unterdrücken. Keines der vielen Französischen Heere, gegen welche ich seit 1792 gefochten hatte, konnte sich an Kriegstüchtigkeit mit dem vom Jahre 1805 vergleichen, und weder das Heer, was Bonaparte im Kriege von 1809 befehligte, noch die Truppen, gegen die ich in Spanien von 1810 — 1814 focht, waren dem jetzigen gleich. Es zeigte sich ein Eifer, eine Gewandtheit, eine Schnelligkeit jetzt bei diesen Truppen, die nicht besser gefunden werden konnten. Alle Generale fast waren jugendkräftige, von brennendstem Ehrgeiz gestachelte und dabei in der Kriegskunst wohlerfahrene Männer, und konnten somit den übrigen Stabs- und Subaltern-Officieren als gute Beispiele dienen. Die Truppen selbst waren gut ausgerüstet, mit allem Kriegsmaterial versehen, ihren bewährten Führern sehr ergeben und von einer so strengen Disciplin, wie solche unter den früheren Heeren der Republik niemals geherrscht hatte, geleitet. Der General Bonaparte verstand sein Soldatenhandwerk aus dem Grunde und hatte die letzten Friedensjahre mit kluger

Umsicht dazu benutzt, seine Truppen für den Krieg möglichst auszubilden. Er hatte die meisten Truppen einige Jahre in großen Lagern vereinigt gehabt, sie dort manövriren gelehrt, eine strenge Disciplin eingeführt und Officiere und Mannschaften eng mit einander verbunden. Alle Stabs-Officiere, Capitains, Unterofficiere und auch viele Lieutenants und alte Soldaten hatten schon Campagnen mitgemacht, und ihre Erzählungen reizten ihre jüngeren Kameraden an, sich Auszeichnung und Ruhm zu erwerben. Rekruten befanden sich fast gar nicht in den Corps und selbst die jungen Soldaten waren mindestens schon ein bis zwei Jahre beständig unter den Waffen gewesen. Diese ungemein zweckmäßige Mischung von alten und jungen Soldaten habe ich niemals wieder in der Vollkommenheit in einer Armee von Bonaparte gefunden. Sein Heer, mit dem er 1809 den Krieg in Deutschland begonnen, enthielt ungleich mehr Rekruten; bei den in Spanien fechtenden Regimentern waren zwar sehr viele alte Soldaten, aber diese waren häufig schon der beständigen Kriege überdrüssig, fochten oft nicht mit sonderlichem Eifer mehr und sehnten sich nach Hause.

Ausgezeichnet war, wie fast immer bei einem Französischen Heere, auch diesmal wieder die Artillerie und der Österreichischen in ihrer Manövrirfähigkeit, der Russischen aber im guten Schießen, weit überlegen. Auch die schwere Cavallerie war gut beritten.

Ich kann nicht läugnen, daß ich mitunter als Franzose eine Art von Stolz fühlte, daß Frankreich eine so tüchtige Armee geliefert hatte. Welch' Glück wäre es für mich gewesen, in derselben dienen zu können, wenn die weiße Fahne der Bourbons über diesen waffengeübten Regimentern geflattert hätte.

Mit ihren dreifarbigen Fahnen mußte ich sie freilich hassen und ihren völligen Untergang dringend wünschen. So sehr ich aber auch eine Hauptschlacht herbeisehnte, so will ich doch nicht läugnen, daß mich oft ein banges Gefühl des Zweifels, ob solche auch günstig für uns ausfallen würde, überkam.

Achtes Capitel.

Vereinigung der Russischen Heere in Mähren. Kriegerische Stimmung im Hauptquartier des Kaisers von Rußland. Verfehlter Schlachtplan. Beginn der Schlacht bei Austerlitz. Blutige Kämpfe. Begegnung zweier Brüder im Kampfe. Meisterhafter Schlachtplan Napoleon's. Verlust der Schlacht. Rückzug. Trübe Stimmung im Österreichischen Heer. Waffenstillstand.

Das Russische Corps unter dem Feldmarschall Fürst Kutusow hatte sich jetzt in Mähren mit dem Heere, welches der Kaiser Alexander persönlich aus Rußland herbeiführte, vereinigt, so daß die gesammte Armee ungefähr 72,000 Mann zählen mochte. Einige 15,000 Mann Österreicher, unter denen besonders mehrere ausgezeichnete Cavallerie-Regimenter bemerkbar waren, kamen noch hinzu, und so konnte das gesammte Heer mit 88,000 Mann in die Schlachtreihe rücken. Wir standen jetzt in und um Olmütz und durften mit Sicherheit in der nächsten Zeit einer entscheidenden Hauptschlacht ent-

gegensehen. Besonders auch der Kaiser Alexander war ungemein kriegsmuthig gestimmt, und wünschte dringend, sich die Lorbeeren des Sieges zu erwerben. Ich hatte die hohe Ehre, dem Kaiser vorgestellt zu werden; derselbe erkundigte sich gnädig nach meinen früheren Feldzügen, und wo ich meine beiden Russischen Orden erhalten habe, und geruhte dann, mir mehrere huldvolle Worte über meinen militairischen Eifer zu sagen. Der Kaiser Alexander war damals ein schöner, blühender, junger Mann, dem Gott eine ungemein einnehmende Persönlichkeit verliehen hatte. Wohlwollen und Güte sprach aus jedem seiner Züge, und geistige Lebendigkeit blitzte aus seinen blauen Augen. Er hatte etwas ungemein Gewandtes und Schnelles in allen seinen Bewegungen, ritt vortrefflich, und man konnte es leicht begreifen, daß alle Damenherzen dem schönen, ritterlichen Monarchen entgegenflogen. Die vielen Schmeichler, die ihn damals umgaben, wollten behaupten, er besitze auch ein gleiches militairisches Talent wie Bonaparte, und es bedürfe nur einer Gelegenheit, um solches glänzend zu zeigen. Ich glaube, daß der Kaiser selbst viel zu viel Einsicht besaß, um derartigen lächerlichen Lobhudeleien Beachtung zu schenken, wenn sonst leider auch unverständige Schmeichelei nur zu oft in der Seele der Fürsten haften bleibt und gar großen Schaden anrichtet. Ob große Charakterfestigkeit gerade zu den Haupteigen-

schaften des Kaisers Alexander gehörte, wage ich nicht zu behaupten. Ich wenigstens kann nicht läugnen, daß sein Benehmen gegen Napoleon während des Congresses in Erfurt 1808 meine bis dahin für ihn gehegte große Verehrung gewaltig abkühlte.

So ungemein liebenswürdig der Kaiser Alexander persönlich war, ebenso arrogant, ja selbst brutal, betrugen sich mehrere junge Stabs-Officiere seines Gefolges, die der hohen Russischen Aristokratie angehörten. Diese Fanfarons, die größtentheils noch niemals im Gefecht gewesen waren, traten mit einem Übermuthe auf, wie ihn eben nur gänzlich rohe Menschen zeigen können. Ich hatte mir fest vorgenommen, schon im Interesse der guten Sache, für die wir gemeinschaftlich kämpften, jede Gelegenheit zu irgend welchem Streite möglichst zu vermeiden; allein die Verhältnisse wollten dies nicht gestatten. Ich ritt eines Tages ganz ruhig auf einer schmutzigen Landstraße, als ein Russischer höherer Officier, ein noch sehr jugendlich aussehender Mann, in so wilder Hast bei mir vorbeisprengte, daß sein Pferd mich von oben bis unten bespritzte. Ohne nur ein Wort der Entschuldigung zu sagen, jagte er weiter fort, kehrte aber bald wieder um, da es nur ein Spazierritt war, und sprengte in gleicher Hast abermals auf mich zu. Jetzt riß mir die Geduld und ich drängte mein Pferd in den Weg hinein, um ihm die Passage zu versperren,

so daß er pariren mußte. Hochmüthig schrie er mir zu: „Welche Insolenz von Ihnen, scheeren Sie sich fort aus dem Wege, Capitain!"

Innerlich vor Zorn kochend, aber äußerlich noch ruhig, antwortete ich ihm: „Dies ist keine Sprache, wie man sie gegen einen Österreichischen Officier führt; Sie scheinen so rohe Manieren zu besitzen, daß ich Sie für einen Stallknecht halten würde, trügen Sie nicht die Uniform."

„Ach was! Platz da, ich bin der Prinz Dolgorucky!" schrie er laut und wollte sein Pferd anspornen.

„Und ich bin ein Marquis von altfranzösischem Adel, und das ist wahrlich so viel, wie irgend ein Russischer Fürstentitel. — Wenn Sie Muth haben, so geben Sie mir nach beendetem Kriege Genugthuung mit den Waffen, damit ich Ihnen Lebensart beibringen kann", entgegnete ich, drehte mein Pferd um und ritt einen Seitenweg, ohne den Fürsten nur eines Blickes ferner zu würdigen. Hätte derselbe noch irgend eine weitere Beleidigung gegen mich verübt, so hätte ich ihn sogleich mit dem Säbel angegriffen und zum Zweikampf auf der Stelle gezwungen, wären auch die schlimmsten Folgen daraus für mich entstanden.

Der Prinz Dolgorucky forderte mich aber nicht, sondern beschwerte sich über mein Betragen. Man mußte damals in Österreich Alles vermeiden, um die Russen

bei guter Laune zu erhalten und somit auch nur zu viele Insolenzen derselben geduldig ertragen. So erhielt ich jetzt einen scharfen Verweis und 16=tägigen Stubenarrest, nach beendigtem Feldzuge zu bestehen, und ward dann zu meiner großen Freude aus dem Russischen Hauptquartier wieder abcommandirt. Ich war nicht wenig froh, als ich mich wieder in der Mitte meiner Österreichischen Kameraden befand, und diesen täglichen Unannehmlichkeiten überhoben wurde.

Am 30. November ward ich einstweilen dem Österreichischen General Kienmayer wieder zugetheilt. Daß es alsbald in den nächsten Tagen zur entscheidenden Hauptschlacht kommen würde, ließ sich aus Allem mit ziemlicher Sicherheit entnehmen. Ich freute mich sehr hierauf, wenn ich auch häufig ein banges Vorgefühl, daß wir uns abermals den Sieg nicht erkämpfen würden, nicht zu unterdrücken vermochte.

Am Kriegslustigsten im ganzen vereinigten Heere waren übrigens die 12,000 Mann Russische Garden gestimmt, die der Kaiser Alexander bei sich hatte. Es war dies eine ungemein stattliche Truppe, die in Allem — nur nicht an zähem Muthe — sich der übrigen Russischen Armee weit überlegen zeigte. Diese Garden waren seit vielen Jahren in keinem bedeutenden Kriege mehr thätig gewesen und dies trübte ihren militairischen Stolz und machte sie nun desto kampfbegieriger. Sie hatten

eine eigene Deputation an ihren Kaiser geschickt, mit der Bitte, in der nächsten Schlacht ja an den gefährlichsten Plätzen verwendet zu werden, da die Linientruppen fast immer behaupteten, sie würden nur zu glänzenden Paraden herausgeputzt, im blutigen Kampfe aber geschont. Es war dies eine Bitte, die dem Corpsgeist der Garde alle Ehre machte und von dem Kaiser huldvoll aufgenommen und gnädig gewährt wurde.

Am 1. December des Abends spät rückten die verschiedenen Corps in die Schlachtlinie ein. Die Hauptsorge der Russen schien zu sein, daß Bonaparte ihnen entwischen und der Schlacht ausweichen würde, und sie sprachen sich wiederholt in diesem Sinne aus. Sie konnten darüber ruhig sein, denn es lag zu sehr in dem Wunsche Bonaparte's, eine Hauptschlacht zu liefern, als daß er nur einen Augenblick an deren Vermeidung gedacht hätte. Er hatte mit meisterhafter Geschicklichkeit schon alle Vorbereitungen zu einer solchen getroffen, bevor man dies in unserem Hauptquartier nur ahnte.

Der junge Prinz Dolgorucky, eben derselbe, der mich so absichtlich beleidigt hatte, war am Abend des 1. December im Französischen Hauptquartier als Unterhändler gewesen. Seine Mittheilungen lauteten, es herrsche dort eine große Niedergeschlagenheit und Bonaparte selbst habe es durchblicken lassen, er sei in unvorsichtiger Verfolgung zu weit in Mähren eingedrungen und wünsche

nun dringend, seinen Rückzug anzutreten. Der Thor, der solche Beobachtungen machen und die Thoren, die seinen Worten Glauben schenken konnten! Als ob ein Bonaparte seine Pläne von einem Prinzen Dolgorucky durchschauen lassen würde. Und doch wurde diese Ansicht im Russischen Hauptquartier nur zu sehr getheilt, so groß war die unbegreifliche Verblendung daselbst. Der überaus gelehrte, aber auch überaus pedantische und unglaublich von sich eingenommene Österreichische Feldmarschall-Lieutenant Weirother, so recht ein General nach der alten Schule des Hofkriegsraths gebildet, der auf eine mir unerklärliche Weise Einfluß bei dem Kaiser Alexander gewonnen, hatte unterdeß einen schön abgezirkelten und schulgerechten Schlachtenplan entworfen und dessen Annahme auch wirklich durchzusetzen gewußt. Der Plan, ganz in der Art ausgearbeitet, wie Suworow einen solchen zum Hohn früher einmal an den Hofkriegsrath abgeschickt hatte, war gewiß vortrefflich und hatte nur den einzigen Fehler, daß Bonaparte ebenfalls damit einverstanden sein mußte, wenn er wirklich zur Ausführung kommen sollte. Ich habe ihn später einmal gelesen und das Ganze war so präcis nach der Schablone gearbeitet, daß man sich für ein hübsches Friedensmanöver, zur Lust und Ergötzen des geehrten Publikums ausgeführt, gar nichts Besseres denken konnte. Bonaparte hat sich nach erfolgtem Frieden diesen Plan

ebenfalls zu verschaffen gewußt und soll herzlich darüber gelacht haben.

Die jungen Generalstabs-Officiere von der Russischen Aristokratie, die selbst keine Spur von militairischen Kenntnissen besaßen, und denen der gute Herr v. Weirother daher als ein Nestor aller Weisheit vorkommen mußte, waren aber über diesen Plan entzückt und träumten schon von einem glänzenden Siege und der völligen Zerstörung der, nach ihrer Ansicht schon jetzt halb entmuthigten Franzosen.

„Eine Russische Garde haben die Kerle noch niemals gegenüber gehabt, und konnte schon Suworow mit seinen schlechten Linientruppen sie schlagen, wie wird das Ganze schnell auseinanderstäuben, wenn wir Russischen Garde-Cürassiere erst gegen sie anreiten", sagte am Abend noch ein vornehmer Russischer Major, der sich morgen seine ersten Ritterspuren verdienen wollte, zu mir. Ich wünschte von ganzem Herzen, der junge Herr möge Recht haben, konnte aber doch meine Zweifel nicht unterdrücken, ob die Russische Garde-Cavallerie, so stattlich sie auch aussehen mochte, allein eine Schlacht gegen Bonaparte und seine kriegsgeübten Bataillone zu entscheiden im Stande sein würde.

Der Feldmarschall-Lieutenant Kienmayer, unbedingt einer der tüchtigsten Reitergenerale des Österreichischen Heeres, sandte mich am Spätabend des 1. Decembers

noch auf eine Recognoscirung gegen die Französischen Linien aus, deren Wachtfeuer wir hell vor uns brennen sahen. Ich hatte vier altversuchte Reiter, lauter geborene Wallonen, bei mir, und da die Franzosen stets den Vorposten- und Sicherheitsdienst sehr nachlässig zu versehen pflegen, so wagten wir uns dicht an sie heran. Eine lebhafte Bewegung herrschte an den meisten Wachtfeuern. Musikchöre spielten lustige Tänze und der jubelnde Zuruf „vive l'empereur!" erscholl oft laut zu uns herüber, wie denn auch die Soldaten mit angezündeten Strohbündeln eine Art Illumination zu veranstalten schienen. Ich muß bekennen, eine düstere Stimmung überkam mich bei dieser nächtlichen Recognoscirung. Ich haßte die Feinde da drüben gewiß so bitter, wie nur irgend ein Officier in dem ganzen vereinigten Österreichisch-Russischen Heere, und doch konnte ich auf der anderen Seite eine gewisse Regung von patriotischem Stolz nicht unterdrücken, daß es meine Landsleute waren, die einer blutigen Schlacht mit so großer Kampfeslust entgegenjubelten. Es ist immer ein schmerzliches Gefühl, wenn traurige Umstände es dem Manne von festen Grundsätzen zur unbedingten Nothwendigkeit machen, gegen seine eigenen Landsleute kämpfen zu müssen. Dies empfand ich, wie so oft schon in meinem Leben, besonders auch wieder in dieser Nacht vor dem Beginn der Schlacht bei Austerlitz.

Wir begegneten bei dieser Recognoscirung einer kleinen Französischen Patrouille, die etwas angetrunken zu sein schien und uns sogleich mit einem lustigen „bon soir, camerades!“ anredete. Es lag mir daran, diese Leute bei dem Irrthum zu lassen, daß wir Franzosen wären, und so antwortete ich wieder Französisch und fragte nach dem Jubel da drüben.

„Wißt Ihr Herren von der Cavallerie denn nicht“, antwortete der Sergeant-Major, der die Patrouille befehligte, „daß unser kleiner Corporal (Bonaparte) so eben die Wachtfeuer besucht hat, und da jubeln die Soldaten ihm zu, daß er ihnen auf Morgen eine Schlacht und somit natürlich auch einen Sieg versprochen hat.“ Ich sagte der Patrouille noch einige Abschiedsworte und jagte dann mit meinen Leuten wieder eiligst zurück; denn das, was ich gesehen und gehört hatte, schien mir wichtig genug zu sein, sogleich eine schleunige Meldung davon zu machen. Der Feldmarschall-Lieutenant Kienmayer sandte mich auch sogleich noch zu dem Feldmarschall Kutusow. Die Adjutanten desselben nahmen meinen Rapport mit etwas spöttischer Miene auf und meinten, ich habe mich sicherlich geirrt; sie wüßten besser, daß die Französische Armee an keinen Angriff denke, auch schlafe der Feldmarschall schon und könne meiner Meldung wegen nicht jetzt sogleich geweckt werden. So mußte ich denn unverrichteter Sache wieder zurückreiten

und meine Gedanken dabei waren gerade nicht schmeichelhaft für diese Russischen Officiere.

Ein Feldcaplan eines Österreichischen Regiments, der die ganze Nacht in seinem heiligen Berufe unermüdlich thätig war, nahm mir noch die Beichte ab und spendete mir die Tröstungen der Kirche. Ich warf mich noch einige Stunden auf ein Strohlager in einem Stalle hin, allein trotz der großen körperlichen Ermüdung konnte ich doch den erwünschten Schlaf nicht finden. Gar viele wechselvolle Bilder, meist aber trüber Art, erfüllten meine Seele und verscheuchten die Ermattung des Körpers. Gegen 6 Uhr Morgens saßen wir schon in den Sätteln, da der General Kienmayer die Avantgarde des linken Flügels bilden sollte. Derselbe hatte 23 Schwadronen vortrefflicher Österreichischer Cavallerie, darunter viele Husaren, und fünf schwache Bataillone Infanterie, dazu noch zwei schwache Russische Kosacken-Regimenter unter seinem Befehle.

Es war ein sehr kalter December-Morgen, ein eisig nasser Nebel, der durch die Kleider drang, erfüllte das Thal und vermehrte noch die Unklarheit der grauenden Morgendämmerung. Wir saßen fröstelnd in den Sätteln, und im Allgemeinen herrschte sowohl bei den Officieren wie auch Soldaten keine sehr freudige Stimmung. In finsterem Schweigen bewegte sich Alles langsam in den schlechten, engen Wegen fort.

Vor dem Dorfe Tellnitz stießen wir auf die ersten Französischen Vortruppen und drängten solche mit leichter Mühe zurück. So wie nur erst die Flintenschüsse knallten, die Trompeten schmetterten, die Trommeln wirbelten und das Gefecht begann, kam sogleich eine ganz andere Stimmung in Alle. Die Kampfeslust ließ das Blut lebendiger durch die Adern rollen, und Frösteln und Unbehagen waren sogleich verschwunden. Alle trüben Vorahnungen waren alsbald zurückgedrängt, die Gegenwart forderte allgewaltig ihr Recht, die Brust hob sich mächtiger, das Auge blitzte feuriger, vermehrte Spannkraft kräftigte alle Glieder.

Bald dröhnte auch der schwere Kanonendonner durch die Flinten- und Carabinerschüsse unserer leichten Truppen hindurch und bewies den vollen Ernst des Tages. Jetzt brach auch eine klare Wintersonne hervor, verscheuchte den dicken Nebel, der bis dahin die ganze Gegend dicht verhüllt hatte und erlaubte einen freien Überblick.

Was alle Verständigen längst verkündet hatten, fand jetzt seine volle Bestätigung; Bonaparte hatte gar nicht an einen Rückzug gedacht, sondern vollständig zum Kampf gerüstet stand sein Heer in Schlachtordnung vor uns. Wir standen jetzt bald in dem heftigsten Kampfe, der sich um den Besitz des Dorfes Tellnitz drehte. Unsere braven Truppen fochten mit großem Muthe, und

obgleich die Franzosen das Dorf mit der äußersten Hartnäckigkeit vertheidigten, so erstürmten wir dasselbe endlich. Vergebens hofften wir, daß die Russen, die uns nachrücken sollten, bald erscheinen würden, denn immer größer ward die Übermacht der gegen Tellnitz unter wirbelndem Trommelschlag und unter jauchzendem „vive l'empereur!" heranmarschirenden Franzosen. Die Russische Brigade Kamenskoi sollte uns zur Hülfe kommen, marschirte aber äußerst langsam und schwerfällig vorwärts. Immer massenhafter stürmten nun die Franzosen, von dem eisernen Davoust, einem der energischsten Generale Bonaparte's, befehligt, heran und trotz des Muthes unserer Truppen mußten wir das Dorf Tellnitz wieder räumen. Wir hatten zu wenig Infanterie hier, und unsere Cavallerie, die an diesem Tage wiederholt trefflich attaquirte, war für das eigentliche Dorfgefecht weniger verwendbar.

Von allen Seiten tobte jetzt die Schlacht und die Sicherheit und Energie der feindlichen Angriffe bewies, daß der Meister Bonaparte seinen Plan dazu längst entworfen hatte.

Der Feldmarschall-Lieutenant Kienmayer hatte mich inzwischen zu den Russen gesandt, mit dem dringenden Auftrage um Beschleunigung ihres Marsches. Endlich kamen ihre vordersten Colonnen auf dem Kampfplatz an, und die Russische Infanterie machte durch ihren

zähen Muth, mit dem sie angriff, die frühere Langsamkeit ihres Marsches wieder gut. Wir erstürmten Tellnitz wieder und nach einem wilden Dorfgefecht, Mann gegen Mann, in dem auch mein Pallasch an diesem Tage zuerst wieder seine blutige Arbeit fand, sicherten wir uns dessen Besitz. Abermals stürmten aber neue feindliche Infanterie-Colonnen hervor, abermals ertönte das laute „vive l'empereur!", mit dem eine Französische Infanterie-Brigade sich in Sturmesschritt mitten in das Dorf hineinstürzte, nahe in unsere Ohren, und diesen gewaltigen Stoß vermochte die Russische Infanterie nicht auszuhalten. Wir räumten das blutgetränkte, in Flammen stehende Dorf und zogen uns auf das freie Feld zurück. Mit mehr Ungestüm wie Vorsicht, folgte die Französische Infanterie uns in dichten Schwärmen auch hierher nach und dies war ihr Unglück. Der Feldmarschall-Lieutenant Kienmayer wußte geschickt den richtigen Augenblick zu erfassen und machte mit dem größten Theile der Österreichischen Cavallerie, die er hatte, eine herzhafte Attaque auf diese Infanterie und mehrere Französische Dragoner-Schwadronen. Wir hieben herzhaft ein, und viele Feinde sanken unter den Säbeln unserer Reiter, während die Überreste zerstreut wurden. Das Dorf Tellnitz ward jetzt zum dritten Male von uns erstürmt und blieb fortan auch in unserem Besitz. Bei dieser Attaque, wo ich herzhaft mit einhieb, ereignete sich

ein eigenthümlicher Vorfall. In einem Österreichischen Cheveauxlegers-Regiment diente ein geborener Wallone als Rittmeister, ein sehr braver Soldat, der von seiner Cadetten-Dienstzeit an stets dem Regiment angehört, und sich vielfach schon ausgezeichnet hatte. In diesem Gefechte sah er sich einen stattlichen und muthigen Französischen Dragoner-Officier, der sich durch seine Verwegenheit hervorthat, zum Gegner aus, und voller Kampfbegierde sprengten beide auf einander zu, und waren schon im Begriff, gewichtige Hiebe mit einander auszutauschen. Plötzlich aber läßt der Franzose seinen Pallasch sinken und ruft im Tone der höchsten Freude aus: „Guillaume, mein Bruder — was hätten wir Beide fast begonnen!" Auch der Österreichische Rittmeister hält sogleich inne, denn er erkennt nun in dem Gegner seinen einzigen Bruder, den er seit der Zeit, daß die Wallonischen Provinzen an Frankreich gekommen sind, nicht wieder gesehen hat. Von brüderlicher Liebe übermannt, steigen Beide von ihren Pferden und umarmen sich herzlich, während rings um sie her der wildeste Reiterkampf tobt, Schwerter klirren, Pistolenschüsse knallen, und Verwundete ächzend aus ihren Sätteln sinken. Sowohl die Französischen, wie Österreichischen Reiter ehren diese brüderliche Liebe und Keiner greift das Paar an. Nur kurze Augenblicke sind den Brüdern vergönnt, um sich ihrer Wiederbegegnung zu erfreuen, dann for-

dert die Pflicht des Kriegers wieder ihr volles Recht. Sie schütteln sich noch einmal die Hände, schwingen sich auf ihre Rosse und Jeder sprengt zu der Schaar, bei der sein Platz ist, zurück.

Den Österreichischen Rittmeister zerriß eine Stunde darauf eine Französische Kanonenkugel in lauter blutige Fetzen. Ich habe später gehört — doch ohne letzteres verbürgen zu wollen, daß auch der Französische Dragoner-Officier in dieser Schlacht bei Austerlitz noch den Soldatentod gefunden hätte.

Nachdem wir das Dorf Tellnitz erobert und uns gesichert hatten, drangen wir weiter vor und erstürmten das Dorf Sokolnitz. Ein furchtbares Feuer der trefflich postirten und ungemein sicher schießenden Französischen Artillerie schmetterte hier die Russische Infanterie zusammen. Ich bin während aller meiner vielen Kriege niemals in einem so heftig wirkenden Kanonenfeuer gewesen, wie jetzt hier auf kurze Zeit. Förmlich lange Furchen rissen die Französischen Kugeln in die dicht aufmarschirten Russischen Colonnen und zu Dutzenden lagen an einzelnen Stellen die Leichen auf einander. Die Standhaftigkeit der Russischen Infanterie zeigte sich auch hier wieder in ihrem besten Lichte. Fest und unerschütterlich standen die Soldaten und schlossen in tactmäßigem Schritte immer wieder auf, um die weiten Lücken auszufüllen. Mir selbst ward mein Pferd jetzt erschossen, doch ver-

kaufte mir sogleich mitten im heftigsten Kugelregen ein Kosack ein sehr gutes Beutepferd mit Sattel und Zeug für sechs Ducaten. Kaum hatte der Kerl die Goldstücke mit schmunzelndem Lächeln in seinen breiten Ledergurt geschoben, so zerriß ihn eine Kanonenkugel und seine Hand flog mir dicht vor die Füße.

Die Russen unter dem tüchtigen General Langeron erstürmten endlich Sokolnitz, mußten es wieder räumen, erstürmten es auf's Neue und es schien fast, als sollten wir auf diesem Flügel der Schlachtlinie vollständig Sieger bleiben.

Jetzt aber brach Napoleon mit gewaltigem Keil durch die Mitte unserer Schlachtreihe. Auf die Höhen bei Pratzen ging der feindliche Stoß, denn von dem Besitz dieser hing das Schicksal des ganzen Tages ab. Der Feldmarschall-Lieutenant Kienmayer hatte mich mit einer Ordre nach dieser Stelle gesandt, und so war ich zufällig Augenzeuge, wenn auch kein persönlicher Theilnehmer, mehrerer wichtigen Entscheidungen hier. Besonders sah ich eine sehr kräftig ausgeführte Attaque, die der heldenmüthige Fürst Liechtenstein, der unbedingt zu den besten Reitergeneralen der Österreichischen Armee gezählt werden mußte, hier ausführte. Die Österreichischen Cürassier-Regimenter Lothringen, Nassau und Kaiser rasselten in prächtiger Ordnung in den Feind hinein, und ich hätte mich ihnen unendlich gern angeschlos-

sen. Bald darauf stießen die Garde-Cavallerie des Kaisers Alexander und die Garde-Cavallerie Bonaparte's in einer wüthenden Attaque auf einander. Die Russischen Gardereiter, durch die Gegenwart ihres Kaisers begeistert, attaquirten lebhafter, wie ich jemals Russische Cavallerie habe anreiten sehen und drängten anfangs die Französischen Gardereiter, die aus Grenadieren, Jägern und Mameluken bestanden, entschieden zurück.

Der Kaiser Alexander, der dies schöne Schauspiel mit ansah, klatschte vor Freude in die Hände, und als in demselben Augenblick ein Russischer Adjutant ihm den eroberten Adler eines Französischen Linien-Regiments zu Füßen legte, steigerte sich seine Freude noch mehr.

Plötzlich aber warf sich eine einzelne Französische Garde-Schwadron, die den persönlichen Dienst bei Bonaparte gehabt hatte, mit verhängten Zügeln den Russen entgegen. So gewaltig war der Choc dieser kühnen Reiter, daß die gesammte Russische Garde-Cavallerie dadurch aufgehalten wurde, bis sich die vorher geworfene Französische Reiterei wieder sammeln und die Russen auf's Neue attaquiren und werfen konnte. Der Kaiser Alexander hatte leider zu frühzeitig frohlockt.

So stand hier das Gefecht, als ich meine Befehle wieder erhielt und zu dem General Kienmayer, der noch immer auf unserem linken Flügel befehligte, zurücksprengen mußte. Die Nachrichten, die ich überbrachte,

waren leider nicht erfreulich, denn es unterlag keinem Zweifel mehr, daß Bonaparte die Mitte unserer Schlachtlinie bald durchbrochen haben würde.

Heftiger wie je fing jetzt auch hier der Kampf zu wüthen an, und mit gewaltigem Nachdruck drängte Davoust mit frischen Truppen vor. Die Russen fochten zwar sehr ungeschickt, aber standhaft wie immer und ließen sich nur Schritt für Schritt zurückdrängen. Der General Kienmayer hatte mich alsbald zu dem Szekler-Husaren-Regiment, das zu seinem Corps gehörte, geschickt und wir hieben uns noch wiederholt mit den Franzosen herum. Auch unsere Infanterie von den Grenz-Regimentern, die wir hier hatten, zeigte sich im Tirailleurkampf noch sehr thätig, wenn freilich — mit Ausnahme der Szekler-Infanterie — der geschlossene Sturm im feindlichen Kanonenfeuer nicht so recht nach dem Geschmack der Grenzer war.

Der schlimme Befehl zum Rückzug war endlich gekommen und auch leider unvermeidlich, und es mochte wohl gegen ein Uhr Mittags sein, als wir den Rückmarsch antraten. Wir bildeten die Arrieregarde und hatten noch wiederholt lebhafte Gefechte mit den Feinden, die uns von der Seite bedrohten, zu bestehen. Eine wilde Flucht fand, wenigstens so weit ich unsere Truppen übersehen konnte, nirgends statt und wenn auch in Eile, so doch in geschlossener Ordnung, marschirten alle

Colonnen ab. Unsere leichten Truppen, die verhältnißmäßig lange nicht den gleichen Verlust, wie die Russische Infanterie, die dem Kanonenfeuer am Meisten ausgesetzt gewesen war, erlitten hatten, schlugen sich noch immer mit dem lebhaftesten Muthe. Ich selbst wäre auf diesem Rückzuge fast von den Feinden gefangen genommen worden, da mein sehr ermüdetes Pferd mit mir im Schlamme stecken blieb und einige Französische Voltigeurs mich schon umringten. Zum großen Glück kamen mehrere Szekler-Husaren angesprengt und hieben mich noch zur rechten Zeit heraus. Zu Fuß und mein hinkendes Pferd am Zügel hinterherzerrend, machte ich den ferneren Theil des Rückzuges mit.

Es ward jetzt bald sehr traurig bei uns, denn nach und nach fing die Unordnung an, immer mehr einzureißen. Viele Soldaten hatten den ganzen Tag über gekämpft, ohne nur die mindeste Nahrung zu erhalten, und da der größte Theil der Proviantwagen in die Gewalt der Feinde gefallen war, so fehlte es auch jetzt an Lebensmitteln. Dies brachte viele zum Marodiren, besonders als die frühe Dunkelheit des Decembertages erst angefangen hatte, und einzelne Compagnien, die nicht sehr strenge Führer besaßen, waren fast ganz aufgelöst. Wie viel es in solchen Fällen auf die Persönlichkeit des Führers ankommt, davon überzeugte ich mich, wie so oft in meinem Soldatenleben, so auch jetzt wieder recht

auffällig in dieser Nacht nach der Schlacht von Austerlitz. Für mich persönlich war diese Nacht wieder ungemein traurig, denn abermals hatte ich einer Schlacht beiwohnen müssen, die durch die Ungeschicklichkeit der höheren Führer gänzlich verloren ging. Es schien wirklich, als sei es des Himmels Fügung, daß dieser Bonaparte eine Stufe des Ruhmes nach der anderen noch ersteigen solle, um endlich zu einer schwindelnden Höhe zu gelangen. Noch war das Ende seines Steigens gar nicht abzusehen, und ich bedurfte schon der ganzen Kraft meines Glaubens, um immer gefaßt und doch noch an einen endlichen Sieg der Legitimität nicht verzweifelnd, zu bleiben.

Die Franzosen waren von der Blutarbeit des Tages selbst zu erschöpft, um uns mit der Energie, die Bonaparte in solchen Fällen sonst zu entfalten pflegte, zu verfolgen. Wir bivouacquirten nicht sehr weit von ihnen und konnten ihre zahlreichen Wachtfeuer, an denen sie sich in der langen Winternacht zu erwärmen suchten, deutlich erkennen. Ein eisiger Regen rieselte abwechselnd von dem tiefdunkelen Himmel herab, durchnäßte unsere Kleider und erhöhte die Unbehaglichkeit dieser schaurigen Nacht noch mehr. Und wie viel schlimmer waren die Tausende von ächzenden Verwundeten daran, die überall mit blutenden Gliedern umherlagen und oft vergebens nach einer rettenden Hand, die ihre Wunden verbinden

konnte, sich sehnten. Die schönsten Augenblicke des ganzen Krieges sind diejenigen, wenn die Schlacht beginnt, die schlechtesten aber, wenn dieselbe beendet und dann gar verloren ist und es nun gilt, die blutigen Opfer des Tages zusammenzuzählen und herbeizuholen. Und doch hat Gott der Herr in seiner unerforschlichen Weisheit dem menschlichen Geschlechte die Lust am Krieg und Kampf in die Brust gepflanzt und es so eingerichtet, daß die edelsten Eigenschaften des Menschen, Selbstaufopferung und Hingebung des eigenen Ichs für eine bestimmte Idee, nur im Kriege ihre großartigste Entwickelung finden können.

Schon am Morgen des 3. Decembers verbreitete sich in unserem Heere die Kunde, daß der Kaiser von Österreich wahrscheinlich einen Waffenstillstand mit den Franzosen abschließen würde. Abtheilungen der Szekler- und Hessen-Homburg-Husaren und O'Reilly-Chevauxlegers wollten einen Überfall der sehr waghalsig und nachlässig aufgestellten Französischen Vorposten unternehmen, um den Feinden zu zeigen, daß Muth und Selbstvertrauen noch nicht in unseren Reihen geschwunden wären; doch ward dies untersagt und befohlen, daß wir uns nur vertheidigungsweise verhalten sollten. Die Russen zogen ihre Corps, die furchtbar gelitten hatten, enger zusammen und ließen die Österreichischen Abtheilungen, die zwischen ihnen vertheilt gewesen waren, aus-

scheiden. Das ohnehin sehr kühle Einvernehmen der beiden Armeen zu einander hatte durch den unglücklichen Ausgang dieser Schlacht bei Austerlitz eine noch größere Schwächung erlitten. Wegen der Besitznahme von Proviant kam es in den nächsten Tagen zwischen Ungarischen Husaren und den Kosacken wiederholt zu blutigen Raufereien. Auch die Österreichischen und Russischen Officiere, die nicht etwa von früheren Zeiten her persönlich befreundet waren, vermieden sich, so viel sie nur konnten und sprachen nur die nothwendigsten Worte mit einander.

Am 4. December ward uns verkündet, daß der Kaiser Franz mit Bonaparte vorläufig einen Waffenstillstand geschlossen habe und alle Feindseligkeiten bis auf Weiteres eingestellt werden sollten.

So hatte also auch dieser Krieg wieder unglücklich für uns geendet und abermals war ich um eine schöne Hoffnung ärmer geworden. Es schien des Allmächtigen Wille zu sein, daß mein ganzes Leben eine fortgesetzte Reihe der bittersten Erfahrungen sein sollte!

Neuntes Capitel.

Garnisonirung in Ungarn und Siebenbürgen. Wunsch, als Volontair-Officier den Krieg von 1806 — 1807 in der Preußischen Armee mitzumachen und Bedenken dagegen. Glückliche Veränderungen im Österreichischen Heere. Gefährliche Wolfs- und Bärenjagden. Rüstungen gegen Frankreich im Winter 1808 — 1809. Ernennung zum Major und Befehlshaber eines Landwehr-Bataillons in Böhmen. Freudige Stimmung des Heeres und Volkes beim Ausbruch des Krieges. Leben in Theresienstadt. Führung eines Grenadier-Bataillons. Unwillen über die voreilige Räumung Wiens. Siegreiche Schlacht bei Aspern und Eßling.

Der Friede von Preßburg, der für Österreich diesen unglücklichen Krieg von 1805 beendete, war geschlossen und unsere Armee ging in ihre verschiedenen Friedensgarnisonen zurück. Mit einem beträchtlichen Verlust an Gebietstheilen hatte der Kaiserstaat diesen Frieden erkaufen müssen, und auf mehrere Jahre hin schien jetzt jede

Aussicht verschwunden zu sein, daß Österreichische Truppen den Französischen im Kampfe gegenüberstehen würden. Rußland schien zwar noch geneigt zu sein, gegen Bonaparte den Kampf fortzusetzen, allein verschiedene Rücksichten verhinderten mich daran, aus dem Österreichischen Militairdienst zu scheiden und in die Russische Armee überzutreten. Ich paßte nun einmal ganz und gar nicht für die Russischen Militair-Verhältnisse; dies hatte ich schon 1799, als ich bei Suworow war, zuerst empfunden, und auch jetzt wieder mehrfach erfahren. Es wollte mir auch nicht wahrscheinlich erscheinen, daß Rußland allein einen Mann wie Bonaparte besiegen und die Bourbons nach Frankreich zurückführen werde. Eine gewisse Resignation war über mich gekommen, nachdem ich nun schon so oft getäuscht war, und ich machte mich immermehr mit dem Gedanken vertraut, daß ich die Besitznahme Frankreichs durch seine legitime Königsfamilie nicht mehr erleben werde. So blieb ich denn noch jetzt nach wie vor Hauptmann im Dienst des Kaisers von Österreich. Unsere Aussichten auf Avancement wurden durch die nothwendige Reduction des Heeres nach erfolgtem Friedensschluß sehr verschlechtert, und da auch manche Officiere aus den jetzt von Österreich abgetretenen Provinzen in der K. K. Armee blieben, so hatten die meisten Regimenter übercomplette Officiere. Ich hatte somit Aussicht, vielleicht eine ganze Reihe von

Jahren fortdienen zu müssen, bis ich es endlich zum Stabs-Officier bringen konnte.

Die Vertheilung der Armee in die verschiedenen Provinzen des Kaiserstaates brachte mich jetzt nach Ungarn und später nach Siebenbürgen in Garnison. Es war mir dies erfreulich und ich habe zum Theil die angenehmsten Jahre meines Lebens in diesen Landestheilen verlebt. Wenn auch von jeder jugendlichen Ausgelassenheit weit entfernt, so kehrte allmählich doch eine heitere Stimmung bei mir wieder zurück. Die Zeit forderte endlich ihr Recht, und die blutigen Bilder der Ermordung meiner Familie und der vielen anderen Gräuelscenen der Revolution, die mein Herz zerrissen hatten, wurden mehr in den Hintergrund zurückgedrängt. Ich suchte jetzt häufig heitere Familienkreise auf, was ich lange Jahre vermieden hatte, da ich vorzugsweise in diesen meine eigene Vereinsamung am Schmerzlichsten fühlte, und konnte wieder fröhlich mit den Fröhlichen sein. Wilde Trink- und Spielgelage vermied ich aber grundsätzlich stets, und ging auch nicht gern auf rauschende Bälle. Ungarn war ein Land, was mir in vieler Hinsicht gefiel, und besonders auf den gastfreien Schlössern des Ungarischen Adels verlebte ich gar manche angenehmen Stunden. Die Männer waren echte Aristokraten, ritterlich in Denk- und Handlungsweise, wie auch in ihrer ganzen äußeren Erscheinung. Die Frauen schön

und feurig und oft von kühnem Charakter. Meine Hauptbelustigung auf diesen Ungarischen Herrschaften war die Jagd, wozu sich in der Regel eine reiche Auswahl hier bot. Sehr häufig begleiteten uns die Damen auf diesen Jagden, und ich habe manche schöne Ungarin als kühne Reiterin und geschickte Schützin dabei kennen gelernt. —

Erfreulich — und dabei doch auch zuerst schmerzlich, war mir hier die Wiederbegegnung der Gräfin D. aus Mainz, die ich **1792** so sehr geliebt hatte, jetzt als blühende Gattin eines vornehmen Österreichischen Officiers. Die Liebe ging nun in warme und treue Freundschaft von meiner Seite über, und ich habe viele sehr angenehme Stunden im Hause dieser edlen Frau, die in jeder Hinsicht eine wahre Zierde ihres Geschlechts genannt werden konnte, verlebt.

Ich hatte mich kaum einige Monate in Ungarn eingelebt, als die Nachricht von der Kriegserklärung Preußens an Bonaparte zu mir drang. Der erste Eindruck erweckte in mir den Wunsch, um meinen Abschied oder lieber um meine temporaire Beurlaubung aus Österreichischen Diensten nachzusuchen, mir dann eine Stellung als Volontair-Officier in der Preußischen Armee zu verschaffen, und auf's Neue gegen Bonaparte und das in ihm verkörperte Princip der Französischen Revolution zu kämpfen. Es schien mir, als erfordere meine Pflicht

dies, und ich handle nicht als strenger Legitimist, wenn ich irgend eine Gelegenheit, gegen die Revolution zu kämpfen, unbenutzt vorübergehen lasse. Bei ruhigerer Beurtheilung aller Verhältnisse kamen mir aber nach und nach immer mehr gewichtige Bedenken gegen diesen Plan. Ich konnte nicht die Überzeugung gewinnen, daß Preußen in diesem Kampfe gegen Bonaparte glücklich sein würde, und hegte keine sonderliche Neigung, abermals Feldzügen beizuwohnen, deren Ausgang mir von Vorneherein ungünstig erschien.

Der Eindruck, den mir die Preußische Armee während des Feldzuges von **1792** und bei meinen späteren Reisen durch Preußen gemacht hatte, war nicht der Art, daß ich hoffen durfte, sie würde Französische Truppen von einer Trefflichkeit, wie solche **1805** sich gezeigt hatte, überwältigen können. Und nun gar, als ich erfuhr, der Herzog von Braunschweig würde den Oberbefehl des Heeres erhalten! Ein Feldherr, wie der Herzog von Braunschweig gegen einen Bonaparte — das konnte nun und nimmermehr ein günstiges Ende nehmen! Auch die Politik des damaligen Preußischen Cabinets schien mir nicht fest und energisch genug zu sein, um großes Vertrauen auf ihre Handlungen setzen zu dürfen. Der Erfolg dieses Krieges bewies leider, wie richtig meine Voraussetzungen gewesen waren, und ich freute mich später gar oft, daß ich nicht den Österreichischen Dienst

verlassen hatte, um an jenem Kriege Theil zu nehmen. — Diese Bedenken gaben den Hauptgrund ab, weshalb ich jetzt nicht Dienste im Preußischen Heere suchte, ein zweiter, obwohl minder gewichtiger Grund lag auch mit darin, daß ich wußte, ich würde mich in dem Preußischen Officiercorps niemals recht behaglich fühlen. Ich hatte zwar hohe Achtung vor der untadelhaften Ehrenhaftigkeit, Anständigkeit und militairischen Tüchtigkeit der Preußischen Officiere und ehrte den ritterlichen Sinn, der in ihnen wohnte; aber diese Herren waren mir dabei sehr häufig zu selbstgefällig auftretend, zu eingenommen von ihren eigenen und zu geringschätzend gegen die Verdienste anderer Heere, als daß ich mich recht heimisch unter ihnen hätte fühlen können. Ein gleiches Urtheil über diese zu große Selbstgefälligkeit der Preußen habe ich sehr häufig von vielen fremden Officieren gehört, und selbst **1814** und später **1815 — 1820** blieben die Preußischen Officiere in Frankreich der Bevölkerung aller Classen am Fernsten stehen. Die unermeßlichen Verdienste der Preußischen Truppen in den Kriegen von **1813** bis **1815** für die Rückkehr der Bourbons wird kein Verständiger verringern wollen und der Kriegeseifer und die Ehrenhaftigkeit derselben wurden von keinen anderen Heerestheilen übertroffen, ja selbst von Manchen sogar lange nicht erreicht. Das anmaßende Benehmen gar vieler Officiere beeinträchtigte aber sehr die lebhaften Gefühle des

Dankes, den wir legitimistischen Franzosen ihnen sonst so bereitwillig gespendet hätten. Daß es viele, sehr viele Ausnahmen hiervon giebt, ist natürlich, und ich habe manche Preußischen Officiere näher kennen zu lernen die Ehre gehabt, die in Allem wahre Muster der echtesten Ritterlichkeit genannt werden konnten.

Wenn ich nun aus diesen Gründen auch keine weiteren Schritte that, um an diesen Feldzügen von 1806 bis 1807 theilzunehmen, so verfolgte ich alle Begebenheiten derselben doch mit der größten Spannung. Ich hatte mir die besten Karten der Kriegsschauplätze gekauft, und da ich um diese Zeit gerade in Pesth in Garnison stand, so waren mir die neuesten Zeitungen auch zugänglich und ich brachte täglich einige Stunden mit dem Studium der Kriegsbegebenheiten zu. Daß mich die Niederlage von Jena und die vielen darauf folgenden Unglücksfälle des Preußischen Heeres tief betrübten, war natürlich, da die Macht Bonaparte's, dieses größten Feindes der Legitimität, einen Zuwachs dadurch erhielt. Mit Entrüstung vernahm ich die erbärmliche Capitulation bei Prenzlau, dies Seitenstück zu Ulm, wodurch der Fürst Hohenlohe seinen Namen so sehr schändete, erfreute mich aber wiederum an der kühnen Energie Blücher's, der ja noch von 1792 her mein persönlicher Bekannter war. Unter der Mehrzahl der Österreichischen Officiere erregten diese wiederholten Niederlagen der Preu-

ßen oft ein nicht zu läugnendes Gefühl einer gewissen Schadenfreude, wenn freilich Alle das dadurch erhöhte Ansehen Bonaparte's auf das Lebhafteste beklagten. Die Preußischen Officiere hatten während der gemeinsamen Feldzüge von 1792 — 1794 mit einem, auf nichts begründeten Hochmuth auf die Österreicher herabgeblickt, und auch später die wiederholten unglücklichen Feldzüge letzterer stets sehr hart beurtheilt. Besonders über den Feldzug von 1805 und die traurige Capitulation von Ulm hatten verschiedene Preußische Officiere die schroffsten Urtheile gefällt und die Behauptung aufgestellt, solche Ereignisse könnten in der Preußischen Armee gar nicht vorkommen. Als nun kaum ein Jahr später Gleiches, ja vielleicht noch Schlimmeres auch bei Letzterer geschah, wurde natürlich die Spottlust der Österreicher nicht wenig dadurch gereizt. Ich entsinne mich noch, daß vielfache Discussionen darüber angestellt wurden, ob der Baron Mack bei Ulm oder der Fürst Hohenlohe bei Prenzlau erbärmlicher gehandelt hätten, und daß ein witziger Österreichischer Officier eine äußerst gelungene Carricatur dieser beiden Schwachköpfe darstellte.

Beide Armeen, sowohl die Österreichische wie Preußische, haben diese garstigen Niederlagen später durch glänzende Siege wiederholt ausgeglichen. Zu meiner großen Freude bemerkte ich auch 1814 in Paris zwischen den zahlreichen Preußischen und Österreichischen Officieren

eine ungleich herzlichere Waffenbrüderschaft wie 1792, und habe auch 1834—1835 in Deutschland gehört, daß ein sehr gutes Einvernehmen zwischen diesen beiden Armeen statt finden solle. Ich glaube, daß die musterhafte Leitung des Oberbefehles der verbündeten Armeen 1813 bis 1814 durch den Fürsten Schwarzenberg sehr viel zu diesem besseren Verhältnisse der Preußischen zu der Österreichischen Armee mit beigetragen hat. Jeder Anhänger des streng conservativen Systems, gleichviel welchem Volke er auch angehören mag, muß dieses gute Einvernehmen der Österreichischen und Preußischen Truppen dringend wünschen und auf das Lebhafteste befördern. Mein unglückliches Vaterland Frankreich scheint der Revolution für immer verfallen zu sein, und somit den Heerd beständiger Unruhen abzugeben. Gott der Herr hat an den Franzosen der Welt recht zeigen wollen, daß alle möglichen sonstigen Vorzüge ein Volk nicht vor Zerrüttung zu schützen vermögen, wenn der Glaube ihm abhanden gekommen ist. Frankreich ist durch den Verfall der Religion in vielen Volksclassen zum warnenden Beispiel für ganz Europa bestimmt. Rußland, wenn es auch viele treffliche conservative Elemente enthält, liegt dem eigentlichen Kriegsschauplatz doch zu entfernt und wird sich stets mehr auf die Defensive beschränken müssen, und so werden die vereinten Heere von Preußen und Österreich stets eine Hauptstütze des legitimen Princips

in Europa bilden. Einheit aber macht stark, Zwietracht schwach, das habe ich in den vielen Feldzügen, denen ich beiwohnte, nur zu oft erfahren. Ich selbst bin ein alter Greis, mein Haar ist weiß, meine sonst so starke Hand schon zitternd, und bald wird Gottes Gnade mir im Grabe die Ruhe schenken. So werde ich hoffentlich den blutigen Kampf zwischen der Revolution und der Legitimität, der durch ganz Europa rasen wird, nicht mehr erleben. Kommen wird und muß solcher aber, so lange eine Stadt wie Paris, dieser Krater Europa's, noch besteht, und je besser gerüstet und je einiger die legitimen Monarchen dann sind, desto glücklicher für sie und ihre Völker wird es sein. (Geschrieben 1845.)

Durch die siegreiche Beendigung des Russisch-Preußischen Krieges von 1806—1807 gewann Bonaparte immer mehr an Ansehen und schien jetzt auf dem Gipfel seiner Macht zu stehen. Nicht allein, daß er Frankreich seinem legitimen Herrscherhause ungehorsam machte, er verfolgte auch mit grimmigem Hasse das ihm feindliche Princip der Legitimität in sehr vielen anderen Staaten Europa's. Zu Dutzenden vertrieb er die rechtmäßigen Fürsten, um ihre Throne mit seinen Geschwistern und seiner übrigen Verwandtschaft zu besetzen. Es war dies eine harte, aber nicht ganz unverdiente Strafe für manche dieser Fürsten, für die Lauheit und Zaghaftigkeit, mit der sie sich scheuten, im Jahre 1792 die Französische

Revolution gleich energisch zu unterdrücken, wo dies noch so leicht möglich gewesen wäre.

Sehr schwer mußten es nun auch die unterjochten Völker büßen, daß manche der verderblichen Lehren der Französischen Revolution nur zu leichten Eingang bei ihnen gefunden, und Frömmigkeit und gute Grundsätze verdrängt hatten. Daß man für Napoleon Bonaparte eine Begeisterung fassen und ihn als Herrscher begrüßen konnte, war mir erklärlich, denn die geistige Größe und das gewaltige militairische Talent dieses seltenen Mannes konnten ihren überwältigenden Eindruck auf Alle, die nicht ganz feste Grundsätze hatten, nicht verfehlen; aber gar einen Jerome Bonaparte, oder wie diese neugebackenen Könige sonst noch heißen mochten, auf dem usurpirten Throne des rechtmäßigen Fürstenhauses sitzen zu sehen, mußte ein überaus hartes Schicksal für ein Volk sein.

Daß Österreich, dieser feste Hort der Legitimität, doch gezwungen wurde, noch einmal den Kampf mit Bonaparte zu wagen, war vorauszusehen. Es geschah daher jetzt sehr viel, um das Heer immer besser für den Krieg auszubilden. Zum großen Glück hatte der Erzherzog Carl jetzt einen ungleich kräftigeren Einfluß in Wien wie früher, und sein belebender Geist theilte sich bald allen Zweigen der Heeres-Verwaltung mit. Manche Strohköpfe, die früher nur zu viel Be-

deutung gehabt hatten, wurden jetzt entweder ganz beseitigt, oder wo dies persönlicher Verhältnisse wegen nicht gut anging, doch sehr in den Hintergrund gedrängt, und die Partei des altgewohnten Schlendrians verlor immer mehr Boden unter ihren Füßen. Besonders unter den höheren Generalen wurden manche, die entweder schon zu altersschwach waren, oder von ihrer Unbrauchbarkeit im letzten Kriege wieder zu überzeugende Beweise geliefert hatten, pensionirt und tüchtigere Männer traten dafür an ihre Stelle. Sonst wurde besonders auch dahin gestrebt, der Infanterie eine größere Gewandtheit in allen ihren Bewegungen zu geben, denn der große Vorzug der Französischen Infanterie hierin hatte sich in dem Feldzug von **1805** wieder recht bemerkbar gezeigt.

Alle diese Reformen in der Heeres-Organisation würden noch viel weiter ausgedehnt worden sein, wenn nicht die Rücksicht auf die bedrängten Finanzen des Staates manche verzögert, oder doch sehr eingeschränkt hätte. Durch die Kosten des letzten unglücklichen Feldzuges und die Abtretung mancher wohlhabender Provinzen waren die Österreichischen finanziellen Verhältnisse jetzt sehr drückend geworden, und man mochte wollen oder nicht, es mußten in allen Verwaltungszweigen die Ausgaben auf das unumgänglich Nothwendigste eingeschränkt werden. Daß dies Ersparungs-System auch auf das Heer zurückwirken mußte, ließ sich natürlich nicht ändern.

Gar manche Verbesserung, die dringend wünschenswerth war, konnte blos aus finanziellen Gründen entweder gar nicht, oder doch nicht in dem erforderlichen Umfange ausgeführt werden. Besonders die Artillerie blieb wieder zurück, und wurde weder so zahlreich, noch mit so gutem Material ausgerüstet, als nöthig war, wenn sie der überaus vortrefflichen Französischen gewachsen sein sollte. Es schien auch, als könnte man sich in manchen einflußreichen Kreisen in Wien immer noch nicht entschließen, der Artillerie die hohe Bedeutung zuzuerkennen, die ihr Bonaparte schon längst gegeben hatte.

Daß diese lebhafte Thätigkeit in der Heeres-Organisation mir große Freude bereitete, war natürlich. Ich war mit Leib und Seele Soldat und exercirte unermüdlich, denn ich hoffte ja, daß alle diese militairischen Verbesserungen der gerechten Sache endlich doch einmal den Sieg über die Französischen Schaaren bereiten würden. Ein gleiches Streben wie ich hatten auch meine meisten Kameraden, und selten wohl hat in dem Heere des Kaisers von Österreich eine größere Regsamkeit, als in den Jahren 1807—1808 geherrscht. Selbst die gemeinen Soldaten fühlten, daß bald etwas geschehen müsse, um die Niederlage des Feldzuges von 1805 zu sühnen, und ließen es an Anstrengungen nicht fehlen, um so viel in ihren Kräften lag, zu einem solchen Resultate mit bei-

zutragen. Es ist ein herrliches Gefühl, in einem Heere zu dienen, das von solchen Gedanken durchdrungen ist, und dessen einzelne Regimenter selbst im Frieden von dem rühmlichsten Wetteifer ergriffen sind. Jede Anstrengung wird dann leicht, jede Mühe findet ihren reichlichen Lohn, und die Arbeit gereicht selbst zum Vergnügen. Solches war bei mir jetzt auch der Fall, und in dieser Hinsicht werde ich stets an meine Dienstzeit von **1806—1808** im Österreichischen Heere mit besonderem Vergnügen zurückdenken. Dabei waren auch meine kameradschaftlichen Beziehungen die angenehmsten, und ich zählte unter den Officieren meines Regiments mehrere wahre Freunde.

Im December **1808** hätte ich fast einen sehr qualvollen Tod gefunden. Ich fuhr, nur von meinem wackeren Bedienten, einem langgedienten Wallonen begleitet, auf einem kleinen Rennschlitten in einer kalten Winternacht von einem Schlosse nach meinem Standquartier zurück. Ein Rudel vor Hunger wüthend gewordener Wölfe, gewiß zwanzig bis dreißig an der Zahl, fiel uns gierig an. Wir schossen zwar mit unseren scharfgeladenen Pistolen wiederholt auf die Bestien, und tödteten mehrere, allein die übrigen ließen sich dadurch nicht abschrecken. Ein riesiger Wolf hatte schon mein Pferd, welches vor den Schlitten gespannt war, an der Kehle gepackt, um es niederzureißen, als ich ihn noch glück-

licher Weise mit einem Pistolenschuß tödtete. Das arme Pferd hatte aber so bedeutende Verletzungen von diesem Bisse davongetragen, daß es noch lange Zeit an deren Folgen leiden mußte. Zwei kühne Wölfe versuchten nun, in den kleinen und niedrigen Schlitten zu dringen, während die übrigen Bestien mit grimmigem Geheul uns umkreisten. Mein Bediente hieb jetzt mit dem Hirschfänger dem einen Wolf so derb über den Kopf, daß er blutend im Schnee zusammenstürzte, zerbrach aber dabei die Klinge und war nun völlig wehrlos. Auch eine zweite Pistole ward jetzt abgefeuert, und wir hatten nur noch zwei scharfe Patronen bei uns, so daß wir selbst im glücklichsten Falle nur noch zwei Wölfe aus der wüthenden Meute tödten konnten. In einem inbrünstigen Gebet empfahl ich meine Seele der Gnade des allmächtigen Gottes, dessen Wille es zu sein schien, daß ich hier unter den Bissen der Ungarischen Wölfe mein Leben verbluten sollte, während mich der Tod bisher in den Hunderten von großen und kleinen Gefechten, denen ich schon beigewohnt, verschont hatte. So lange wir athmeten, mußten wir jedoch für unsere Rettung kämpfen; so gebot es die Pflicht der Selbsterhaltung. Wir rissen jetzt große Bündel aus dem Stroh, mit dem der Wärme wegen der Fußboden unseres Schlittens angefüllt war, zündeten solche an und schwenkten sie dann um uns, wodurch wir die Wölfe immer wieder auf einige Schritte

zurückscheuchten. Lange hätte dies Mittel freilich nicht geholfen, denn alles Stroh war fast schon verbrannt, als Gottes Gnade uns plötzlich ganz unerwartet Hülfe sandte.

In vollem Laufe der Rosse kam eine zahlreiche Gesellschaft von Ungarischen Bauern, die eine Hochzeit gefeiert hatten, aus einem Waldwege hervorgejagt. Wohl an 12 bis 15 Reiter mit brennenden Kiehnfackeln in den Händen sprengten voraus, und ein halbes Dutzend Schlitten, ganz mit Männern und Weibern, die alle des süßen Weines übervoll zu sein schienen, beladen, jagten nach. Vor dem Gelärme und dem Fackelschein dieses Zuges zerstoben die Wölfe heulend in den Wald und wir waren gerettet.

Auch einer sehr beschwerlichen und gefährlichen Bärenjagd wohnte ich im Winter 1808 in den hohen Grenzgebirgen Siebenbürgens gegen die Moldau bei. Wir schneiten bei dieser Gelegenheit förmlich ein, und mußten an zwei Tage in einer hochgelegenen Alpenhütte zubringen, wobei das Fleisch der erlegten Bären unsere einzige Nahrung ausmachte. Dabei waren wir fortwährend der Gefahr ausgesetzt, daß die gewaltigen Schneemassen das Dach der Hütte eindrückten und uns verschütteten, mußten auch sehr von Kälte leiden, da unser Holzvorrath nur äußerst gering war. Eine Colonne von einigen hundert Arbeitern, die uns nachgeschickt war,

schaufelte uns endlich aus unserem Schneegefängniß heraus. Bei dieser einzigen Jagd wurden übrigens 17 Bären und 22 Wölfe geschossen, ein Beweis, wie zahlreich damals die Raubthiere in diesen Siebenbürgischen Grenzgebirgen hausten.

Das Jahr 1809 sollte mir endlich wieder die Gelegenheit bringen, andere Feinde als Bären und Wölfe zu bekämpfen, denn schon Mitte Februar drang die frohe Nachricht zu uns, daß die Armee zum Kriege gegen Frankreich gerüstet werden sollte. Eine große Freude darüber erfüllte alle Officiere und auch die meisten Soldaten hatten Lust, abermals gegen ihre alten Feinde zu kämpfen. Daß ich für meine Person das stärkste Verlangen nach Kampf und immer neuem Kampf gegen Bonaparte und seine Schaaren fühlte, war natürlich, denn ich wäre mir selbst meines Gelübdes abtrünnig und daher verächtlich erschienen, hätte je ein anderes Gefühl meine Brust beseelt.

Am 1. März wurde die Armee auf den Kriegsfuß gesetzt, und ich selbst erhielt die Ernennung zum Major und Commandeur eines Landwehr-Bataillons, das in Böhmen organisirt wurde. Daß ich gerade ein Landwehr-Bataillon befehligen sollte, war mir nicht erwünscht, denn diese neu errichtete Landwehr stand unläugbar hinsichtlich ihrer Feldtüchtigkeit weit hinter den meisten Linien-Bataillonen zurück. Selbst die größte Begeisterung

sowohl der Soldaten, wie Officiere wird bei Truppen, die für den eigentlichen großen Krieg und den Kampf in den Linien der offenen Feldschlacht bestimmt sind, niemals die bessere Waffengeübtheit und strengere Disciplin alter, gut geführter Linien-Bataillone ersetzen können. Was auch neuere Theoretiker, die größtentheils den Krieg gar nicht kennen, hierüber sagen mögen, so sind sie doch im Irrthum, wenn sie das Gegentheil behaupten wollen. Die Bataillone des Revolutionsheeres 1792 schlugen sich ungleich schlechter, als die Bataillone Bonaparte's 1805, die muthigen Schaaren der Vendéebauern mußten in offenen Schlachten unterliegen, als die kriegsgeübten Bataillone des Generals Hoche gegen sie anrückten; die Österreichischen Landwehr-Bataillone vom Jahre 1809 waren von ungleich geringerem Werthe, als die alten Musketier- oder gar Grenadier-Bataillone; die Spanischen Guerillas konnten in offenen Schlachten kaum gebraucht werden, und die Preußischen Landwehr-Regimenter bewiesen 1814 und 1815 in Frankreich und bei Ligny auch nicht die gleiche Kraft, als die Linien-Regimenter; Alles dies sind persönliche Erfahrungen, die ich selbst gemacht habe und die Niemand, und sei er auch der geistvollste und gelehrteste Theoretiker, mir bestreiten kann.

Die Kriegsrüstungen, die jetzt im Österreichischen Kaiserreiche gemacht wurden, waren ungemein großartig;

eine wahre Begeisterung herrschte im Volke, wie Heere, und alle Stände wetteiferten in patriotischen Opfern dafür. Es war hierin in der Nation jetzt eine ganz andere Stimmung, als beim Ausbruch des Krieges von **1805**, wo man sich im Allgemeinen nur ziemlich passiv verhielt. Jetzt aber galt es, die Unbillen, die Bonaparte damals an Österreich verübt hatte, zu rächen; jetzt mußte der Kaiserstaat wieder sein früheres Ansehen gewinnen, oder zu einer Macht untergeordneten Ranges hinabsinken. Zu Tausenden strömten die Freiwilligen jetzt in die Regimenter, eine fast in Österreich ganz ungewohnte Erscheinung, und selbst verheirathete Männer verließen Haus und Familie, um die Reihen der Landwehr-Bataillone füllen zu helfen. Besonders in den alten Erbprovinzen des Kaiserhauses war die Begeisterung sehr groß, und Tausende von rührenden Zügen der tiefgewurzelten Anhänglichkeit der treuen Bewohner an ihr uraltes Herrscherhaus könnte ich anführen. Es ist etwas Schönes, wunderbar Schönes, wenn ein solches Band den Kern des Volkes mit seinem Fürsten und Herrn verbindet. In meinem armen Frankreich wird, wie ich fürchte, solch' Band niemals wieder zurückkehren und selbst die Vendée und Bretagne sind jetzt lange nicht mehr das, was sie noch **1792 — 1795** waren.

Daß wir Officiere und nun gar wir Officiere der neuen Landwehr-Bataillone bei diesen umfassenden Kriegsrüstun-

gen sehr viel angestrengt wurden, war natürlich. Ich selbst hatte während der sechs bis acht Wochen des März und April **1809** im eigentlichsten Sinne des Wortes kaum Zeit zum Essen und Schlafen, und war vom frühsten Morgen bis in die sinkende Nacht unaufhörlich beschäftigt. Da galt es, die Ausbildung der neu ausgehobenen Mannschaften zu überwachen, Freiwillige anzunehmen, mit den verschiedensten Behörden zu verhandeln, die Schuster, Schneider, Sattler und alle möglichen Handwerker, die für unsere Ausrüstung arbeiteten, zu controliren, Streitigkeiten zu schlichten, Ungerechtigkeiten und Härten zu verhindern, Strafen zu bestimmen und Gott weiß was für eine Menge der buntesten Geschäfte sonst noch, die alle auf den Befehlshaber eines neuformirten Landwehr-Bataillons losstürmen, zu erledigen. Große Schnelligkeit und Gewandtheit in der Behandlung der Geschäfte war auch gerade kein Vorzug der damaligen Civilbehörden des Kaiserstaates. Manche langweilige Stunde, die ich nützlicher auf dem Exercierplatz bei meinen Rekruten hätte verbringen können, mußte ich diesen pedantischen Verhandlungen opfern und viele, viele Bogen Papier, aus denen auch besser Patronen gemacht werden konnten, wurden zu zwecklosen Schreibereien verschwendet.

Dabei waren die Landwehr-Bataillone nur sehr spärlich mit tüchtigen Officieren und noch spärlicher mit brauch-

baren Unterofficieren versehen und die Hauptlast aller Obliegenheiten ruhte auf den Bataillons- und Compagnie-Chefs. Mit welcher unendlichen Freude unterzog ich mich aber allen diesen mühseligen, ja zum Theil sogar widerwärtigen Arbeiten. Die Tage wurden mir zu kurz, die Nächte zu lang, und bei grauender Morgendämmerung waren wir oft schon auf dem Exercierplatz. Ich hatte doch jetzt wieder einen schönen Zweck vor mir, wußte warum ich mich anstrengte, durfte hoffen, daß auch meine geringe Thätigkeit zum Wohl des großen Ganzen fördernd mit beitragen werde. Dabei war von allen Seiten doch Eifer, wenn auch oft keine sonderliche Geschicklichkeit, und ich hatte die innige Freude, daß mein Bataillon vorwärts kam und von Woche zu Woche einer tüchtigen Kriegerschaar ähnlicher wurde, wenn freilich sowohl in Ausrüstung, wie Ausbildung der einzelnen Soldaten noch immer sehr Vieles zu wünschen übrig blieb. Zeit und mehr noch Geld fehlten nur zu häufig, um Alles so herzustellen, wie ich es dringend gewünscht hätte.

Zur größten Freude des Heeres wurde der Erzherzog Carl zum Generalissimus ernannt. Eine neue Begeisterung erweckte diese Wahl in den Herzen aller Soldaten und jubelnd konnte man sie in den verschiedenen Sprachen, die im Österreichischen Heere gesprochen werden, die Wahl gerade dieses Generalissimus begrüßen hö-

ren. Auch die Wahl der Commandanten der einzelnen Armee-Corps war trefflich und bewies, welchen wohlthätigen Einfluß der Erzherzog hierbei gehabt hatte. Solche ungeheure Fehler, wie Österreich sie leider so häufig in den früheren Feldzügen gegen die Franzosen begangen hatte, konnten jetzt nicht mehr geschehen, dafür bürgten schon die Namen der neuen Corpsführer.

Allein und ganz auf eigene Kraft gestützt, mußte der Kaiser von Österreich jetzt den Kampf beginnen, denn außer der Seemacht England, hatte er keine weiteren Bundesgenossen. Bonaparte war jetzt der Beherrscher des Continents von Europa und selbst legitime Deutsche Fürsten mißachteten das Princip der Legitimität so sehr, daß sie ihre Truppen ihm opferten, um gegen das alte Kaiserhaus Deutschlands zu fechten. Dahin hatte es dieser Corsische Emporkömmling, lediglich durch die Kraft seines militairischen Talentes und die Schwäche und Uneinigkeit seiner Gegner, gebracht, daß selbst Söhne der ältesten und edelsten Deutschen Fürstenhäuser sich um seine Gunst bewarben. Ich will darüber schweigen, welche Gefühle es bei den Österreichischen Officieren erweckte und auch erwecken mußte, als sie die traurige Nachricht erhielten, daß Baiern, Sachsen, Würtemberger, mit den Soldaten Bonaparte's vereint, gegen sie kämpfen würden. Dem Princip der Legitimität wurden durch solche Bündnisse legitimer Fürsten mit dem Usurpator Bona-

parte gar tiefe Wunden geschlagen, und ich kann mich der Furcht nicht erwehren, daß noch manche böse Nachwirkungen daraus entstehen.

Am 6. April erschien die bekannte herrliche Proclamation des Erzherzogs Carl, durch welche das Heer zum Kampfe aufgefordert wurde. Einen unbeschreiblichen Sturm der Begeisterung erregten diese prächtigen Worte eines echten Mannes und Soldaten in den Herzen aller Officiere und Mannschaften, denen sie in ihre verschiedenartigen Dialecte übersetzt wurden. Man muß selbst in jener bewegten Zeit die Ehre gehabt haben, die Österreichische Uniform zu tragen, um alle jene Gefühle, welche durch diese Proclamation erweckt wurden, in ihrer ganzen Mächtigkeit begreifen zu können. So lange das alte Erzhaus Österreich auch schon bestand, sicherlich ist niemals eine bessere und mehr begeisterte Armee für dessen Rechte in den Kampf gezogen, wie dies im April des Jahres 1809 geschah.

Ich selbst durfte leider an dem Beginn dieses Feldzuges keinen thätigen Antheil nehmen. Wie ein Donnerschlag traf mich der Befehl, daß das von mir geführte Landwehr-Bataillon vorläufig nicht zu den activen Corps gehören, sondern in Böhmen als Reserve stehen bleiben solle. Des Soldaten erste, oft aber auch schwerste Pflicht, ist unbedingter, schweigender Gehorsam, dies fühlte ich erst jetzt so recht. Seit wir Gardes du

Corps in jener Mordnacht im Versailler Schloß den Befehl erhielten, die Waffen nicht mit der gehörigen Energie zu gebrauchen, sondern geduldig die Mißhandlungen des Pariser Pöbels zu ertragen, war mir der schweigende Gehorsam des Soldaten nicht wieder so schwer geworden, wie jetzt.

Die Kopfbedeckungen mit grünem Eichenlaub geziert, zogen die verschiedenen Bataillone und Schwadronen hinaus in das freie Feld, um die Ehrenschlachten für ihren Kaiser und Herrn zu schlagen, während ich in dem Städtchen zurückbleiben mußte, um tagtäglich die rohen Haufen Böhmischer Rekruten exerciren zu lassen. Das waren harte, sehr harte Stunden für mich, und jeder neue Durchmarsch einer in das Feld ausrückenden Truppe erfüllte meine Brust immer wieder mit dem mir bis dahin unbekannten Gefühl des Neides. Wie gern hätte ich auf meine Majorscharge verzichtet und wäre wieder Hauptmann geworden, wenn ich um diesen Preis nur hätte mit in das Feld rücken können. Leider gestatteten die militairischen Verhältnisse dies nicht und ich mußte bleiben, wozu mich der Befehl bestimmte.

Unsere Hauptarmee unter dem Erzherzog Carl war nun in das Bairische Gebiet eingerückt, und die Feindseligkeiten hatten begonnen. Mit unendlicher Spannung lauschten wir allen Nachrichten vom Kriegsschauplatz, und die Zeitungen, die nur irgend Kunde davon brach-

ten, wurden förmlich verschlungen. Die Briefpost, welche das Zeitungspacket brachte, passirte sechsmal wöchentlich in der Nacht um 1 Uhr die Festung Theresienstadt, in der ich mit meinem Bataillon jetzt lag. Unsere Ungeduld, die neuesten Nachrichten zu erfahren, war so groß, daß wir nicht bis zum Morgen warten wollten, sondern mitten in der Nacht aufstanden, um sogleich die Zeitungen zu lesen, weshalb wir, — die meisten Officiere meines Bataillons, einige Beamte, Geistliche und ich, jede Nacht gegen 1 Uhr in dem Gastzimmer des Posthauses zusammen kamen. Waren sehr erfreuliche Nachrichten in den Zeitungen, so zogen wir häufig sogleich in die Kirche, die dann erhellt wurde, um in einer feierlichen Dankmesse Gott dem Herrn aus der Fülle unserer froh bewegten Herzen für den Sieg, den seine Gnade unseren Waffen verliehen hatte, zu preisen. Die ersten Nachrichten, die von den verschiedenen Kriegsschauplätzen einliefen, denn sowohl in Italien, wie in Polen und Deutschland hatte der Kampf schon begonnen, lauteten günstig. In Deutschland, dem Hauptkriegsschauplatz, hatte der Erzherzog Carl schon wiederholte Erfolge errungen und die Baiern an mehreren Stellen zurückgeworfen.

Jetzt aber war Bonaparte mit seiner ganzen Macht in Baiern eingerückt, und die Großartigkeit seines militairischen Genies zeigte sich wiederum durch eine Reihe meisterhafter strategischer Operationen. Allmählich kamen

auch schon Schaaren von Gefangenen an, die in Theresienstadt untergebracht werden sollten. Ich sorgte für die humane Behandlung derselben nach besten Kräften, und ließ besonders alle Kranken und Verwundeten möglichst pflegen. Unter den Franzosen fand ich noch großen Enthusiasmus für ihren Napoleon; die Stimmung der gefangenen Deutschen Soldaten war aber sehr schlecht gegen ihn, und sie schimpften, daß sie sich in einem Kriege, der sie nichts anginge, für fremden Ehrgeiz schlagen müßten.

Den anfänglich guten Nachrichten folgten aber bald häufige Hiobsposten, die uns viele betrübte Stunden bereiteten. Baiern konnte trotz der heldenmüthigen Anstrengung unserer Truppen nicht gehalten werden, und der Erzherzog sah sich genöthigt, den Rückmarsch nach Böhmen anzutreten.

Tag und Nacht fast wurde jetzt in Theresienstadt gerüstet und die Festung völlig in Vertheidigungszustand gesetzt, während ich unausgesetzt neue Rekruten in möglichster Eile ausbildete, und wiederholt bereits Ergänzungsmannschaften an die active Armee hatte abgehen lassen. Immer peinlicher ward es mir nun, hier bleiben zu müssen, während meine braven Kameraden schon so viele blutige Gefechte bestanden hatten, und die Kampfeslust verzehrte mich fast. — Endlich sollte mein Wunsch erhört werden und ich zur activen Armee abgehen dür-

fen. Der muthige Befehlshaber eines Grenadier-Bataillons war in dem Gefecht bei Regensburg verwundet und zu uns transportirt worden. Sein Zustand erlaubte ihm zwar bald auf dem Exercierplatz oder in einer belagerten Festung Dienste zu leisten, nicht aber eine Campagne noch mitzumachen. Auf höheren Befehl, den wir beide gern annahmen, wechselten wir nun mit unseren Stellen, und ich erhielt somit das Grenadier-Bataillon, welches bei der großen Armee an der Donau stand, zur vorläufigen Führung. Auf den Knieen dankte ich Gott für seine Gnade, daß er mich jetzt doch noch an dem Kampfe selbst theilnehmen lasse, und eilte dann, so schnell mich nur Extrapostpferde bringen konnten, zu meinem Grenadier-Bataillone. Ich fuhr Tag und Nacht, und gab den Postillonen dreifache Trinkgelder, damit sie mich nur schnell vorwärts brachten, und so kam ich denn am Morgen des 10. Mai bei der Donau-Brücke unweit Wien an, wo mein Bataillon unter dem Befehl des mir schon von der Schlacht bei Austerlitz so wohlbekannten Generals Kienmayer stand.

Die Freude, mit welcher dieser so bewährte General mich empfing, war mir ungemein wohlthuend, denn sie gab mir ein Zeugniß, daß ich mich bisher als ein kriegstüchtiger Officier gezeigt hatte. Auch das Bataillon, von dem ich im Feldzug 1805 schon eine Compagnie geführt, empfing mich mit Freude, und mein Erscheinen

war um so nothwendiger, da schon ein empfindlicher Mangel an Officieren herrschte. Starke Verluste hatte das Bataillon in mehreren blutigen Gefechten in Baiern erlitten, und nicht geringe Lücken zeigten leider die Reihen. Aber tüchtige, kampfgeübte Krieger standen jetzt in den Gliedern, alte Veteranen, die schon mit Ehren manchen blutigen Strauß für das hohe Erzhaus Österreich bestanden hatten. Ein freudiger Stolz erfüllte mich, als ich den Befehl über diese wackere Schaar übernahm, um sie in den heiligen Kampf für Recht und Legitimität zu führen.

Wir hofften, daß Wien bis auf das Äußerste vertheidigt werden sollte und unsere Soldaten brannten vor Begierde, dem Feinde den Besitz der Hauptstadt ihres Kaisers streitig zu machen. Wir waren jetzt in und um Wien an 42,000 Mann tüchtiger Truppen versammelt, und wenn die streitfähigen Bewohner der großen Stadt uns nur einigen Beistand hätten leisten wollen, so wäre Bonaparte die Besitznahme wahrscheinlich nicht gelungen. In der Nacht vom 11. auf den 12. Mai begann das Bombardement der Stadt durch Französische Haubitzen. Sehr nachdrücklich ward dasselbe zwar nicht betrieben und jeder Kriegserfahrene sah ein, daß mehr Schrecken dadurch erregt, als wirklicher Schaden angestiftet werden sollte. Einige Häuser in Wien geriethen jedoch in Brand, und viele Einwohner geriethen vor Ent-

setzen außer sich und glaubten, der Untergang der ganzen Stadt sei nahe. Ein großer Theil der Bürgerschaft von Wien benahm sich bei dieser Gelegenheit muthig und gefaßt und wollte, daß auf das Schicksal der Stadt keine Rücksicht genommen werden sollte; ein größerer Theil war aber höchst erbärmlich und feige. All' dieser reiche Pöbel unserer größten Städte zeigte bei dieser Gelegenheit wieder so recht seine elende Charakterlosigkeit, wodurch er sich bei jeder Gelegenheit hervorthut. Das heulte und jammerte und ächzte und schrie und führte in seiner Verzweiflung um den etwaigen Verlust einiger Spiegel und Fensterscheiben, oder Dachsparren und Schornsteine, eine Menge komischer Scenen auf, über die man hätte lachen müssen, wenn sie bei dieser Gelegenheit, wo es die Rettung des Vaterlandes galt, nicht so überaus widerwärtig gewesen wären. Besonders die Juden in Wien zeigten jetzt wieder ihre gewöhnliche Feigheit und waren die ersten Schreier, die da behaupteten, die Stadt müsse möglichst bald übergeben werden, damit ja kein Schaden geschehe. Was lag solchen Menschen auch an der Ehre und dem Ansehen des Österreichischen Reiches und Heeres!

Ich befand mich mit meinem Bataillon in der Nacht vom **11.** auf den **12.** Mai in der Stadt auf Wache. Das sehr schwache und nur in langen Pausen statt findende Bombardement der Franzosen — Bonaparte

hatte gar kein schweres Festungsgeschütz bei sich — hatte aufgehört, und ein großer Haufe dieser eleganten Pflastertreter, untermischt mit einzelnen Damen der sogenannten Geldaristokratie, stand unweit meines Bataillons, und trieb viele unnützen Reden. Statt daß diese Leute hätten arbeiten sollen, um Anstalten zu treffen, damit das etwaige Bombardement keinen großen Schaden verursachen konnte, trieben sie politische Kannegießereien und wollten eine Deputation an den Gouverneur von Wien senden, damit er die Stadt sogleich übergeben möge. Namentlich ein frecher Bengel, ein rechter Modegeck von jüdischer Abkunft, machte den Hauptredner und hielt solche widerwärtigen Reden über die Barbarei des Krieges, und es sei eine Härte, daß Wien jetzt geopfert werden solle, daß ich schon große Lust hatte, ihn arretiren zu lassen. Als der Haufe noch mitten im besten Berathen war, kam wieder eine feindliche Granate angeflogen, und platzte unschädlich oben in der Luft. In höchster Eile stäubte aber die ganze Versammlung jetzt auseinander, und die meisten hielten einen Wettlauf, um sich wieder in ihre Keller und andere sichere Schlupfwinkel zu verkriechen. Diese wirre Flucht aller Herren und Damen, die so eben noch mit ihrem Mundwerk einen solchen Lärm gemacht hatten, sah so komisch aus, daß mein ganzes Grenadier-Bataillon in ein helles Gelächter darüber ausbrach.

Wir hofften sicherlich, daß am Morgen des 12. Mai ein Ausfall aus Wien unternommen würde, und freuten uns schon auf ein tüchtiges Gefecht; statt dessen traf aber die ganz unerwartete Kunde ein, wieder auf das linke Donau-Ufer zurück zu marschiren und die Brücken hinter uns abzubrennen.

Am 12. Mai capitulirte Wien, und am folgenden Tage hielt Napoleon seinen Einzug in die Residenz des Österreichischen Kaiserstaates. Schon zum zweiten Mal hatte das Glück der Waffen diesen großen Feldherrn nun dahingeführt.

Ich will nicht untersuchen, wer der eigentliche Urheber dieser vorschnellen Capitulation von Wien gewesen ist, und ob der Erzherzog Maximilian wirklich die Hauptschuld daran trägt, wie damals im Heere allgemein behauptet wurde. Ein Hauptfehler, der durch keine Scheingründe zu rechtfertigen ist, bleibt diese voreilige Übergabe aber entschieden. In drei bis vier Tagen kam der Erzherzog Carl mit mindestens 40,000 Mann frischer Truppen aus Böhmen heranmarschirt, und dann waren wir immer stark genug, um Bonaparte noch auf dem rechten Donau-Ufer eine Entscheidungsschlacht liefern zu können. Bis dahin hätten wir Wien aber entschieden vertheidigen müssen, da Bonaparte kein schweres Geschütz besaß, und sich gescheut haben würde, einen Hauptsturm zu wagen. Die allgemeine Stimmung

in unserem Heere war auch für diese Vertheidigung, und der Befehl zum Rückzug erregte große Unzufriedenheit unter den Soldaten. Schon die Waffenehre gebot es, daß an 42,000 Mann Truppen nicht die Burg ihres Kaisers einem tollkühnen Feinde überlassen durften, ohne vorher die hartnäckigste Vertheidigung derselben zu wagen.

Freilich, wenn man den Stimmen der feigen Geldleute und der alten Perrücken, denen militairische Ehre etwas völlig Unbegreifliches war, da man es nicht auf der Börse verwerthen konnte, Einfluß einräumen wollte, so mußte Wien je früher, je lieber, übergeben werden. Konnte man dann doch hoffen, daß die „Herren Feinde" bei ihrem Triumpheinzug in möglichst guter Laune sein und die Weinkeller und Speisekammern, oder gar die Geldbeutel ihrer Quartiergeber nicht allzusehr in Anspruch nehmen würden. Wenn man aber solchen Männern, und leider waren sie auch in den höchsten Kreisen nur zu sehr vertreten, Gewicht beilegen wollte, so hätte Österreich überhaupt den Krieg nicht beginnen, sondern ohne Weiteres allen übermüthigen Anforderungen des Herrn Bonaparte demüthigst genügen müssen. Was lag ihnen an Ehre und Nationalstolz, und ob ihr rechtmäßiger Kaiser, oder ein siegreicher fremder Abenteurer in der alten Kaiserburg herrsche, wenn nur ihre Geldbeutel gefüllt blieben und sie ihr gebackenes Hähnel in

aller Behaglichkeit verzehren, und am Abend im Theater an dem Getriller einer Welschen Sängerin oder den unzüchtigen Sprüngen schamloser Ballettänzerinnen sich ergötzen konnten!

Daß aber viele wackere Bürger Wiens, die wirklich Ehre im Leibe hatten, über diese voreilige Übergabe mit Recht ergrimmt waren, konnte ich recht erkennen, als ich in der Morgendämmerung des 12. Mai mit meinem Grenadier-Bataillon abmarschiren mußte. Vielfache Äußerungen des Unwillens wurden laut, und besonders die eigentlichen Arbeiter, diese wackeren Leute, unter deren groben Hemden oft ungleich mehr von Ehre erfüllte Herzen, wie unter den Spitzenkragen unserer modernen Aristokratie schlagen, äußerten unverhohlen ihre gerechte Entrüstung. Wie gern hätten wir Soldaten an der Seite dieser muthigen Bürger gekämpft, doch schweigender Gehorsam war ja unsere erste und heilige Pflicht. Unseren stolzen Grenadier-Marsch mochte ich aber bei diesem Abmarsch nicht schlagen lassen, denn dies kam mir wie eine Entweihung desselben vor, und ich befahl daher den Tambouren, den Trauermarsch mit gedämpften Trommeln zu schlagen. Dieser Befehl hat mir, wie ich später erfuhr, manche Feindschaft gewichtiger Persönlichkeiten zugezogen.

Am 16. Mai schon langte der Erzherzog Carl mit seinem Corps am Bisamberge, Wien gegenüber, an und

bewirkte die Vereinigung aller Truppen, so daß jetzt einige 80,000 Mann unter seinem Befehle standen. Unser hoher Feldherr, der wahre Vertreter des Ruhms der Armee des Kaisers von Österreich, soll über diese voreilige Übergabe Wiens im höchsten Grade erzürnt gewesen, und es zu mehreren äußerst heftigen Scenen deshalb im Hauptquartier gekommen sein. Verbürgen kann ich dies zwar nicht, unter den Truppen wurde es aber damals allgemein erzählt, und auch gern geglaubt.

Mit gewohnter Energie hatte Napoleon sogleich nach der Einnahme von Wien die Vorbereitungen zu einem Donau-Übergang getroffen, und sein militairischer Scharfblick ließ ihn erkennen, daß von der Insel Lobau aus durch die Französischen Truppen am Leichtesten der Fluß überschritten werden konnte. Er hatte diese große Insel sogleich in ein befestigtes Lager verwandeln lassen, wozu sie sich in der That auch vortrefflich eignete, und konnte nun von da aus einen Übergang über den schmalen Arm, der die Insel von dem weiten Marchfelde trennt, leicht unternehmen. Die wunderbare militairische Kühnheit und Genialität dieses großen Soldaten hatte sich auch hiebei wieder bewiesen. Bald aber sollte er auf einen ihm militairisch würdigen Gegner stoßen, und unser Erzherzog Carl der erste Feldherr sein, der sich rühmen durfte, auch selbst einen Bonaparte in offener Feldschlacht besiegt zu haben.

Schon am 20. Mai war es zwischen den Österreichischen und Französischen Truppen zu sehr lebhaften Gefechten gekommen, die einen für beide Theile im Wesentlichen unentschiedenen Erfolg gehabt hatten. Mein Bataillon nahm aber nicht daran Antheil, da es in der Grenadier-Reserve stand.

In der Frühdämmerung des 21sten traten wir wieder unter die Waffen, denn mit Bestimmtheit durfte an diesem Tage eine blutige Entscheidungsschlacht erwartet werden. Die Beichte hatte ich wieder in dieser Nacht abgelegt, und voller Verlangen harrte ich nun des Augenblickes, um mein Bataillon in die Schlacht zu führen. Gegen Mittag begann der Kampf auf allen Theilen des weiten Kampffeldes, welches das Marchfeld hier bildete. Ganz wie zur Völkerschlacht geeignet ist die Beschaffenheit dieser Ebene, auf der die großen Heere sich ungezwungen entwickeln und alle Waffengattungen die geeignetste Verwendung finden können.

Wenn man als Führer eines Bataillons auf einem gewissen Punkt der Schlachtlinie festgebannt ist, so geht der Gesammtüberblick über die Schlacht selbst fast immer verloren, und man erfährt die meisten Einzelheiten des Kampfes erst aus nachträglichen Berichten. So ging es auch mir bei dieser denkwürdigen Schlacht bei Aspern und Eßling, über welche ich mich daher in dieser Darstellung meiner persönlichen Erlebnisse nur kurz fassen will.

Wir hatten erst bei Seyering in der Reserve gestanden und marschirten dann in die Stellung bei Gerasdorf, welche das Corps des Generals Graf Bellegarde so eben verlassen hatte, um diesem zur Reserve zu dienen. Die Armee war in fünf Hauptcorps eingetheilt, die auf verschiedenen Seiten angriffen. Mit schallender Musik und freudigem Rufe: „Hoch unser Erzherzog Carl!“ marschirten die ersten Regimenter in die Gefechtslinie, und niemals habe ich Österreichische Truppen mit solchem freudigen Enthusiasmus kämpfen sehen, wie an diesen Tagen.

Der Kampf war lebhaft, und der Kanonendonner ließ die Erde unter unseren Füßen erbeben. Alle Waffengattungen beider gegenseitiger Heere kämpften in der heftigsten Erbitterung und gewaltig war oft der Anprall, mit dem sie auf einander stießen. Zu unserem großen Kummer kamen wir Grenadiere an diesem ersten Tage gar nicht in das Gefecht, sondern blieben ruhig in der Reserve stehen. Es war dies zwar nothwendig, aber für uns doch sehr schmerzlich und erregte namentlich bei mir, der ich während dieses ganzen Feldzuges noch niemals in den Kampf zu kommen Gelegenheit gefunden hatte, ein schmerzliches Gefühl.

Um das Gefecht besser übersehen zu können, war ich eine kurze Zeit etwas vorgeritten, und sah so — wenn auch freilich aus der Ferne, mit an, wie der Brigade-

General Vacquant mit dem Regiment Vogelsang, das von den Bataillonen der Regimenter Reuß und Rainer unterstützt wurde, das Dorf Aspern erstürmte. Es war dies ein ungemein glänzender Angriff, den keine Truppe der Welt mit größerer Kühnheit ausführen konnte, und der diesen tapferen Bataillonen auf ewige Zeiten Ehre macht. Die Französische Infanterie vertheidigte sich zwar im Dorfe mit gewohnter Tapferkeit und vielgeübter Geschicklichkeit, wurde aber dennoch zuletzt vollständig vertrieben, wobei freilich die Stürmenden große Verluste erleiden mußten. Jetzt rasselte gleich einer von der Abendsonne beschienenen goldenen Gewitterwolke, eine starke Masse Französischer Cürassiere vor. Dieser Ansturm der schwergeharnischten Cürassiere war ein prächtiger Anblick, den ich nie wieder vergessen habe. Ich fürchtete, die schnell formirten Linien unserer Infanterie würden solchen Reitersturm nicht aushalten, und sprengte daher schnell zu meinem Bataillon zurück, in der sicheren Erwartung, daß wir jetzt vorrücken müßten. Mit einer über alles Lob erhabenen Kaltblütigkeit hatte aber die wackere Linien-Infanterie ihr ruhiges Feuer abgegeben, und an der Standhaftigkeit dieser Bataillone zerschellte die Wucht der Cürassiere Bonaparte's, die sich bis dahin für unbesieglich gehalten hatten. Ein lehrreiches Beispiel für alle Zeiten ist hiedurch der Infanterie gegeben worden.

Die Dunkelheit machte allmählich dem ferneren Kampfe ein Ende, obgleich noch bis weit in den Mai-Abend hinein an einzelnen Stellen der Schlachtlinie die Schüsse aufblitzten, ja selbst vereinzelte Kanonenschüsse noch erdröhnten. Wir Grenadiere erhielten noch in der Nacht den Befehl, aus unserer bisherigen Stellung bei Gerasdorf bis nach Breitenklee vorzurücken. Große Freude erregte dieser Befehl bei mir, denn er zeigte einerseits, daß die Schlacht am anderen Tage mit erneuter Kraft fortgesetzt werden sollte, andererseits aber auch, daß wir Grenadiere nun nicht länger in der Reserve bleiben, sondern zum Vorwärtsstürmen selbst mit verwandt werden sollten. Wir waren die einzigen frischen Truppen, die noch nicht im Kampfe gewesen waren, und durften deshalb hoffen, zum entscheidenden Hauptsturm mit verwandt zu werden; was ja auch der Ehrenposten der Grenadiere sein muß.

Sonst war diese Nacht reich an schaurigen Scenen, wie dies stets nach einem blutigen Kampfe der Fall sein wird. Tausende von Verwundeten seufzten nach den Händen der Wundärzte, deren Zahl lange nicht ausreichte, um Allen die gewünschte Hülfe zu bringen. Das Elend des Krieges zeigte sich auch jetzt wieder in seiner ganzen Gräßlichkeit.

Uns entmuthigte dies freilich nicht, und es waren gewiß wenig Grenadiere in meinem Bataillon, die nicht wie ich begierig auf den Befehl zum Angriff harrten.

Der glänzende Erfolg unserer Waffen am vorigen Tage hatte uns mit Freude erfüllt und unser Selbstvertrauen ungemein erhöht, zugleich aber auch einen gewissen Neid erregt, daß wir selbst noch nicht am Kampfe hatten thätigen Antheil nehmen können. Ich entsinne mich noch, daß ich kurze Augenblicke an einem Bivouakfeuer eingeschlummert war, alle Augenblicke aber vor Besorgniß in die Höhe fuhr, Bonaparte könne die Schlacht abbrechen und noch in der Nacht den Rückzug nach der Insel Lobau antreten. Eine unnöthige Furcht von meiner Seite, denn dieser kühne Feldherr war in der That kein Mann, der so leicht sich die Siegeslorbeeren von seiner Stirn abreißen ließ und einen Rückzug antrat, bevor er nicht selbst die äußersten Mittel zur Gewinnung des Sieges erschöpft hätte.

Schon mit grauender Morgendämmerung mußten wir wieder unter die Waffen treten, denn der Kampf, der nur auf wenige Stunden geruht hatte, begann auf's Neue mit voller Kraft. Die Französischen Garden stürmten gegen Aspern vor, und es gelang ihnen diesmal, das Dorf oder vielmehr die Ruinen desselben wieder einzunehmen. Bald aber drangen neue Truppen von uns wieder vor, und ein furchtbares Ringen und Kämpfen begann um Aspern. Lange Zeit war der Erfolg zweifelhaft, und die im wüthendsten Handgemenge begriffenen Gegner schoben sich immer hin und her, bis sich endlich

die Unsrigen wieder festzusetzen wußten. Die braven Regimenter Benjowsky und Klebeck erwarben sich hier großen Ruhm.

Jetzt erhielten auch wir im Centrum der Schlachtreihe endlich den längst gewünschten Befehl zum Kampfe. Es war mit der schönste und stolzeste Augenblick, den ich je in meinem Leben gehabt hatte, als der Sturmmarsch ertönte, und ich mein wackeres Bataillon gegen die bitter gehaßten Feinde führen durfte. Wie ganz anders schlugen meine Tamboure jetzt, als in jener Nacht bei dem befohlenen voreiligen Abmarsch aus Wien. Ohne einen Schuß zu thun, in festem Schritt und Tritt, stürmten wir mit dem Bajonnett gegen das Centrum der feindlichen Schlachtlinie bei Eßling vor. Ein furchtbares Kanonenfeuer der vortrefflich bedienten Französischen Artillerie empfing uns bald und zerriß unsere Glieder. Wie Hagelkörner so dicht prasselten die Kartätschkugeln zwischen uns. Mir selbst ward meine Säbelscheide von einer Kugel abgerissen und gleich darauf tödtete eine andere Kugel mein Pferd. Ich kam jedoch noch glücklich auf die Füße und konnte zu Fuß an dem ferneren Kampf theilnehmen.

Eßling ward von den Franzosen zu hartnäckig und was noch mehr sagen will, zu geschickt vertheidigt, als daß unser Sturm geglückt wäre. Wir führten unsere arg mitgenommenen Truppen zurück, um sie, aus der

feindlichen Kanonenschußweite entfernt, wieder sammeln zu können. Mein Bataillon hatte arg gelitten und fast ein Drittel der Mannschaft fehlte in den Gliedern. Der Erzherzog Carl, der immer an den gefährlichsten oder wichtigsten Stellen des Schlachtfeldes sich befand, erschien in unseren Reihen. Sein Anblick, seine Worte entflammten uns Alle zu neuem Kampf. Begeistert blitzte auch das Auge dieses edelsten Sohnes des hohen Erzhauses Österreich, und Wort und That verkündeten bei ihm den wahren Helden. Eines solchen Führers mußte die Armee am heutigen Tage sich würdig zeigen, dieser Gedanke erfüllte gewiß die Brust fast aller Officiere, ja selbst auch der meisten Soldaten.

Gerade um 12 Uhr Mittags stürmten wir wieder in zwei Colonnen gegen das Dorf vor und drangen schon bis an die einzelnen steinernen Häuser desselben. Mit ihrer großen Gewandtheit in dergleichen Dingen hatten die Franzosen aber die meisten, festen, massiv steinernen Häuser des Dorfes förmlich in kleine Citadellen verwandelt und vertheidigten sich darin mit der äußersten Hartnäckigkeit. Der Verlust von Eßling hätte leicht einen Theil der Französischen Schlachtlinie von der Donau abgeschnitten, so daß diese Truppen dann unwiderbringlich in Gefangenschaft gerathen oder aufgerieben wären, dies wußte Bonaparte sehr gut und befahl daher, das Dorf bis auf das Alleräußerste zu vertheidigen. Trotz

der großen Hartnäckigkeit, mit der wir den Kampf mehrere Stunden fortsetzten, vermochten wir Eßling nicht einzunehmen. Aus den Fensteröffnungen der Häuser schoß der Feind, wie aus Schießscharten auf uns und viele brave Soldaten fanden hier ihren Tod.

Der Erzherzog befahl, uns wieder in unsere frühere Stellung zurückzuziehen, wo wir auf's Neue die Ordnung in unseren aufgelösten Gliedern herstellten. Die Grenadier-Bataillone waren wüthend, daß der wiederholte Sturm nicht gelungen sei und wünschten auf's Neue gegen Eßling vorgeführt zu werden. Der Erzherzog Carl, an den diese Bitte gerichtet war, schlug solche entschieden ab. Mit dem richtigen Blick des geübten Feldherrn hatte er erkannt, daß die Französische Armee ihren Rückzug nach der Insel Lobau doch schon antreten und somit Eßling auch wieder räumen müsse. Ein wüthender Verzweiflungskampf wäre entstanden, hätten wir den Sturm abermals versucht und selbst im glücklichsten Fall wären Hunderte von den Unsrigen dabei gefallen. Das Österreichische Heer hatte aber durch diesen blutigen Riesenkampf zwei Tage hindurch so schon sehr bedeutende Verluste erlitten und somit war es gut, daß derselbe nicht noch vergrößert wurde, blos um Eßling einige Stunden früher in unseren Besitz zu bekommen.

Ich will nicht läugnen, daß diese Gedanken der ruhigen Vernunft mir erst später gekommen sind und ich

im Anfang, als unsere Bitte um Erneuerung des Sturmes abgeschlagen wurde, lebhaften Unwillen darüber empfand. Gerade, daß wir Grenadier-Bataillone, diese Elite der Infanterie, Eßling nicht hatten nehmen können, während die übrigen Linien-Bataillone doch Aspern erstürmt hatten, dünkte uns besonders empfindlich. Freilich war hier bei Eßling früher schon der wiederholte Ansturm der Truppen aus den Corps der Feldmarschall-Lieutenants Rohan, Hohenlohe und Davidovich gescheitert, und es konnte den Grenadieren gewiß auch nicht das Allermindeste vorgeworfen werden. Doch der Erfolg entscheidet nur zu häufig das Urtheil, und deshalb wäre es für das Grenadier-Corps des Feldmarschall-Lieutenants d'Aspre sehr wünschenswerth gewesen, wenn gerade ihm die endliche Erstürmung von Eßling geglückt wäre. Es gab deshalb in den nächsten Tagen noch manche ärgerliche Scenen, welche die Siegesfreude verbittern konnten.

Ermattet von der furchtbaren Blutarbeit der letzten beiden Tage, ruhte das Österreichische Heer auf der theuer erkämpften Wahlstatt aus, als Bonaparte noch in der Nacht vom 22. auf den 23. Mai seinen Rückzug nach der Insel Lobau wieder antrat. Zum ersten Mal in seinem Leben hatte er eine von ihm persönlich geleitete Hauptschlacht verloren, und der Erzherzog Carl war der erste Feldherr gewesen, der eine Lücke in die

Siegesreihe dieses großen Eroberers gerissen. In ruhiger Ordnung traten die Franzosen ihren Rückzug an und unsere Truppen, die mit Ausnahme einiger weniger Bataillone alle in dem Kampf gewesen waren, beunruhigten ihn nicht weiter.

Unsere Verluste waren sehr groß und über 20,000 Mann standen jetzt weniger in den Gliedern als in den Tagen vor der Schlacht. Das von mir geführte Bataillon, welches durch das feindliche Kartätschfeuer sehr gelitten hatte, zählte 85 Todte und 193 Verwundete, darunter 8 Officiere. Mehrere Versprengte fanden sich in den nächsten Tagen noch wieder ein. Gefangene hatte die Österreichische Armee nur einige hundert Mann verloren, dagegen hatten wir an 2000 Französische Gefangene gemacht, wie denn überhaupt der feindliche Verlust ungleich größer, als der unsrige war. Da wir im Besitz des Schlachtfeldes blieben, so fiel uns das Geschäft des Todtengräbers zu, und es sind an 6000 Leichen der Feinde von uns verscharrt worden. So viel Opfer hatte der unersättliche Ehrgeiz Bonaparte's wieder an einem einzigen Tage gefordert.

Ich selbst hatte am nächsten Tage die Aufsicht mit bei dem Zusammensuchen und Begraben der Leichen um Eßling selbst. Auf einem Fleck von noch nicht einer halben Stunde im Umkreis fanden wir allein an 700 Französische Leichen. Nicht ohne tiefe Rührung konnte ich

diese todten Söhne meines armen Vaterlandes, die alle hier für einen falschen Wahn gefallen waren, betrachten. Unter den Leichen der Französischen Linien-Infanterie sah man viele jugendliche frische Gesichter, die den jungen Conscribirten, welche hier sogleich in ihrem ersten Feldzug auch schon den Kriegertod gefunden hatten, angehörten. Ungleich ältere und bärtigere Gestalten fanden sich unter den gefallenen Cürassieren, und bei Manchen von diesen bemerkte man noch die Narben früherer Wunden. So schlecht die Französische Cavallerie im Allgemeinen auch reitet, so bildeten diese Cürassier-Schwadronen Bonaparte's doch kampfgewöhnte, stolze Schaaren, die eine gewaltige Attaque ausführen konnten. Leider fand ich viele todte Bretagner darunter, die in der Regel an ihrem eigenthümlichen Gesichtsschnitt erkennbar waren. Die Meisten derselben trugen ein kleines Kreuz von Holz an einem dünnen schwarzen Lederriemen auf der Brust und bei manchen fand sich auch noch ein Rosenkranz in der Tasche. So gut es anging, ließ ich alle diese Bretagner und überhaupt die Soldaten, bei deren Leichen sich Spuren ihrer Religiosität, z. B. auch geweihte Herzen oder eingeätzte Kreuze auf der Brust vorfanden, in ein besonderes Grab auf dem Kirchhofe von Eßling legen. Ich freute mich, daß diese Frommen doch wenigstens in geweihter Erde ruhen sollten, wenn sie auch leider nicht für die Sache ihres rechtmäßigen Kö-

nigs oder für die bedrohten Rechte der Kirche gefallen waren. Der Anblick einer Leiche erregte mir großen Kummer. Es war die eines Sergeanten eines Französischen Cürassier-Regiments, eine starke, feste Gestalt, das gebräunte Antlitz stark mit Bart bewachsen. Auf der Uniform des Cürassiers glänzte das Kreuz der Ehrenlegion und noch im Tode hielt seine Rechte den Griff des wuchtigen Pallasches fest umklammert. Die Büchsenkugel eines Österreichischen Scharfschützen war ihm gerade in die Schläfe gedrungen, und in kleinen schwarzen Tropfen sickerte das Blut aus der fast unmerklichen Todeswunde. Ich trat näher an den so ruhig, als schlafe er einen sanften Schlaf, daliegenden Todten, und erkannte zu meinem großen Schmerz einen meiner früheren treuen Gefährten aus dem Vendéekampf in ihm. Er war aus unserer alten Familienherrschaft gebürtigt, hatte dann zu den muthigen Burschen gehört, die mich damals, als ich nach Paris zur Guillotine geführt werden sollte, aus den Händen der Gensd'armen befreiten und später sich in den Vendéekämpfen wiederholt sehr ausgezeichnet. Verwundet war er dabei in die Gefangenschaft der Republikaner gefallen und mußte so unter die Französischen Truppen gerathen sein. Ein Rosenkranz in der Tasche und ein Kreuz um den Hals bewiesen auch jetzt noch die Frömmigkeit dieses Bretagnischen Cürassiers. Ein trauriges Schicksal, das diesen armen, sonst so treu und

gutgesinnten Sohn unserer Bretagne dazu gezwungen hatte, ein Soldat des Corsen Bonaparte zu werden. Daß er aber auch als solcher wenigstens mit echt Bretagnischem Muthe gestritten haben mußte, bewies sein Ehrenlegionskreuz.

Die Betrachtungen aller Art, welche dies plötzliche Wiedererkennen der Leiche eines früheren Gefährten bei mir erweckt hatte, trübten mir noch auf einige Tage die innige Freude, die ich sonst mit vollem Recht über unseren Sieg bei Aspern und Eßling empfand.

In den Annalen des Österreichischen Heeres werden der 21. und 22. Mai des Jahres 1809 aber für alle Zeiten in glänzendem Lichte strahlen und jeder Soldat, dem das Glück vergönnte, an diesen Schlachten einen ehrenwerthen Antheil nehmen zu dürfen, hat volles Recht, sich darüber zu freuen.

Zehntes Capitel.

Rüstungen im Österreichischen Lager bei Wagram. Übernahme eines Linien-Bataillons. Erwartung des baldigen Kampfes. Die Schlacht bei Wagram am 5. und 6. Juli. Glücklicher Erfolg und heißer Kampf am ersten, meine schwere Verwundung am zweiten Schlachttage. Herstellung in Prag. Nachricht von der Verheirathung Bonaparte's mit der Prinzessin Marie Luise. Entschluß, den Abschied aus Österreichischem Dienst zu nehmen und in Spanien fortan zu kämpfen.

Die Leichen, die sonst die Luft bald verpestet hätten, waren in ungeheure Gruben begraben, die zahlreichen Verwundeten, sowohl Französische wie Österreichische, nach besten Kräften in die schnell errichteten Nothspitäler untergebracht, und unsere ruhmvollen Trophäen — darunter allein einige Tausend Cürasse — vom Schlachtfelde aufgelesen. Eine stolze Siegesfreude herrschte im ganzen Österreichischen Heer, und selbst der dummste Böhmische Trainknecht trug den Kopf höher und nahm

eine stolzere Miene an, wenn er von diesen glorreichen Schlachttagen sprach. Man muß selbst Soldat im Felde gewesen sein und das Kriegsleben aus eigener Erfahrung kennen, um die gewaltige Wirkung, die sowohl ein Sieg — aber auch auf der anderen Seite eine Niederlage, auf die Stimmung eines ganzen Heeres zu äußern vermag, so recht zu würdigen. Es ist wirklich oft, als ob ganz andere Menschen da wären, solch gewaltiger Unterschied in Allem herrscht zwischen siegreichen und besiegten Soldaten.

Das linke Donau-Ufer war nun in unserem sicheren Besitz, doch leider Wien damit nicht wieder den Franzosen entrissen. Welche traurigen Folgen diese unverzeihliche, voreilige Übergabe von Wien hatte, zeigte sich jetzt nach diesem Siege bei Aspern und Eßling erst in seiner vollen Bedeutung. Von unermeßlichem Vortheil wäre es gewesen, wenn wir diese siegreiche Schlacht noch auf dem rechten Donau-Ufer hätten schlagen können. Der ganze Krieg hätte dann leicht eine völlig andere Gestaltung erhalten.

Man hat es dem Erzherzoge Carl von vielen Seiten zum Vorwurfe gemacht, daß er nicht sogleich in den ersten Tagen nach dem erfochtenen Siege die kriegsmuthige Stimmung der Österreichischen und die niedergedrückte der Französischen Armee benutzt hätte, um den Donau-Übergang zu forciren und nochmals eine Ent-

scheidungsschlacht zu wagen. So weit meine Beurtheilung reicht, ist dieser Vorwurf nicht ganz gegründet. Daß ein sehr waghalsiger, stets zur unbedingten Offensive geneigter Feldherr, wie z. B. Suworow, oder vielleicht auch Bonaparte, einen Übergang forcirt haben würde, glaube ich entschieden. Große Opfer hätte ein solcher zwar gekostet, der Erfolg wäre ein sehr, sehr zweifelhafter — freilich aber auch, wenn er wirklich geglückt, ein ungemein wichtiger gewesen.

In dem Charakter des Erzherzogs Carl lag aber zu viel bedächtige Vorsicht, als daß er ein Unternehmer derartiger tollkühner Wagstücke, bei dem leicht viele Tausende Soldaten gänzlich nutzlos geopfert werden konnten, sein wollte. Das Corps, was er hier befehligte, war das einzige bedeutende Österreichische Heer in allen Deutschen Provinzen, und ging dies verloren, so wäre die ganze Monarchie ziemlich wehrlos auf Gnade und Ungnade dem übermüthigen Sieger preisgegeben gewesen. Solche ungeheure Verantwortung wollte der Erzherzog aber nicht übernehmen, ja konnte dies auch vielleicht selbst beim besten Willen nicht, da seine Machtvollkommenheit dazu viel zu sehr beschränkt war.

Der Widerstand der Franzosen war an den zwei Schlachttagen ein so hartnäckiger gewesen, und unser Verlust so groß, daß die Armee sich wirklich, trotz ihrer siegesmuthigen Stimmung, nicht in recht schlagfertigem

Zustande befand. Es fehlte an Officieren, Munition und Vorbereitungen aller Art, um sogleich einen Brückenübergang zu forciren. An 20,000 Mann mangelten in den Gliedern, und nicht viel über 60,000 Soldaten hätte der Erzherzog Carl in den ersten Tagen nach dem Siege zu einem etwaigen neuen Kampfe verwenden können. Bonaparte hatte aber noch mindestens an 70,000 Mann in und bei Wien zur Verfügung, selbst wenn man annimmt, daß ihm an 30,000 Mann am 21. und 22. Mai außer Gefecht gesetzt wurden. Die Franzosen hatten zwar eine unläugbare Niederlage erlitten, aber ihr Rückzug war in guter Ordnung vor sich gegangen und eine gänzliche Niedergeschlagenheit oder gar eingerissene Unordnung durfte in ihren Gliedern nicht erwartet werden. Wenn die Französische Armee von 1809 auch nicht in allen Corps eine gleiche Trefflichkeit, wie die von 1805, mehr besaß, denn ein Theil ihrer besten Soldaten verblutete sich jetzt in Spanien für den Ehrgeiz Bonaparte's, so war sie doch sonst noch immer im höchsten Grade kriegstüchtig und kriegsmuthig. Sie besaß noch einen Bonaparte mit unumschränkter Machtvollkommenheit an ihrer Spitze, geschickte, vielgeübte Unteranführer, und großen militairischen Ehrgeiz in ihren Gliedern. Solch ein Heer, was schon so viele glänzende Siege sich erkämpft hatte, wurde durch eine einzige Niederlage, wie die bei Aspern, nicht gleich so entmuthigt,

daß es nicht noch den allerhartnäckigsten Widerstand, besonders in einer Defensiv-Schlacht, in der es sich dann um seine Existenz handelte, entgegen zu setzen vermöchte. Dazu kommt, daß die örtliche Beschaffenheit der Donau-Ufer einen Übergang im Angesicht des Feindes vom linken auf das rechte Ufer ungemein gefährlicher macht, als umgekehrt. Ein Übergang vom rechten Ufer aus, wie Bonaparte ihn unternahm, wird durch die vielen, mit Bäumen bewachsenen Auen und Inseln sehr erleichtert.

Alles dies sind die gewichtigen Gründe, die, wie ich glaube, den Erzherzog Carl dazu bewogen, seinen Sieg nicht sogleich in den ersten Tagen nach der Schlacht nachdrücklich zu verfolgen, sondern nach wie vor in der Defensive zu verbleiben.

Wir bezogen nun ein Hüttenlager auf dem Marchfelde und das Corps, zu dem ich gehörte, kam ungefähr ein und eine halbe Meile von Eßling entfernt zu stehen. Es galt die eifrigsten Anstrengungen, um die vielen Lücken aller Art, welche die mörderische Schlacht in unseren Reihen angerichtet hatte, wieder auszufüllen. Täglich fast kamen neue Ersatztransporte aus Böhmen, Mähren, Ungarn, Galizien und aus den anderen von den Feinden noch nicht besetzten Theilen der Monarchie bei uns an. Es wurde eifrigst exerciert, manövrirt, organisirt, neu uniformirt, denn vielen Truppen fehlte es

an den nothwendigsten Bedürfnissen; kurz es herrschte eine unermüdliche Thätigkeit, um baldmöglichst wieder vollständig gerüstet zu einem neuen Kampfe dazustehen. Auch das bisher in Böhmen gestandene Armee-Corps des Grafen Kolowrat wurde jetzt herbeigezogen, wie auch ebenfalls Böhmische Landwehr-Bataillone bei uns einrückten. Es war dringend nothwendig, das hier versammelte Heer zu verstärken, da auch Bonaparte, der sich inzwischen auf der Insel Lobau immer mehr festgesetzt hatte, von allen Seiten bedeutende Verstärkungen an sich zog. Zu erwarten stand, daß dieser Feldherr mit seiner gewohnten Energie über kurz oder lang wieder einen Hauptschlag gegen uns ausführen werde, und so galt es, möglichst darauf gerüstet zu sein.

Mitte Juni gab ich die Führung des Grenadier-Bataillons wieder ab, da der frühere Befehlshaber desselben inzwischen von seiner Wunde soweit wieder genesen war, um mit einiger Anstrengung das Pferd besteigen zu können. Ich erhielt jetzt ein Linien-Bataillon, und obgleich der Dienst bei den Grenadieren, die nur bewährte Leute hatten, in mancher Hinsicht angenehmer und leichter war, so bedauerte ich in anderer Beziehung diesen Tausch doch nicht zu sehr. Ich hatte jetzt Gelegenheit, mehr auf Vorposten und so eher an den Feind zu kommen, als bei den Grenadieren, die stets sehr geschont und in Reserve gehalten wurden, um im letzten

Fall die Hauptentscheidung mit abzugeben. Auch kam ich jetzt mehr mit meinen früheren Regimentskameraden in nähere Berührung, als bei den abgesonderten Grenadieren, und dies gewährte mir manche Annehmlichkeit.

Ich war jetzt häufig auf Vorposten, nur durch den schmalen Arm der Donau, der die Insel Lobau vom linken Ufer trennt, von den Franzosen geschieden. Wir konnten in den stillen Nächten auf unseren äußersten Feldwachen sehr oft die frohen Gesänge und munteren Scherze, mit denen die Französischen Truppen die nächtlichen Wachen sich zu verkürzen strebten, ganz deutlich vernehmen. Es gewährte mir oft ein eigenes, aus Trauer und Freude zugleich gemischtes Gefühl, mich allein an die Ufer des schnell dahinrauschenden Flusses zu setzen, um diesen heimathlichen Klängen zu lauschen. Traurige Gefühle, daß mich ein hartes Geschick fort und fort dazu zwang, gegen die Söhne meines Vaterlandes kämpfen zu müssen, wenn ich nicht meinen Grundsätzen ungetreu werden wollte, erfüllten dabei oft meine Brust. Hörte ich dann aber die Töne der Marseillaise oder anderer republikanischer Lieder, welche die Französischen Truppen auf ihren Feldwachen noch häufig sangen, obgleich Bonaparte, der Sohn der Revolution, ihnen dies untersagt hatte, oder den mir noch verhaßteren Ruf: „vive l'empereur Napoleon!" so schwand auch diese wehmüthige Stimmung sogleich wieder. Ich war

dann nur der strenge Legitimist und nicht mehr der Sohn des entarteten Frankreichs, und erneuerte mein Gelübde, fort und fort für das heilige Princip der Legitimität zu fechten, so lange mir Gott in seiner Gnade die Kraft verlieh, das Schwert in meiner Rechten führen zu können.

Wie es übrigens bei zwei Heeren, die schon eine entscheidende Feldschlacht gegen einander geschlagen haben und sich zu einer baldigen neuen wieder vorbereiten, häufig der Fall sein wird, so ruhte der kleine Vorpostenkrieg jetzt bei uns fast gänzlich. Die Soldaten waren es überdrüssig, sich durch solchen mühseligen Kampf, der doch keine entscheidenden Erfolge liefern konnte, zu ermüden, und sie sparten lieber ihre Kräfte für den zu erwartenden Hauptkampf. Es herrschte mitunter oft eine Art freundliches Verhältniß zwischen unseren Vedetten und den Französischen und nur selten kam es zu kleinen Gefechten. Sehr häufig kamen übrigens Deserteure vom Heere Bonaparte's zu uns herübergeschwommen. Es waren dies gewöhnlich Soldaten aus den sogenannten Rheinbund-Contingenten, oder auch Wallonen aus den jetzt zu Frankreich geschlagenen Wallonischen Provinzen, mitunter auch wohl Italiener; äußerst selten aber Nationalfranzosen. Von unserem Heere desertirten nur wenige Soldaten, und dann waren dies in der Regel schlechte Subjecte, die verdiente Strafen für andere Vergehen fürchteten.

Ein wahrer Festtag war es immer für uns Alle, sowohl Officiere wie Mannschaft, wenn der Erzherzog Carl uns besuchte. Mit wahrhaft begeisterter Stimmung brachten wir dann dem edelen Feldherrn aus voller Brust unser Hoch. Das Wesen des Erzherzogs, der jetzt häufig die Gnade hatte, längere Gespräche mit mir zu führen und mich auch einigemal zur Tafel zu befehlen, mußte auf Jeden einen ungemein gewinnenden Eindruck machen, selbst wenn man nicht den Sieger von Aspern in ihm verehrt hätte. Er zeichnete sich besonders durch eine völlige Einfachheit und Natürlichkeit seines Wesens, wie solche der wahrhaft vornehme Mann besitzt, aus und es war auch nicht das mindeste künstlich Gemachte und Affectirte in ihm. Er war von kleiner, schwächlicher Figur, die aber jetzt mehr Rundung gewonnen hatte, als damals, da ich zuerst die Ehre hatte, ihm vorgestellt zu werden, und saß dabei vortrefflich zu Pferde, wie denn auch alle seine Bewegungen eine große Anmuth zeigten. Aus seinen lebhaften, blauen Augen blitzte Feuer und Begeisterung und sein Blick ließ den hohen Geist, der in diesem zarten Körper wohnte, klar erkennen. Sein großer Muth, den er bei jeder Gelegenheit und besonders noch wieder jüngst bei Aspern, da er mitten im heftigsten feindlichen Feuer die Fahne des in Unordnung gekommenen Bataillons vom Regiment Zach ergriff, zeigte, dabei seine menschenfreundliche Sorg-

falt selbst für das Wohlergehen des untersten Soldaten und sein gerechter und standhafter Sinn, hatten ihm die unbegrenzte Verehrung des ganzen Österreichischen Heeres in einem Grade, wie sie vorher nie ein anderer Feldherr besessen hat, erworben. Man brauchte nur die Freudenäußerungen zu vernehmen, welche die neuerdings zu unserem Heere stoßenden Truppentheile ausriefen, daß sie jetzt wieder unter den Befehlen ihres geliebten Erzherzogs Carl stehen durften, um dies so recht zu erkennen. Ich glaube, es gab zu jener Zeit manche einflußreiche Persönlichkeiten im Österreichischen Kaiserstaat, denen diese gar zu große Popularität des Erzherzogs im Heere nicht recht erwünscht war. Neider und heimliche Intriguanten hatte dieser große Mann leider nur zu viele, und zum unermeßlichen Schaden der ganzen Monarchie wurden nur zu oft manche seiner Befehle nicht in der Art ausgeführt, wie er es bestimmt hatte.

Am Abend des 30. Juni wurden wir plötzlich von Kanonendonner allarmirt. Es war ein furchtbar heißer Tag gewesen, ich hatte fast den ganzen Tag über Rekruten exercieren lassen und war eben in der Feldhütte auf meiner Streu sehr ermüdet eingeschlummert, als mich der Kanonendonner wieder aufweckte. Mein Bataillon, das an dem Tage mit auf Vorposten war, stand sogleich unter den Waffen, denn wir erwarteten einen ernsthaften Kampf. Es kam aber diesmal noch nicht dazu und

das Ganze beschränkte sich auf eine gegenseitige Kanonade zwischen unseren Batterien bei Eßling und den auf der Mühlen-Insel in der Donau aufgefahrenen schweren Französischen Geschützen.

Wir blieben noch zwei Tage völlig zum Kampf gerüstet, es kam jedoch nicht dazu, denn Bonaparte glaubte noch nicht, daß die rechte Stunde zu einem erneuerten Angriff gekommen sei.

Am 3. Juli gegen Mittag marschirten wir mehr zurück und bezogen ein Hüttenlager unweit Wagram. Warum diese mehr rückgängige Bewegung geschah, und wir Bonaparte somit Gelegenheit ließen, bei einem etwaigen Übergang seine Truppen bequem auf dem linken Ufer aufstellen zu können, bevor er zum eigentlichen Angriff schritt, habe ich nie recht begreifen können.

Die Französische Armee, durch mehrere herbeigezogene Corps verstärkt, betrug jetzt an 130,000 Mann Infanterie, 18,000 Mann verfügbare Cavallerie und nahe an 600 Geschütze, während unser Generallissimus nur an 96- bis 98,000 Mann Infanterie, 13,000 Mann Reiterei und höchstens 450 Geschütze zur Schlacht verwenden konnte. Die Österreichische Cavallerie war zwar geringer, sonst aber entschieden besser, als die Französische, während die Österreichische Artillerie nicht allein an Stärke, sondern auch an Tüchtigkeit für die Schlacht weit hinter der Französischen zurückstand. Unsere Ar-

tilleristen bewiesen sich zwar sehr muthig, theoretisch ungemein geschickt und schossen, wenn sie erst einmal am Platze angekommen, auch sicher, waren sonst aber ungemein langsam und pedantisch. Bonaparte hatte die verwegensten Soldaten mit zu Fahrkanonieren gemacht und diesen einen erhöhten Rang gegeben. Die Französischen Batterien jagten oft in vollem Galopp in die Schlachtlinie, als wollten sie eine Cavallerie-Attaque mitmachen; bei der Österreichischen hingegen diente der Ausschuß der Rekruten, die kein Regiment haben wollte, als Trainknechte; die Kerle hatten keinen Ehrgeiz, wollten nicht gern in das Feuer und die armen Artillerie-Officiere mußten oft mit dem flachen Säbel auf ihre Fahrknechte hauen, um diese nur schnell vorwärts zu bringen. So manövrirte die Französische Artillerie, diese stolzeste Waffengattung des Heeres, ungleich schneller, als die Österreichische und seiner zahlreichen und trefflichen Artillerie hat Bonaparte ebenfalls wieder wesentlich den Gewinn der Schlacht bei Wagram zu verdanken. Seine Infanterie focht diesmal theilweise nur sehr mittelmäßig, besonders auch das Corps von Bernadotte, den die Schweden wahnsinniger Weise später zu ihrem Könige machten.

In der Nacht vom 4. auf den 5. Juli tobte ein so heftiges Gewitter, wie ich solches in Deutschland selten gesehen habe, über das weite Marchfeld. Der Regen

ergoß sich in Strömen hernieder und die nur mitunter durch zuckende Blitze weithin erhellte Finsterniß war so groß, daß man kaum seinen Nebenmann erkennen konnte. Kein Bivouakfeuer vermochte bei diesem Unwetter zu brennen, keine Laubhütte gewährte Schutz gegen den eindringenden Regen, und fröstelnd und durchnäßt lagen wir Alle auf unseren nassen Lagern. Es hatte am Nachmittag wieder eine heftige Kanonade zwischen den Französischen Geschützen auf der Insel Mühlau und unseren Batterien statt gefunden und „Stadt-Enzersdorf“ auf dem linken Donau-Ufer war dabei in Brand geschossen.

Gegen zwei Uhr Morgens wurde plötzlich bei uns Allarm geschlagen und wir mußten noch in all' dem Unwetter unter das Gewehr treten, blieben aber sonst ruhig aufmarschirt dastehen. Was Niemand für möglich gehalten hätte, war geschehen; Bonaparte hatte gerade dies Unwetter benutzt, um an zwei verschiedenen Stellen einige tausend Mann über die Donau gehen zu lassen. Nur ein so energischer Feldherr, wie Bonaparte, konnte solch' Wagstück unternehmen, nur so gut eingeübte, an schnelles und ineinandergreifendes Ausüben der schwierigsten Befehle gewöhnte Truppen, wie es die Französischen Pontonniers, Voltigeurs und Grenadiere damals waren, einen so gefährlichen Übergang in solcher dunkelen Nacht glücklich ausführen. — Um 3 Uhr Morgens standen 40,000 Mann auserlesene Französische

Truppen in zusammengedrängter Stellung bei Mühlleithen und auf sechs inzwischen geschlagenen Schiffbrücken marschirten unablässig die übrigen Truppen herüber. Bonaparte hatte wieder eines der vielen militairischen Meisterstücke, an denen sein Feldherrnleben so überreich ist, ausgeführt.

Um vier Uhr Morgens, als die Frühsonne das finstere Gewölk der Nacht zerstreut hatte und nach all dem Unwetter ein schöner, heiterer Julitag zu erwarten stand, ertönte auf's Neue der Donner des schweren Geschützes, dem sich bald auch das Knattern der Gewehrsalven beimischte. Ein entscheidender Tag war zu erwarten, das mußte bald uns Allen einleuchten, und ich bedauerte sehr, daß ich in letzter Nacht keine Gelegenheit gehabt hatte, die heilige Beichte abzulegen, wie ich es so gern vor jeder Schlacht zu thun pflegte.

In raschem Sturmschritt, unter wirbelndem Trommelschlag und schmetternder Feldmusik drangen die Französischen Truppen nun vorwärts und warfen unsere ersten Brigaden zurück. Die Dörfer Aspern und Eßling, jene Blutstätten des Kampfes am 21. und 22. Mai, waren bald von den Feinden eingenommen. Unsere Stellung war zu weit ausgedehnt, unsere Truppen standen an den vielen bedrohten Punkten, die sie hatten decken sollen, zu schwach aufgestellt, und so mußten die Feinde, die in dichten Keilen vorwärts drangen, bald Terrain

gewinnen. Der Erfolg in den ersten Stunden des 5. Juli war entschieden günstig für Bonaparte gewesen, und es kam nur darauf an, ob er die gewonnenen Vortheile auch auf die Länge würde behaupten können.

Wir waren jetzt unweit des Dorfes Wagram aufmarschirt, und da die Ebene sich sanft abwärts senkte, konnten wir einen großen Theil der Kampflinie von unserem erhöhten Platz aus bequem übersehen. Besonders fesselten wiederholte Reitergefechte, die ich durch mein Handfernglas deutlich erkennen konnte, meine Aufmerksamkeit. Der Fürst Liechtenstein machte mit seinen Cavallerie-Regimentern prächtige Attaquen und warf namentlich Deutsche Cavallerie (ich glaube es war Sächsische), die zum Corps Bernadotte's gehörte, tüchtig zurück. Die zahlreiche Französische Artillerie, die mit großer Schnelligkeit und Entschlossenheit vorging, gab auch hier wieder den Ausschlag, und ihr wohlgerichtetes Feuer zwang endlich die Cavallerie des Fürsten Liechtenstein zum Rückzug.

Das Französische Geschützfeuer war uns inzwischen schon so nahe gerückt, daß einzelne Kanonenkugeln über die Köpfe der Soldaten hinwegsausten, ohne jedoch sonderlichen Schaden anzurichten. Nur ein Marketenderkarren, der sich unvorsichtig in die Schußlinie gewagt hatte, wurde hinter meinem Bataillon von einer Zwölfpfünderkugel sammt Pferd und Menschen hinweggerissen.

Jetzt erschien der Erzherzog Carl vor der Front unserer Bataillone. Wie glänzte das Auge unseres hohen Feldherrn so feurig, welche Ruhe thronte auf seiner Stirn; ganz so wie ein Erzherzog vom edlen Hause Habsburg-Lothringen im feindlichen Schlachtenfeuer aussehen muß, war seine Erscheinung. Mit Jubel begrüßten seine getreuen Soldaten ihren Feldherrn mitten im Donner der feindlichen Kanonen.

Ein Theil unserer Infanterie hier wurde jetzt in Plänklerketten aufgelöst und den Abhang hinunter beordert, um den Rußbach gegen die feindlichen Angriffe zu vertheidigen. Leider schossen die damaligen Kommißgewehre der Österreichischen Infanterie so schlecht und wir hatten dazu viele Rekruten, die noch ganz ungeschickte Schützen waren, in den Gliedern, und so richtete unser Feuer keinen großen Schaden an.

Starke Französische Colonnen drangen immer lebhafter vor, und unsere Plänkler mußten den Rand des Rußbaches verlassen.

Die Französische junge Garde, an ihren Uniformen erkennbar, war inzwischen über den Rußbach gegangen und stürmte gegen uns an. Die hier aufgestellte Infanterie, zu der auch mein Bataillon gehörte, empfing den Feind jedoch mit großer Standhaftigkeit, und es kam zu einem lebhaften Handgemenge mit dem Bajonett. Jetzt hatte ich selbst während dieses ganzen Feld-

zuges zum ersten Mal Gelegenheit, von meinem treuen Pallasch einen gehörigen Gebrauch zu machen, und hieb einen Französischen Corporal, der mit dem Bajonnett nach mir stieß, zusammen. Unsere Infanterie, begeistert durch die Anwesenheit ihres hohen Feldherrn, der mitten im heftigsten Handgemenge sich befand, focht vortrefflich, und wir drängten die feindlichen Colonnen mit dem Bajonnett zurück. Das tapfere Cheveauxlegers-Regiment Vinant, früher als Latour so hoch berühmt, in dem noch ein tüchtiger Stamm jener alten kriegsgewohnten Wallonischen Reiter diente, kam uns bald zu Hülfe, und trieb die schon erschütterten feindlichen Truppen förmlich in Unordnung wieder über den Rußbach. Schöne Augenblicke, die mir noch jetzt unvergeßlich sind, waren es, als wir unter Trommelklang und Hurrahgeschrei avancirten. Wir machten jetzt viele Gefangene, ja erbeuteten sogar einen Regimentsadler, den die Franzosen sonst stets mit großer Hartnäckigkeit zu vertheidigen pflegten, wie man denn überhaupt einem Theil der feindlichen Infanterie sehr anmerken konnte, daß sich viele Rekruten in ihren Reihen befanden.

Die Dunkelheit machte leider unserem Weitervorrücken ein nur zu frühes Ende, denn bis jetzt war die Österreichische Armee Sieger geblieben und Bonaparte hatte die anfänglich errungenen Vortheile wieder aufgeben müssen.

Vier Französische Divisionen waren entschieden zurückgeworfen, ja sogar theilweise in Unordnung geflohen, und namentlich hatte Bernadotte mit einem Theile seiner Truppen eine empfindliche Schlappe erlitten. Nur die Garde Bonaparte's blieb wie immer fest und unerschütterlich und ihr Stand bei Rasdorf gab während der Nacht den theilweise in Verwirrung geflohenen feindlichen Truppen einen neuen Stützpunkt. Hätte der Erzherzog nur noch **15,000** frische Soldaten als Reserve gehabt, ich bin überzeugt, wir hätten wieder einen so glänzenden Sieg, wie vorher bei Aspern und Eßling, uns erkämpft.

Bis auf das Äußerste ermüdet, lagerten wir uns an den Ufern des Rußbaches und suchten die wenigen Stunden der kurzen Rast zur Herstellung der erschöpften Kräfte zu benutzen. Daß dabei einem Bataillons-Commandeur, auf den eine Menge der verschiedenartigsten Geschäfte sich zusammendrängten, keine Zeit zum Schlaf, dem die gemeine Mannschaft sich hingeben konnte, übrig blieb, war natürlich. Kaum gewann ich so viel Muße, um einige Bissen Brod und Wurst und einige Gläser Wein aus der Feldflasche, die erste Nahrung, die ich innerhalb **24** Stunden genossen hatte, zu mir zu nehmen. Und doch, wie wohl und kräftig fühlte sich auch jetzt mein Körper, denn die bisher erkämpften glücklichen Erfolge hatten ihm neue Spannkraft verliehen. Welche

schöne Hoffnungen erfüllten in jener Nacht meinen Geist und wie bald wurden sie abermals wieder gänzlich vernichtet. — An den schaurigen Scenen, die jedem blutigen Schlachttage stets als finstere Nachtgespenster folgen, fehlte es natürlich auch diesmal wieder nicht. Besonders rötheten hohe Flammensäulen aus mehreren ringsumher brennenden Dörfern den dunklen Himmel. Ein ehrwürdiger Feldcaplan vom Regiment Colloredo, den sein frommer Eifer hierher auf die Blutstätte geführt hatte, den vielen Sterbenden die letzten Augenblicke ihres Lebens zu erleichtern, nahm auch mir die heilige Beichte ab. Als Beleuchtung bei dieser Handlung diente der Flammenschein einiger brennenden Häuser des Dorfes „Wagram." Ich konnte nach abgelegter Beichte und empfangener Absolution wieder ungleich ruhiger dem Tod in das Antlitz schauen.

In der Nacht noch erhielten wir die Befehle für die blutige Arbeit des kommenden Morgens. Der Erzherzog Carl hatte trotz der Minderzahl seines Heeres den kühnen, aber auch richtigen Entschluß gefaßt, seinem Gegner Bonaparte zuvorzukommen, selbst die Offensive zu ergreifen und die Franzosen wo möglich von der Lobau abzuschneiden und in das weite Marchfeld zu werfen. Leider sollen die Ausführungen dieses sehr complicirten und ausgedehnten Manövers nicht immer so schnell und sicher in einander gegriffen haben, wie es

dieser treffliche Plan des Erzherzogs verdiente. — Unser Heereshaufen, der den geringsten Weg zu machen hatte, da er im Centrum kämpfen mußte, trat erst um 4 Uhr, als schon der Morgen angebrochen war, unter die Waffen. Wir waren Alle des besten Muthes und hofften sicher auf einen Sieg, wie den bei Aspern. Unsere Schlachtaufstellung war eine gleiche wie die an jenen siegreichen Tagen, nämlich in Bataillons-Colonnen mit Plänklern voran, zu zwölf Gliedern Tiefe. Mein Bataillon, das am letzten Tage an Todten, Verwundeten und Vermißten 117 Mann verloren hatte, zählte jetzt noch 714 Combattanten in sechs Compagnien in den Gliedern.

Die Schlacht begann, als eben die Sonne aufgegangen war, nach dem vorgeschriebenen Plan, und es mußte Bonaparte eigenthümlich erscheinen, daß sein Gegner ihm diesmal zuvorgekommen war und die Offensive ergriffen hatte. Wir im Centrum kamen noch nicht sogleich in das Feuer, da das Gefecht sich auf den Flügeln zuerst entwickelte. Der Erzherzog, von seinem Stabe umgeben, sprengte an unserer Front entlang. Der freudige Hochruf aller Soldaten mußte dem edlen Feldherrn zeigen, mit welch muthigem Vertrauen seine Truppen auch heute wieder in den Kampf gingen, um Österreichs Kaiserfahnen neue Ehre zu erringen. — Wir rückten nun bald zwischen den Dörfern Aderkla und Wagram vor,

um die Franzosen aus ihrer Stellung bei Rasdorf zu vertreiben. Ein heftiges Französisches Geschützfeuer empfing uns bald und zerriß unsere Reihen, so daß wir anfänglich wieder zurückgehen mußten. Vergebens suchte die Österreichische Artillerie hier der Französischen gegenüber Widerstand zu leisten, da sie in numerischer Hinsicht viel zu schwach hierzu war.

Auf allen Flügeln unserer Schlachtlinie entspann sich jetzt der heftige Kampf, überall dröhnte der Kanonendonner, knatterten die Flintenschüsse und der dicke Pulverdampf versperrte nach allen Seiten hin die freie Aussicht. Eine der blutigsten Schlachten unseres Jahrhunderts hatte jetzt in voller Stärke wieder begonnen.

Der Erzherzog Carl, der inzwischen die ganze Österreichische Linie beritten hatte, kam in dem gefährlichen Augenblick, da unsere erschütterten Linien schon zu wanken begannen, wieder bei uns an. Der Anblick ihres geliebten Führers, der hoch zu Rosse so ruhig im heftigsten feindlichen Kartätschenfeuer hielt, als sei für ihn gar keine Gefahr vorhanden, brachte unsere Bataillone wieder zum Stehen, die Glieder ordneten sich wieder, und abermals marschirten wir vorwärts. Uns gerade gegenüber hatte Bonaparte seinen Standpunkt, und leitete von hier, als der wichtigsten Stelle der Schlachtlinie, den ganzen Kampf. Mit seiner gewohnten Energie und richtigen Beurtheilung der Verhältnisse,

ließ er nun 60 Geschütze seiner Garde-Artillerie in einer einzigen großen Batterie zusammenfahren und ihr Feuer gegen uns richten. Es war wirklich, als ob die Hölle ihren Schlund aufgethan hätte, um uns Alle zu verderben, so donnerte und krachte und sauste es um uns herum. Noch waren wir im Vorrücken, und wenn auch unsere Glieder schon über die Hälfte gelichtet waren, so stürmten die wackeren Reste doch immer noch vorwärts.

In diesem Augenblick traf mich eine feindliche Kartätschenkugel unterhalb der Brust und riß aus den Rippen einen Fetzen Fleisch mit fort. Ich griff mit beiden Händen in die Mähnen meines Pferdes, um mich wo möglich noch im Sattel zu erhalten; allein es ward mir dunkel vor den Augen, meine Sinne schwanden und ich stürzte vom Pferde.

Von dem, was ferner nun mit mir vorging, hatte ich keine klare Anschauung mehr, sondern fühlte nur einen brennenden Schmerz in meiner Wunde und ein Getobe von Menschen um mich herum. Später merkte ich, daß ich aufgehoben und fortgetragen wurde, ohne daß ich jedoch die Augen dabei öffnete oder ein Wort sprach. — Unter den Händen eines Arztes, der mit blutigem Messer an meiner Wunde umherschnitt, erwachte ich später zu einigem Bewußtsein und schlug die Augen wieder auf. Ich lag auf einem Tische in einer Bauernstube, die von einigen Kiehnfackeln erhellt wurde; an

meiner Seite stand mein treuer Bediente, der stets eine seltene Anhänglichkeit an mich bewies, während rings-umher zahlreiche Verwundete unter den Messern der Ärzte ächzten und wimmerten.

Meine erste Frage war, wie es mit der Schlacht stände, und ob wir solche gewonnen hätten. Mein Bediente schwieg, und dies Schweigen erfüllte mich mit banger Ahnung, denn im Fall eines Sieges würde er mir ihn sogleich jubelnd verkündet haben. Nochmals frug ich in großer Hast und verlangte in jedem Fall eine bestimmte Antwort. Ein Feldscheerer, der neben mir einem verwundeten Husaren einen breiten Hieb verband, antwortete mit spöttelnder Stimme: „Nun; avanciren thun wir gerade nicht, sondern üben uns einmal wieder im Retiriren.“ Der höhnische Ton, mit dem dieser Mensch diese Trauerkunde aussprach, und der freche Ausdruck seines gemeinen Gesichtes dabei, das gerade durch den Schein einer Fackel recht hell beleuchtet wurde, machte einen solchen widrigen Eindruck auf mich, daß ich ihn nie wieder vergessen habe.

Mein Bediente merkte dies und sagte: „Wir ziehen uns aber in sehr guter Ordnung zurück, und unser Bataillon hat bis zum letzten Augenblick standhaft gefochten.“ Dankbar drückte ich dem treuen Menschen, dessen freundliche Absicht bei diesen tröstlichen Worten ich gut erkannte, die Hand.

Ein Hauptmann eines Grenz=Regiments, der sich inzwischen seinen zerfetzten Arm hatte verbinden lassen, kam nun zu mir heran, und theilte mir den Verlust der Schlacht und den in guter Ordnung statt findenden Rückmarsch unseres Heeres in der Richtung auf Znaym mit. Mehr als meine Wunde, in welcher der Arzt eine eingedrückte Rippe wieder aufgerichtet hatte, schmerzte mich diese Trauerkunde. So waren so herrliche Hoffnungen sogleich bei ihrem Entstehen wieder vernichtet, und ein begonnener Sieg hatte sich abermals in eine Niederlage verwandeln müssen. Es war wirklich, als ob diesem Bonaparte dämonische Kräfte schützend zur Seite stehen müßten, so sehr glückten alle, selbst seine gewagtesten Pläne.

Unseres Bleibens in dem überfüllten Bauernhause durfte nicht länger sein, denn es stand zu erwarten, daß die Franzosen beim Beginn des nächsten Tages allmählich weiter nachrücken würden. Mehrere Schwerverwundete, bei denen ein Weitertransport nur eine nutzlose Quälerei gewesen wäre, wurden zurückgelassen, und der Gnade der nachmarschirenden Franzosen übergeben, die anderen aber auf Bauerwagen oder leere Pulverkarren eng zusammengepackt und weiter gegen Olmütz zu fortgefahren.

Die Sorge meines treuen Bedienten, theils vielleicht auch mein Rang als Stabs=Officier, verschaffte mir ein

kleines Bauerwägelein, auf dessen Stroh ich mit einem verwundeten Hauptmann gelegt wurde. Mein Bedienter ritt auf meinem Packpferd, was gerettet war, neben dem Wagen. Später, als das Bauerpferd ermüdet war, spannten wir mein eigenes Roß ein.

Die Fahrt war sehr schmerzlich und angreifend und die Stöße des Wagens in dem ausgefahrenen Wege bereiteten mir viele Qualen. Ich lag im heftigsten Wundfieber, so daß ich nur ein unklares, dumpfes Bewußtsein hatte und nicht genau wußte, was um mich her vorging. Da in Olmütz und überhaupt in Mähren, wohin die Armee des Erzherzogs Carl in fester Ordnung zurückmarschirte, voraussichtlich alle Lazarethe überfüllt sein mußten, so hatte ich gebeten, mich gleich nach Prag fahren zu lassen, wo ich hoffen durfte, eine bessere Pflege zu finden. Die Fahrt, die an acht Tage dauerte, denn wir machten nur kleine Tagereisen und rasteten auch in Iglau, war sehr angreifend und gänzlich erschöpft langte ich in der alten Böhmischen Königshauptstadt an.

Das Spital der „Barmherzigen Brüder" nahm mich in seine stillen Mauern, in denen schon so viele Schmerzen ihre Linderung und Heilung gefunden hatten, gastlich auf. Meine Wunde, die sich durch die Fahrt verschlimmert hatte, war gefährlich und schmerzlich und die Heilung sehr langwierig, da sich besonders eine starke Eiterung absetzte. Über acht Wochen durfte ich mein

Lager gar nicht verlassen und konnte später auch noch geraume Zeit keine enganliegende Uniform tragen und vor Schwäche nur auf einen Stock gestützt, umhergehen. Mein Körper bot jetzt überhaupt schon eine gute Sammlung von Wunden dar.

Was waren aber alle diese körperlichen Leiden gegen die grausamen Schmerzen, welche meine Seele jetzt wieder empfinden mußte. Der Waffenstillstand nach dem blutigen Gefechte bei Iglau, in dem die Österreichische Armee wieder ihren alten Ruhm bewährte, der Rücktritt des Erzherzogs Carl von dem Obercommando des Heeres und nun gar der unheilvolle Friede von Wien, waren gar traurige Nachrichten, welche viele, viele bittere Stunden mir brachten. Welchen Trost flößten dann die frommen Mönche meinem Herzen ein, wenn ich an dem endlichen Sieg des Rechts gegen die Revolution immer mehr zu verzweifeln begann. Nicht allein die Linderung meiner körperlichen, sondern auch die meiner geistigen Schmerzen, verdanke ich ihren segensreichen Bemühungen.

Der härteste Schlag, der mich treffen konnte, war aber die verbürgte Nachricht, der Kaiser von Österreich habe beschlossen, in die Verbindung seiner Tochter Marie Luise mit Napoleon einzuwilligen. — Als ich zuerst von diesem Gerüchte hörte, hielt ich das Ganze für einen schlechten Scherz frivoler Witzbolde und ver-

bat mir ernstlich die Wiederholung desselben. Bald aber sollte ich zu meinem Entsetzen vernehmen, daß eine Tochter des Monarchen, dem ich zu dienen die Ehre hatte, wirklich das Ehebette Bonaparte's besteigen mußte. Ich bin kein Diplomat und kann also nicht darüber urtheilen, ob die Beweggründe zu einem solchen unnatürlichen Bunde wirklich so gewichtig waren, daß er statt finden mußte; was ich aber damals darüber dachte und auch jetzt noch denke, will ich lieber auszusprechen unterlassen.

An dem Tage, als die Verlobung Napoleon's mit der Tochter des edlen Hauses Habsburg-Lothringen öffentlich proclamirt wurde, reichte ich mein Entlassungsgesuch aus dem Österreichischen Militairdienst ein. Es kostete mir dieser Schritt schwere Opfer, denn ich liebte das Österreichische Heer ungemein, fühlte mich heimisch in der Mitte meiner tapferen Kameraden und hatte mich schon immer mehr mit dem Gedanken vertraut gemacht, mein ganzes ferneres Leben bei ihnen zuzubringen, da der Sieg der Legitimität in Frankreich Ende 1809 wirklich ungemein zweifelhaft war. Meinen Grundsätzen gemäß durfte ich aber nicht länger ein Officier des Schwiegervaters von Bonaparte bleiben, und ich hätte mich selbst innerlich verachten müssen, wenn ich nur einen Augenblick in meinem Entschlusse schwankend gewesen wäre. Wie leicht hätte ich nun zu Ehrendiensten bei diesem

Manne commandirt werden können, ja selbst unter Truppen, die seine Sache mit verfechten sollten, dienen müssen. Wie erbärmlich wäre ich mir aber vorgekommen, wenn irgend etwas auf der Welt mich hätte jemals zu einer solchen Verläugnung meines Princips bewegen können. — Ich hatte mein Abschiedsgesuch ohne irgend weitere Nebenwünsche eingereicht. Der mir persönlich sehr gewogene Oberst unseres Regiments rieth mir, um Entlassung mit Charakter und Pension einzukommen, was mir besonders in Rücksicht auf meine bei Wagram erhaltene schwere Wunde sicherlich bewilligt worden wäre.

Ich wollte dies aber nicht, denn ich wäre dann in einer gewissen Abhängigkeit von Österreich geblieben und hätte keine anderweitigen Dienste nehmen dürfen. Meine Absicht war jetzt, nach Spanien zu gehen und wo möglich dort gegen die Schaaren Bonaparte's zu kämpfen. Mit hoher Begeisterung hatte ich stets bisher von der Treue des edlen Spanischen Volkes für sein legitimes Herrscherhaus und von seinem muthigen Kampfe gegen die aufgedrungene Herrschaft des Französischen Usurpators gelesen und wünschte mich nun mit allen meinen Kräften daran zu betheiligen. So kam ich denn ganz einfach um meinen Abschied ein und verzichtete dabei ausdrücklich auf alle weiteren Ansprüche. In ehrenvollen Ausdrücken erhielt ich den verlangten Abschied und zu-

gleich auch einen Orden zur Anerkennung meiner Dienste im Österreichischen Heere.

Als ich zum letzten Male den Degen mit dem Kaiserlichen Officierportepee umgürtete, ward mir unendlich schwer im Herzen, und ein tiefes Gefühl der Wehmuth übermannte mich. Ich hatte bisher so gern und wie ich hoffe, auch mit Ehren unter den Fahnen Österreichs gedient, so manche frohe, aber auch wieder traurige Stunden darunter verlebt, zählte so viele wackere Kameraden, treue Freunde und anhängliche Untergebene in den Reihen des Heeres und mußte jetzt dies Alles, wahrscheinlich für immer, verlassen. Gerade in dieser Stunde des Abschieds fühlte ich erst recht, wie sehr mir das Heer des Kaisers von Österreich an das Herz gewachsen war. Und doch gebot die Pflicht jetzt dies Scheiden!

Meine Regimentskameraden zeigten mir zuletzt noch, daß sie mich nicht ungern in ihrer Mitte gehabt hatten, und der Abschied war ungemein herzlich. Da mein Pistolenhalfter mit den Pistolen in der Schlacht bei Wagram verloren gegangen war, so schenkte mir das Officiercorps des Regiments ein Paar sehr werthvolle Pistolen von dem berühmten Kuchenreuther, mit einer auf den Kolben eingravirten Widmung.

Sehr nahe ging mir auch der Abschied von dem treuen Burschen, den ich seit neun Jahren unaufhörlich um mich gehabt hatte. Der ehrliche Linzer heulte wie ein Kind,

und war gern bereit mir, wohin ich es wünsche, zu folgen, da er seine Capitulation bereits längst abgedient hatte. Meine beschränkten pecuniären Mittel und die ungewisse Aussicht auf meine Zukunft gestatteten mir leider nicht, ferner einen eigenen Bedienten zu halten und so mußte ich sein Anerbieten denn ausschlagen, so unangenehm mir dies auch war. Mein ganzes irdisches Hab und Gut, über welches ich frei verfügen konnte, betrug jetzt kaum 8000 Gulden Münze. Dabei hatte ich nicht die geringsten Aussichten auf eine gesicherte Zukunft, war 40 Jahre schon alt und trug über ein halbes Dutzend und zum Theil schwere Wunden an meinem Körper. Ich befand mich also wahrlich in keiner glänzenden Lage und doch fühlte ich eine gewisse innere Befriedigung, meiner Pflicht genügt zu haben.

Ich wollte über England nach Spanien gehen, mußte mich aber zu diesem Zwecke zu dem Umwege über Schweden entschließen, da jede Communication vom Festlande nach England untersagt war. Den Monat Januar des Jahres 1810 brachte ich noch in Töplitz zu, um die dortigen warmen Quellen für meine Wunden zu gebrauchen, die mir denn auch in der That gute Dienste leisteten.

Ende Januar fuhr ich mit dem Postwagen über Dresden und Berlin nach Greifswald, um mich dort nach Gothenburg einzuschiffen. Die Reise war langweilig und beschwerlich und die Seefahrt auf einem schlechten, schmutzi-

gen Schwedischen Schiff bei stürmischer See ungemein gefährlich. In Sachsen traf ich viele Begeisterung für Bonaparte an, besonders auch unter den Officieren, was mich empörte und bald in einen verdrießlichen Streit mit einem Sächsischen Cürassier-Officier, der auf die Österreicher schmähte, verwickelt hätte. Desto bitterer war aber der Haß auf die Tyrannei Bonaparte's, den ich in Preußen in allen Ständen antraf. Allgemein hörte ich die schwache Politik des Cabinets, die den Anschluß an Österreich im Frühling 1809 verhindert hatte, verwünschen. Auch in der Preußischen Armee schien jetzt ein ungleich besserer Geist, als früher zu herrschen und man es begriffen zu haben, wie man es anfangen müsse, um endlich Bonaparte zu besiegen.

In den ersten Tagen des April 1810 langte ich auf Englischem Boden an und beeilte mich, dem Könige Ludwig XVIII., den ich, seit ich mich in Mitau bei ihm beurlaubte, um als Adjutant bei Suworow einzutreten, nicht wieder gesehen hatte, meine Aufwartung zu machen und um Empfehlungen nach Spanien zu bitten.

Inhalt des zweiten Bandes.

Druckfehler des ersten Bandes.

S. 204, Zeile 13 von unten ist hinter »kam ich« einzuschalten: »am Rhein.«

S. 204, 205 und 207 muß es heißen statt: »General v. Blücher« stets: »Oberst v. Blücher.«

S. 305, Zeile 4 von unten muß es statt: »500 Mann« heißen: »5000 Mann.«

S. 334, Zeile 4 von unten muß es statt: »milden« heißen: »wilden.«

S. 336, Zeile 6 von oben muß es statt: »Hunde« heißen: »Hände.«

Gedruckt bei E. Krämer in Potsdam.

Wickede, Julius <<von>>,

Memoiren eines Legitimisten von 1770 - 1830 nach handschriftlichen Tagebü
chern, Briefen und Aufzeichnungen aus dem Nachlasse des Marquis Henri
Gaston de B. ...
Bd.: 2

Potsdam (1858)

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10415616-6